

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

Hanns Koren (Graz), **Franz Lipp** (Linz)
und **Oskar Moser** (Klagenfurt-Graz)

geleitet von

Klaus Beitzl und Leopold Schmidt

Neue Serie
Band XXVIII

Gesamtserie
Band 77

WIEN 1974

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung
der
Burgenländischen Landesregierung
der
Kärntner Landesregierung
der
Niederösterreichischen Landesregierung
der
Oberösterreichischen Landesregierung
der
Salzburger Landesregierung
der
Steiermärkischen Landesregierung
der
Tiroler Landesregierung
der
Vorarlberger Landesregierung
des
Magistrates der Stadt Wien
und des
Verbandes der wissenschaftlichen
Gesellschaften Österreichs

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde in Wien.
Verantwortlicher Schriftleiter: Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt; alle A-1010 Wien,
Laudongasse 15—19. — Druck: Holzwarth & Berger, A-1010 Wien, Börseplatz 6.
AU ISSN 0029-9669

Abhandlungen und Mitteilungen

Johann Trojer, Redensarten aus Osttirol. Der verbale Vergleich im Dialekt von Villgraten	1
Maria Leiner, Historische Angaben über das Dreschen in der Steiermark	25
Otto Hierhammer, Brauch und Sitte im Zunft- und Handwerksleben der Stadt Waidhofen an der Ybbs	40
Herbert Mitscha-Märheim, Zum Steinzeugkrug aus Heiligenkreuz .	49
Hans Hochenegg, Zur Wiener Annahand-Reliquie	50
Hans-Hagen Hottenroth, Zum Zauberbüchlein eines Oberinntaler Bauern	51
Leopold Schmidt, Sprichwörtliche deutsche Redensarten. Lesefrüchte und Randbemerkungen zu Lutz Röhrichs „Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten“	81
Dietz-Rüdiger Moser, Die Saat im Acker des Gerechten. Zur Vorgeschichte und Sinndeutung der Kornfeldlegende	131
Richard Wolfram, Um den Begriff der „Gemeinschaft“. Bemerkungen zu der Arbeit von H. Fielhauer „Maulgabe und Mahlgemeinschaft“	143
Richard Pittioni, Zwei weitere Nachweise von Kröninger Ware in Jochberg bei Kitzbühel	153
Karl Haiding, Ennstaler Sagen und ihre landschaftliche Bindung (mit 1 Abb.)	179
Werner Galler, „Feitelvereine“ besonders im niederösterreichischen Weinviertel (mit 9 Abb.)	191
Hermann Steininger, Studentisches Brauchtum an österreichischen Mittelschulen	198
Otto Kahn, Die drei Schreckensnächte als Freierprobe	207
Leopold Schmidt, Zum „Wiener Volksleben im 15. Jahrhundert“ . .	224
Günther Kapfhammer, Christophorus-Wallfahrten im Alpengebiet (mit 1 Karte und 3 Abb.)	239
Emil Schneeweis, Bildstockforschung und Namenkunde (mit 1 Abb. im Text)	265
Helga Thiel, Die Zigeuner in Neustift an der Lafnitz, Burgenland (mit 3 Notenbeispielen)	269
Johannes Trojer, Feitel, Feitelvereine und der hl. Veit	281

Chronik der Volkskunde

Volkskunde in Niederösterreich (Schmidt)	52
Österreichisches Freilichtmuseum 1973 (Schmidt)	52
Krippenausstellung in Graz (Maria Leiner)	53
Ausstellung Kellerviertel Heiligenbrunn (Schmidt)	54

Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Schmidt)	54
Rudolf Dechant † (Schmidt)	55
Oswald Menghin † (Schmidt)	55
Josef Bitsche (Schmidt)	57
Oskar Moser ein Sechziger (Schmidt)	57
Verein und Museum für Volkskunde im Jahre 1973 (Klaus Beitz/Leopold Schmidt)	155
Verleihung der Michael Haberlandt-Medaille (mit 1 Abb.)	225
Märchenmuseum Schloß Raabs. Die neue Außenstelle des Österrei- chischen Museums für Volkskunde (Schmidt)	225
Neuer Katalog für Gobelsburg	227
In memoriam Franz Hula (Schneeweis)	227
Die Außenstelle Stainz des Steirischen Volkskundemuseums am Steiermär- kischen Landesmuseum Joanneum („Steirisches Bauernmuseum”) (Maria Kundegraber)	284
Niederösterreichs naive Architektur (Roland L. Schachel)	286
Schwanthaler-Ausstellung in Reichersberg am Inn, Sommer 1974 (Franz Kollreider)	287
Die Zweite Internationale Konferenz für Ethnologische Nahrungsfor- schung in Helsinki (13. bis 18. August 1973) (Anni Gamerith)	290
Bericht über die Verbandstagung der europäischen Freilichtmuseen (Viktor H. Pöttler)	295
Bericht über das 6. Internationale Hafnerei-Symposion (Handwerkliche Keramik aus Mitteleuropa) in St. Justina, Osttirol, vom 1. 9. bis 9. 9. 1973 (Ingolf Bauer)	295
In memoriam Josef Matl (1897—1974) (Leopold Kretzenbacher)	297
Fritz Krüger (Leopold Schmidt)	299

Literatur der Volkskunde

Leopold Schmidt, Zunftzeichen. Zeugnisse alter Handwerkskunst (Leo- pold Kretzenbacher)	58
Emil Mück, Die Geschichte von Marchegg, Heft 8 (Schmidt)	59
Karl Konrad Polheim (Hg.), Das Admonter Passionsspiel (Schmidt)	60
Karl Zinnburg, Salzburger Volksbräuche (Schmidt)	60
Friedrich Knapp, Hinterglasbilder. Aus Bauern- und Bergmannsstuben des 18. und 19. Jahrhunderts. 2. Auflage (Schmidt)	63
Raimund Schuster, Auf Glas gemalt. Hinterglasmalerei aus Winklarn (Schmidt)	63
Georg Schwaiger (Hg.), Bavaria Sancta. Bd. III (Schmidt)	64

König Ludwig Album. Ausgewählt und eingeleitet von Gisela Scheffler (Schmidt)	66
Reinhold Aman, Bayrisch-österreichisches Schimpfwörterbuch (Schmidt)	66
Fred Binder, Die Brotnahrung. Auswahl-Bibliographie zu ihrer Geschichte und Bedeutung (Schmidt)	67
Georg Friedrich Most, Encyklopädie der gesamten Volksmedizin (Leopold Kretzenbacher)	67
Winfried Bothe, Bäuerliche Tierheilkunde in Niederbayern (Leopold Kretzenbacher)	70
Hans Biedermann, Handlexikon der magischen Künste von der Spätantike bis zum 19. Jahrhundert (Leopold Kretzenbacher)	71
Frankfurter Wörterbuch, Lieferung 3, unter der Leitung von Wolfgang Brückner bearbeitet von Rosemarie Schanze (Schmidt)	72
Hans Gehl (Hg.), Heide und Hecke. Beiträge zur Volkskunde der Banater Schwaben (Schmidt)	73
Arno Holtorf, Neujahrswünsche im Liebesliede des ausgehenden Mittelalters (Schmidt)	74
Das Flämische Freilichtmuseum in Bokrijk. Spezialnummer zum 20. Bestehensjahr (Schmidt)	75
Volker Rolloff, Reden und Schweigen (Felix Karlinger)	75
Volkskunstaussstellung der Bezirke Ungarns zur Hundertjahrfeier von Budapest. Katalog (Schmidt)	76
Ivan Ivančan, Die Volkstänze Dalmatiens, Bd. I (kroatisch) (Leopold Kretzenbacher)	78
Niilo Valonen, Bibliographie zum 60. Geburtstag (finnisch)	79
Gösta Berg, Bibliographie zum 70. Geburtstag (schwedisch) (Schmidt)	79
Eberhard Kranzmayer usw., Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich, Bd. II, Lieferung 1—3 und Beiheft Nr. 1 (Schmidt)	162
Leopold Kretzenbacher, Kettenkirchen in Bayern und Österreich (Schmidt)	163
Rolf Wilhelm Brednich, Lutz Röhrich, Wolfgang Suppan (Hg.), Handbuch des Volksliedes, Band 1: Die Gattungen des Volksliedes	165
Walter Kainz, Weststeirische Sagen, Märchen und Schwänke. 2. Auflage (Leopold Kretzenbacher)	168
Walter Sulzberger, Salzburger Bildungswerk, 20 Jahre Arbeitskreis für Heimatsammlungen (Schmidt)	170
Matthias Maierbrugger, Bauernbrauch im Kärntner Nockgebiet (Schmidt)	171
Willibrord Neumüller, Speculum humanae salvationis Faksimile-Ausgabe (Leopold Kretzenbacher)	171
Gorazd Makarovič, Flowery Motifs in Art intended for Farmhouses (sloven.) (Schmidt)	173

Peter A s s i o n, Weiße, Schwarze, Feurige. Neugesammelte Sagen aus dem Frankenland (Schmidt)	173
Forschungen und Berichte. Staatliche Museen zu Berlin, Bd. 15. Kunsthistorische und volkskundliche Beiträge (Schmidt)	174
Louis C a r l e n, Walsersforschung 1800—1970. Eine Bibliographie (Schmidt)	175
Jean B o d i n, Vom ausgelassenen wütigen Teuffelsheer. Übersetzt von Johannes Fischart. Neudruck hg. Hans Biedermann (Leopold Kretzenbacher)	175
Wörterbuch der deutschen Volkskunde. 3. Aufl. bearbeitet von Richard Beitzl und Klaus Beitzl (Schmidt)	229
Österreichische volkskundliche Bibliographie, Folge 6 (Wildhaber)	230
Elfriede G r a b n e r, Die Bilderwand zu Rattersdorf (Schmidt)	230
Waidhofener Museumsschriften:	
1. Othmar K. Z a u b e k, Ausstellung Volksfrömmigkeit.	
2. Othmar K. Z a u b e k, Ortsregister zu Franz Kießlings Sagensammlung „Frau Saga im N.Ö. Waldviertel“.	
3. Peter S c h ü t z, Sagen aus Weikertschlag und Umgebung.	
4. Othmar K. Z a u b e k, Wallfahrtsheiligtümer des südwestlichen Waldviertels. (Schmidt)	231
Günther F r e y, Kaning. Ein Dorf im Umbruch (Schmidt)	233
Manfred H e r m a n n, Volkskunst auf dem Hochberg bei Neufra (Schmidt)	234
Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971 bis 1973 (Schmidt)	234
Norsk Folkeminnelags Skrifter. Herausgegeben vom Institut for folke-minnevitenskap (Schmidt)	235
Angelos B a š. Die Sann-Flößer (sloven.) (Leopold Kretzenbacher)	235
Franz Carl L i p p, Bemalte Gläser. Volkstümliche Bildwelt auf altem Glas (Leopold Schmidt)	301
Otfried K a s t n e r, Ranzen, Gürtel, Federkiel (Leopold Schmidt)	302
Der Leobner Strauß. Beiträge zur Geschichte, Kunstgeschichte und Volkskunde der Stadt und ihres Bezirkes. Bd. I. (Leopold Schmidt)	303
Anton A n d e r l u h, Kärntens Volksliedschatz. II. Abteilung, 2. Bd.: Geistliche Volkslieder (Leopold Schmidt)	303
Oskar M o s e r, Die Kärntner Rätsel von „Reiter“ und Sieb (Leopold Schmidt)	304
Festschrift für Franz K o s c h i e r. Beiträge zur Volkskunde, Naturkunde und Kulturgeschichte (Leopold Schmidt)	305
Hanns B a c h m a n n, Das Mirakelbuch der Wallfahrtskirche Mariastein in Tirol (Leopold Schmidt)	306
Hans H o c h e n e g g, Menschen und Fluren. Erinnerungsblätter (Leopold Schmidt)	307

Walter Tschinkel, Wörterbuch der Gottscheer Mundart. Bd. I (Leopold Schmidt)	307
Wunder über Wunder. Gesammelte Studien zur Volkserzählung. Hg. Leo- pold Schmidt (Richard Beitzl)	308
Andreas Aberle, Nahui, in Gotts Nam! Alte Schiffahrt auf Donau und Inn, Salzach und Traun (Leopold Schmidt)	310
Hans-Ulrich Roller, Volkskultur in Württemberg. Begleitheft zur Aus- stellung (Leopold Schmidt)	310
Wolfgang Brückner (Hg.), Volkserzählung und Reformation (Leopold Schmidt)	311
Paul Quensel, Thüringer Sagen. Neudruck mit Einleitung von Leander Petzold (Leopold Schmidt)	313
Stefan Baumeier, Das Bürgerhaus in Warendorf (Leopold Schmidt) .	314
Martha Bringemeier, Priester- und Gelehrtenkleidung. Tunika, Sutane, Schaube, Talar (Leopold Schmidt)	315
Adelhart Zippelius, Handbuch der europäischen Freilichtmuseen (Leopold Schmidt)	316
Jürgen Ahrendts, Bibliographie zur alteuropäischen Religions- geschichte, 2. Bd. (Leopold Schmidt)	316
Alois Senti, Sagen aus dem Sarganserland (Schweiz) (Leopold Schmidt)	317
P. Odilo Hajnšek, Marienwallfahrten (slowenisch). (Leopold Kretzen- bacher)	318
Milko Matičetov, Tiermärchen aus der Resia / Friaul (slowenisch) (Leopold Kretzenbacher)	319
Peter Nagybakáy, Zünfte und zunftgesicherte Denkmäler im Komitat Veszprem (Ungarn) (Leopold Schmidt)	320

Redensarten aus Osttirol

Der verbale Vergleich im Dialekt von Villgraten

Von Johann Trojer

Die gesammelten Komparationen sind mehr oder minder stehende Redewendungen. Der Großteil von ihnen kann als allgemeines Sprachgut der Dialekttträger bezeichnet werden. Individuelle Neuprägungen kommen relativ oft vor, lassen sich aber infolge ihrer Kurzlebigkeit bzw. infolge ihrer beschränkten Frequentierung kaum ermitteln. Immerhin kann festgestellt werden, daß sie vorzüglich auf das Anschauungsinventar der altbäuerlichen Erfahrungswelt zurückgreifen.

Überhaupt muß auffallen, wie sehr das Bildmaterial der Vergleiche den Bestand einer Welt-Anschauung dokumentiert, deren Evidenz hierorts erst nach 1945 Einbrüche erfährt.

Es wird hier kompariert mittels der dogmatischen Hierarchie der Religion und bestimmten Gestalten der Bibel, mit den mythisch besetzten Personifikationen: der Aller, der Hollekragen, der Bettel, der Wilde; die Hexe, die Perchtl, die Golter, die Habergeiß und die Wilde-Fahrt; das Graue und das Schintale. Dann mit Figuren des alten Volkslebens wie: der Handwerksbursche, der Kärner, der Ölträger, der Bürstenbinder, der Scherenschleifer und der Haftelbeißer; Der Bajazzo und der Maschgerer, der Jude und der Ewige Schuster, Knecht und Dirn, der Drescher und Heubringer bestellen dieses bildkräftige Szenarium. Haustiere, Hausgerät und Tischgerichte, Schauer und Regenwetter runden es ab.

Die Funktion der Vergleiche mit den Mitteln der Hypertrophie und Hyperbel ist die bessere Veranschaulichung, bei den Handlungs- und Zustandsverben eine Bekräftigung, bei den Adjektiven eine Verstärkung. Was also in der Schriftsprache der Komparativ — der in der Sammlung nur selten aufscheint — zu leisten hat, leistet hier der komparierende Positiv. Offensichtlich hat das Adjektiv in diesem Dialekt noch ein Gewicht, wie es ihm im Hochdeutschen seit dem Barock nicht mehr zukommt.

Auch schon die oberflächlichste Untersuchung, welche (!) Zeitwörter und Eigenschaftswörter mit Vergleichen erhellt werden, erbringt

zwei auffallende Ergebnisse: zum ersten die verhältnismäßig geringe Streuung nach der Vielzahl — manches Verb/Adjektiv verfügt über ein sehr reichhaltiges Repertoire von Vergleichsmöglichkeiten, im ganzen sind es aber doch wenig differenzierte Wörter — und zum zweiten, daß es sich überwiegend um eher (bis deutlich) negative Sinngehalte handelt. Allein schon die Behandlung des Anschauungsbereiches des menschlichen Körpers mit seinen unmittelbaren Aktionen und Reaktionen erweist diesbezüglich einiges und läßt Rückschlüsse auf die Gefühlslage und Werthaltungen zu.

Man kann nicht umhin, viele vorliegenden Vergleiche als treffend, wenn nicht als schlagend zu bezeichnen, womit immerhin ein Qualitätsurteil ausgesprochen ist. Im übrigen jedoch muß festgestellt werden, daß häufige Vergleiche spezifisch der Trivialliteratur eignen. Im volkstümlichen Schrifttum Tirols der letzten hundert Jahre mit seiner romantisch-konservativen Tendenz sind viele der in dieser Sammlung vorgestellten Vergleiche belegt.

Manche Vergleiche hinken, manche stelzen einher, etwa die folgenden aus dem Kalenderschrifttum entnommenen:

Brüllen tut er wie ein Heupferd.
Trotzig wie die Felsenklamm.
Dick und rund wie eine Kugel.
Ein Gesicht wie ein Fragezeichen.
Er steht da wie ein gotischer Dom.
Wankelmütig wie der Turmhahn,
Aufrichtig wie eine Hahnenfeder/Mausefalle.
Fest behaupten wie ein Bohnenstampf.
Knurren wie ein alter Bär.

Dagegen aus Hans Sachsens Fastnachtspielen, der im übrigen mit ganz wenigen Vergleichen dichtete:

Ich schlick procken wie ain ledrers hund.
Das rawchet wie ein kolen gluet.
Die wurcz sint staihert wie die grieben.
Ey schwind vnd snel, recht wie ein polcz.
Er dalet wie ein alte hecz.
Vmb dich peist wie ein schelig gaul.
Dw stiest mich naus wie ainen hund.
Da ich in warf von meinem nack
auf das pflaster wie ain mulsack.
Derhalb hast in dem pet heint dw
gedrenst gleich wie ain alte kw.
Dw pist ain hesliches vnffletlein,
wie im haus ein vnheimlichs schretlein.

Auch Grimmelshausen kommt in seinem Simplizissimus mit wenigen Vergleichen aus. Die wenigen, von denen einige hier folgen, aber zeigen die eindrucksvolle Kontinuität sprachlicher Tradition:

So daß ich lebte wie unsere ersten Eltern im Paradiese.
 Indem ich sie so ansah wie eine Katze ein neues Scheunentor.
 Daß ich anfang zu zittern wie ein nasser Hund.
 Und würdest du so alt wie Methusalem.
 Er liebe mich wie ein eigenes Kind.
 Etliche fraßen wie die Drescher.
 Ich lebte in den Tag hinein wie ein Vieh.
 Andere arbeiteten auf der Schanze wie das liebe Vieh.
 Er schäumte wie ein Eber und tobte wie ein Verrückter.
 Mein Pate war noch so munter wie ein Käfer und so gut bei Fuß
 wie ein Junger.
 Denn ich sah ja, daß die Gäste die Trachten fraßen wie die Säue, darauf
 sofften wie die Kühe, sich dabei gebärdeten wie die Esel und endlich
 alle kotzten wie die Gerberhunde.

I. Auf Verben aufbauende Vergleiche:

- 1 * ächnkänzl A wie an Schuilabui / Schuilafräfte
 achtewissn wie in ägnen Housnsäcke
- * auakroichn wie Ächakatzlan
- * auhuckn wie die Hönn
- 5 * aupassn wie a Haftlbeißa / Haftlpitša / Pätärnpitša
- * aupassn wie mit gischürftn Ggäggelan
- * ausaschaubm wie dā Luzifa
 ausfrogm wie an Schuilabui / a Schuilakind
- * ausgiköihrt wie ausgileckt
- 10 * ausliegmn wie s gälte Vieche
 ausschaubm, as bikemat er ka wärma Suppe
- * ausschaubm wie dā Ggügge
 ausschaubm wie a Geißt
- * ausschaubm wie a girupfta Hönn

Zur Lautschrift: ^ = Vokallänge
 š = sch
 ä = Vokal zwischen a + o, stets kurz

Das Wortbild der Schriftsprache ist weitestgehend beibehalten.

Die Diphthonge

ou	}	spreche man, wie sie stehen
ai		
äa		
öa		
ui		

Der Umlaut ö ist mit Beimischung von e flach zu sprechen.

* Verweisung auf den Kommentarteil!

- 5 * ausschaubm wie a Lutére
 ausschaubm wie a Škelett
 * ausschaubm wie a Staude nôch n Schaurm
 * ausschaubm wie dâ Kolfaktusešt
 ausschaubm wie dâ Schôte af dâ Wând
- 20 ausschaubm wie dâ wildešte Râba
 * ausschaubm wie gifôcht (a Milch)
 * ausschaubm wie gispiebma Geršte
 * ausschaubm wie s Lebim
 * ausstöll wie s Vieche
- 5 ârbatn wie a Knecht / dâ böšte Knecht
 ârbatn wie a Maschine
 * ârbatn wie a Âltâ
 ârbatn wie a Vieche
 * ârbatn wie wilde
- 30 * bettl wie an ârma Söale
 * bikemm wie a Ggipfl
 * bikemm wie zuigiworfn
 bitroign wie Eva in Adam
 * bleibm wie a Schraufe
- 5 bleibm wie unghôngt
 * bliatn wie a Fâke
 * blasn wie die Gruimatkâtzn
 brauchn wie dâ Blinte die Augn
 * brauchn wie dâ Schaur
- 40 * brinn wie a Strâahschâbl
 * brinn wie Hölle
 brinn wie Zundâ
 dâherkemm wie a Ggambla
 * dâherkemm wie dâ Kaisâ va China
- 5 * dâherkemm wie die Wilde Fohre
 * dôsitzn wie a Hâckstock
 dôsitzn / dôhuckn wie a Haibl Öland
 dôstöahn wie a Hâckstock
 dôstöahn wie a pâtschats Christikindl
- 50 * dôstöahn wie a Vâgelsgottlâppe
 * drinschaubm wie a Haibock
 drinschaubm wie a Schwervâbrecha
 drinschaubm wie a stâaßnts Öchsl / Stierl
 drinschaubm wie a Vâgelsgottlâppe
- 5 drinschaubm wie Christi / dâ leidnte Heiland
 * drinschaubm wie dâ Bock in (an lârn) Söchta
 drinschaubm wie dâ Bock in a noies Tâar

- * drinschaubm wie dâ Bock in zwölfa
- * drinschaubm wie gistöchn
- 60 * drinschaubm wie wönn er wöllat Fâkn dâschâffn
- dumedumesuichen wie die Kâtze übâ s hâße Muis
- * durchgöahn wie die Ámasn
- * eifârn wie a ráata Ácha
- essn, a wie wönn er houhl war
- 5 essn wie an Drescha / Haibringa
- * essn wie a Fâke
- * essn wie a Zeisele
- * fârn wie a Teiştloß
- * filzn wie Loude
- 70 fluichn wie a Husar
- * fohrn wie die Hölle
- fohrn wie vâruickt
- folgn wie a Hundl
- fürchtn si wie a scheidntâ Hund
- 5 * gleichschaubm wie â Ggâgele in ândârn
- glitzn wie a giwichstâ Schuich
- * glitzn wie a Hundsbaitl / Tullebaitl
- glitzn / glönzn wie a noiâ Schillingk
- * glöšpm wie Papier
- 80 * göahn a wie lödik
- * göahn wie a ráata Ácha
- * göahn wie a droi- / dreiöggats Râd
- * göahn wie a Gidânke
- göahn wie a Schlite
- 5 * göahn wie af Ggâggelan
- * göahn wie an Uhre
- * göahn wie ba die Kâtzn
- * göahn wie dâ Allo
- göahn wie dâ Blitz / Wind
- 90 * göahn wie dâ Huhne in Werche
- * göahn wie die Gisse
- göahn wie die Schneggn
- * göahn wie s Hûzetreibm
- * göahn wie in Schmâlze / gischmiert
- 5 * göahn wie s Ámasnmelchn / Maisemelchn
- * göahn wie s Graue
- göahn wie s Nudlschmölzn
- * göahnlâssn wie dâ Pâtâ in Haislan
- * göahn lâssn wie die Hölle

- 100 * göahn lassn wie Söchse af an Hourschlifn
 häng wie Pech
 * hintähöibm wie die Sau in Sâle
 * höibm und löign wie a Kind / an Poppe
 * höibm wie Mantua
- 5 * hörn wie a Vögele
 * hupfn wie a Frosch / Haibock / Gruimatbock
 * infäll wie dâ Kuih s Reitn
 * inhâzn, wie wönn man Hexn brotn wöllat
 kemm wie giwuntschn
- 110 * kinn wie s Wässâ
 kopfmâchn wie a stâabtnâ Widâ
 * kreiēstn wie a Postroß
 * lachn wie a Hâbâgâß
 lâchn wie die Sunne (bâl sie nôch an Schnöablan augöah)
- 5 lâchn wie nôt gischeide
 * lachn, wie wönn a Gâß übâ a Brett âchnscheißat
 * lärm, a wie wönn zöichn Walsche warn
 lebm wie a Grof
 * lebm wie a Türgge
- 120 * Iiegen wie an Anewent
 loign wie dâ Münchhausn
 loign möhr, a wie er schwâr is
 loign wie gidruckt
 * manânâdöahn wie dâ Lauanta Widâ
- 5 * manândâhupfn wie a Fârz in a Lutê
 manândâkemm wie s löze Geld
 * manândâspring wie a Maus in an Stibiche
 * manândâsuichn wie a Hummpl (in an Anewent)
 * någgl wie a Lammpschwâf / Kâtznchwâfl
- 130 * niedâgöahn, a wie wönn frisch die Hexn warn
 niedâschoißen wie an Hund / a Kâtze
 nieda- / zâmmeschlogn wie a Maus
 * nôchgebm wie a nâsses Sâl
 * nôch(a)göahn wie a Lammpl
- 5 nôgöahn wie dâ Gliahntige / Höllische
 ôgöahn wie die Gisse
 ôgöahn wie s Graue
 * ôloign wie wekghäck
 * ôspeisn wie Kölbâsalzn
- 140 passn / stöahn / unstöahn wie in Fâkn a Glogge
 passn wie die Faußt af s Auge
 passn wie ungiogossn

- pláppárn wie a Pá pigei
 * plodárn wie die Walschn
- 5 râchn / roichn wie a Kôimat / Schlot
 râchn wie a Wildâ
 * râchn wie dâ ôrgeſte Mânnane
 râfn wie die Kâtzn
 regn, wie wönn dâ Himmbl offe war
- 150 * rinn wie a Reitâ
 * rinn wie a Schottesâck
 roichn wie in a Hexnkuchl / Selchkuchl
 röidn wie a Buich
 * röidn wie a Dröcktroga
- 5 * röidn wie a Pfârre
 röidn wie a Walsch
 * röidn wie s Wâssâ van Râahrn
 * rôrn wie a klâ(ns) Kind
 saufn wie a Bürſtnbinta
- 160 * schaurn, a wie wönn frisch die Hexn warn
 * schilchn wie a Fâke / a Haibock
 schlofn wie die Hôsn (mit offnen Augen)
 * schlofn wie a Murmele / a Râzze
 schlogn wie a Roß
- 5 schneibm, a wie wönn dâ Himmbl offe war
 * schneidn wie Gift
 schreibm wie dâ Hunne af n Miſthaufn
 * schreien wie af an Spisse / wie a Spiß
 * schreien wie a Hollekrôge
- 170 schreien wie a Husar
 * schreien wie a Jochgeir
 schwimm wie a Wôtzſtân
 schwitzn wie an Ôiltroga / Ôisl
 schwitzn wie a Kuih
- 5 sing kann wie a Vögele
 * sing wie a Golta
 * soidn / tſâttârn wie Garndlan
 * sôrchl wie a Krauthofn
 speibm wie a Garbahund
- 180 * spinn wie a Weibana
 * spring wie an Âcha
 * spring, wie wönn s brinnat
 stehl wie die Râzzn
 sterbm wie a Heiligâ

- 5 sterbm wie die Fliagn
 * stinkn wie a Haisl
 stinkn wie a Iltis
 stinkn wie die Pest
 * stöahn wie a reitnta Kuih
- 190 * stöahn wie gimaurta Mandlan
 * tänzn wie dâ Lump af n Steckn
 tänzn wie s Luadâ
 tian wie a (n ôghönngtâ) Köttnhund
 tian wie a Wildâ
- 5 * tian wie a Zoutmaschine
 * tian wie an ôgilâts Vieche
 tian wie bisessn
 * tian, wie dâ grâaße Rumpl tut
 * tian wie dâhâme
- 200 tian wie die Husarn
 tian wie die Wilde Fohre
 tian / ôt tian wie Lait
 * tian wie s Vieche (ban Bôrn)
 tian wie vâruckt
- 5 * treibm wie Höifl
 trinkn wie a Kuih
 trinkn wie a Wildâ
 * trogn wie an Mehlepezze
 * trogn wie die Âmasn / Bain
- 210 * umadumsausn wie a Furz in âchta
 * umagöahn wie dâ Lauanta Widâ
 umakemm wie s löze Geld
 ûngebm wie zöihn nâckte Nêgâ
 ûngöahn wie dâ Bâr s Geign
- 5 * ûnhâng wie die Klebârn
 * ûnlöign wie a Ggârna
 * ûnlöign wie a Stieglitz
 vâöhrn wie an Heilign
 vâ Röckn wie a Hund
- 220 walschn wie ban Turnbau zi Babl
 wâchsn wie a Ruibe
 * wâzzl wie a Beißwurm
 * wekfall wie a Körze
 * weklieg्न wie gischlôt / gistochn
- 5 * wekspring wie s Kind van Dröcke
 wissn nou wie haint
 wöihrn si wie a Kâtze

- zämmedruckn wie an Kräfte
 zämmehältn wie die Klett
 230 zämmehältn wie Pech und Schwefl
 * zämmehâng/-hâltñ/-höibm wie (s) Árbasstrâah
 zämmepassn wie s Hafele und s Luck
 * zämmepassn wie s Luck af an Stibich
 * zämmestöll wie an Schuilabui
 5 * zittârn wie a Ruite
 zoichn wie a Roß
 * zuichngöahn wie zin an Haislan
 zuigöahn wie in a Judnschuile
 * zuigöahn wie in an Ámashaufn / Bainstocke
 240 * zuigöahn wie in ewign Lebm
 zuigöahn wie in Korea
 zuigöahn wie in Paradiese
 zuiröidn wie an kränkn Rosse
 * zuischaubm wie dâ Hund ban Mohllâbm

II. Auf Auxiliarverben aufbauende Vergleiche:

- 5 * a Brust HOBM wie an Ánislâbe
 * a Fârbe wie va Tillga Mehle
 * a Fell a wie / wie va Sûmant
 * a Fouze wie a hålbâ Stibich
 * a Fraide wie a Kind
 250 * a Frisur wie a Râpmešt
 a G(i)friß wie nain Toge Regnwettâ
 a Gisicht wie an Óngele
 * a Gisicht wie an übâsessns Moss
 * a Gisicht wie die Schmerzhäfte
 5 * a Gisicht wie die Mossewiese
 a Gisicht wie dâ Ecce Homo
 * a Gisicht wie a Ribl
 * a Gisicht wie a wâza Ggipfl
 a Gisicht wie dâ Mûne / Vollmond
 260 a Gisicht wie dâ linke Schâcha
 * a Gisicht wie die Knöllanschüssl. untñau
 a Gosche wie a Schernschleifa
 a Haus wie a Fâknstâll
 * a Herz wie an Koufl
 5 * a Hitze wie in an Bâchoufn
 * a Kólte wie in a Schmitte
 a Lebm wie a Hund

- * a Lebm wie dá Ggúgge
- a Lebm wie die Sau in Türggn
- 270 a Lebm wie Gott in Fránkreich / in Himmblan
- a Maul wie a Schernschleifa
- * a Maul wie a Stádtá(a)r
- a Nose wie a Kumpf
- * a Nose wie a Wissebám
- 5 * a Pfát wie a Pözl / va Loude
- * a (rumpflats) Gisicht wie a Zwergele
- * a Schrift wie a Moidele
- a Schrift wie gistochn
- a Stimme wie a Glöggl
- 280 * a Stimme wie a Vögele / a Zeisele
- a zôches Lebm wie a Kátze
- * a Zunge wie a schwärzes Happl
- a Zunge wie dá Toifl
- * an Ausaggugge wie dá Giliachte / Helliachte
- 5 an Ausaggugge wie dá Heltoifl / Toifl
- * an Ahninge wie a Hönne, vour sie van Ešte göäht
- an Ahninge wie a Regnwurm van Orglspiel
- * an Bauch wie a trantigá Walsch
- * an Buggl wie a Ggûfáluck
- 290 an Buggl wie a Kamel
- * an Buggl, wie wönn er a Mâsnsteige untárn Rocke hött
- * an Durst wie a Loch
- an Geit wie a Haus
- * an Ginöat / ginöatik wie die Laus in Kindlbött(e) (in 24 Stun
a Nahndl)
- 5 an Háls wie a Stier
- an Hungá wie a Wolf
- * an Kopf (au) wie a Gálfan
- an Kopf wie an Kürbis
- * an Kopf wie a Lärchziršl
- 300 * an Kopf wie a Pôchthaufe
- * an Kopf wie an Schlöigl
- an Kopf wie an Stödl
- * an Kopf wie a Tumfeldschupfe
- * an Kropf wie an Bâahnsäck
- 5 * an Môge wie die Hirbemühle
- an Ordninge wie in an Sauställe / Schweineställe
- * an Ordninge wie zi Pedrétsch
- an Orsch wie a Bâahnahaisl / Bâahnwächtahaisl

- * an Orsch wie a Bâchmite
- 310 * an Orsch wie a Knöllanschüssl
- * an Orsch wie a Krautbrett
- * an Prâcht wie zwöan Walsche
- an Rausch wie a Haus
- * an Tâmisch wie a Haus
- 5 * an Zourn, wie wönn er brinnat
- Augn wie a Nâchtaile
- Augn wie dâ Toifl
- * Augn wie Kâsekaška
- * Aahrn wie Krautplötšn
- 320 die Hoor aruntn wie Absalom
- * Fingâ wie a Râpmschnôbl
- Geld wie Hai
- Geld wie Mišt
- * Haxn wie a Mussele
- 5 Hoor wie Absalom
- * Hön̄te wie a Hôibamme
- Hön̄te wie a Schnôaschaufl
- * Hön̄te wie dâ grôaſte Baur
- * Kindâ wie gistrôibm
- 330 möhr Glück wie Vâstând
- * möhr Kindâ wie Hibla ou dâ Wând
- * möhr Süntn wie af an Bâme Plissn
- * Schinkn wie a Môgnstâmpf / a Schlâka
- * Schinkn wie a Radlscheibe
- 5 Schinkn wie a Roß
- * s Maul âlm offe wie a Bâahnstangge
- * sovl lödiga Kinidâ wie Herpfstâng
- Zönde wie a Roß

- SEIN wie a Bâahnloutâ / an Ackaschaiche
- 340 * sein wie a Bâch ôgikôhrt
- * sein wie a blôwâ Stumpf
- sein wie a girupfta Hönne
- * sein wie a Holz und an Ašt
- sein wie a jôgntâ Hund / Tulle / Widâ
- 5 sein wie a laifigâ Hund
- * sein wie a Leitrat
- sein wie a Maus in dâ Fâlle
- * sein wie a Milchnocke
- * sein wie a Packl Titze
- 350 sein wie a Perchtl

- sein wie a raudiges Happl
 sein wie a Sau
 * sein wie a Schintale
 sein wie a Schweinestáll / Fåknstáll
 5 * sein wie a tåadgilegna Hönne
 sein wie ausgiwechslt / umegiwåndlt
 * sein wie a Vögele
 * sein wie a Zabåhexe
 sein wie Brüadå
 360 sein wie då Allo
 sein wie då Gikraizigite / Gikruzigite
 sein wie då linke Schåcha
 sein wie då Nårr am Steckn
 sein wie då Toifl
 5 sein wie då Toifl af a Söale
 sein wie då umigåahnte Schuišta
 sein wie då wildešte Schaur
 sein wie då wildešte Stier
 * sein wie die Kåtzñ
 370 * sein wie die Schöf
 * sein wie die Wešpm
 sein wie die umegiköhrte / våköhrte / umivåköhrte Welt
 sein wie Eiseñ
 * sein wie gor öt recht
 5 * sein wie hintnin gifroun
 sein wie hipnatisiert
 sein wie Hund und Kåtze
 sein wie in Himmblan
 sein wie in an Fåknstålle / Schweinestålle / Saustålle
 380 sein wie Lait
 * sein wie ôgistielt
 * sein wie ôgiwåcht
 * sein wie ôgiwischt
 * sein wie pickl
 5 sein wie s Wettå
 * sein wie van Schachtelan (ausa)
 sein wie van Himmblan gifåll
 sein wie våhexe
 * sein wie wekgiblöst / wekgiwischt
 390 sein wie Wilde
 * sein, wie wönn s in Toifl gisêchn hött
 sein wie zöi(c)hn Toifl(e)
 * sein wie zuigifloun / zuigiworfn

III. Auf Adjektiven und Partizipien aufbauende Vergleiche:

- akkrat wie die Muittå
- 5 * ånschichtik wie in an Albe
augihöit wie in an Opfåstocke
* awich wie Haisldröck / -mišt
awich wie Haislraggla / -suppe
awich wie Scheißdröck
- 400 ålt wie Methusalem
årm wie a Kirchnmaus
årmsöalik wie die Judn ba då Klogemaure
bisoffn wie a Kanone
blach wie a Geist / Leiche
- 5 * blach wie gispiebma Geršte
* blind wie a Ggügge
* blöwe wie a Hüahndåpånze
bössa wie åndra Lait
* bössa wie lautå in die House gischissn
- 410 dicke wie Sterz
* dicke wie a trantigå Walsch
dicke wie a Möštfakl
dröckik wie a Fåke
dröckik wie a Mišthaufe
- 5 dröckik wie a Ståll
* dröckik wie a (Ståll)tšoggl
* durre wie a Brechl
* durre wie a Híblaspiess
* durre wie a Råggel
- 420 durre wie a Scheit
* durre wie die Sünte
faul wie Moudå
finštå wie in(ant) a Kuih
finštå wie in an Kuihbauche / Kuihpånzn
- 5 finštå wie in an Sacke
frech wie a Piepe
* frech (schaubm) wie a Rénze untå a Schläge
frisch wie a Vögele
* gåštik / sein wie (in) a Pöchthaufe
- 430 * gidraht wie a Gårt / Sål
giftik wie a Schnegghourn
gikraust wie a Christikindl
* gileime wie a Wöse
giluštik wie då Fürwitz

- 5 girührt wie Strudltâk
 gischeide wie Salamon
 gisund wie a Vögele
 giwiß, wie zwâ und zwâ vier iß
 glätt wie a Spiagl
- 440 gleichgiltik wie a Fâke
 * grâß wie a Kôwiskopf
 * grôdeaus wie an Ochsnfârz
 groube wie a Reibasn
 hâl wie a gileckta Kâtze
- 5 hâl wie an Orsch
 * hört wie Bân
 hört wie Beton
 hört wie Glâs
 kâlt wie an Eiszâpfe
- 450 * kâlt wie in a Schmitte
 kâlt wie in Rußlând / Sibirien
 klôr wie Stieflwichse
 * lãngk wie dâ Antlasumegãngk
 * lãngk wie die Fãste
- 5 * lãngk wie die Pfiŋstwêrwoche
 * lãngk wie die Thãmasnãcht
 * lãngk wie s Buißkraiz
 lâstik wie die Fliagn
 * leicht wie a Vögele
- 460 löza wie ândra Lait
 * löza wie dâ Olchîni / Olchéni
 * löza wie Kindâ / a Kind
 * mângâ wie an ausgizouchndâ Âcha
 * mângâ wie an ausgizouchns Harmdl
- 5 nãß wie a gibôdna Maus
 nãß wie a Kuih
 noi wie van an Auslôge
 päpstlicha wie dâ Pãpst
 * pechik wie a Zirm(s)zurße
- 470 rauch wie a Bâm
 rauch wie a Widâ / Tulle
 rauschik wie a Kuih
 rauschik wie a Loch
 * rãmmelat wie a Fâke
- 5 ringe wie a Fedâ
 * ringe wie a Wollewickele
 ruißik wie an Oufnloch

- * saubå wie an Antlasggîtše
- saubå wie gileckt
- 480 * saubå / schön wie in an Widn
- * saur wie Grint
- * scheckat wie a Birche
- schmirbik wie a giwichstå Schuich
- schmutzik wie a Pâtárnkoch
- 5 schnell wie a Windspiel
- * schnorzik wie a Schuilafrätze
- schöana wie Lait
- schwar wie a Mehlepezze
- schwar wie a Sândsäck
- 490 schwar wie a Stan
- schwar wie Blei
- schwârz wie a Hördplätte
- schwârz wie a Kössl
- * schwârz wie a Pechhudå
- 5 schwârz wie dâ Toifl
- * siaß wie Mête
- siaß wie Zacharin
- sichå wie (in) an Opfåstock(e)
- starre wie a Bock
- 500 starre wie a Brett
- starre wie a Hourn
- steif wie a Brett
- * stikl wie af an Båme
- * stikl wie in Kåttis
- 5 stille wie in a Kirche
- stille wie in an Fraithofe
- stille, wie wönn an Uhre stahnt
- stårk wie a Lårchbåm
- stårk wie a Roß
- 510 stolz wie a Haus
- stur wie a Pånza
- toire wie Safrant / Såffran
- * tōrisch wie a Bloch
- * tōrisch wie a Håckstock
- 5 * tōrisch wie a Pōlla
- * tāmisch wie zōihn Walsche
- tumm wie die Nåcht (finštå)
- tumm wie Gott mächtik
- tümma wie s Vieche

- 520 wâch wie Wâchs
 * weibârlatnarrsch wie Gott mächtig
 weiß wie a Maure
 weiß wie a Milchschüssl
 weiß wie Kreide
 5 * wek wie a Huit
 wilda wie Lait
 wilde wie a Schaurwolke
 wilde wie die Sünthe
 wilde wie dâ Weltkriak
 530 znicht wie dâ Helliachte / Toifl
 zôch wie a Hudâ
 * zôch wie an Ämplazze
 zôch wie Lêdâ
 zoutat wie a Perchtl

IV. Verschiedene Vergleiche:

- 5 * Milch- und Wâssâpfrigl san (schnell) gisoutn, wie a Râppe übâ
 s Dâch floiget
 * des is a Mönstsch wie a Bâm
 * des is a Mönstsch wie die liabe Stunde
 dô is a Râch wie in a Selchkuchl
 des is a Weibana dâher wie a Roß
 540 haint is a Wettâ / Sturm wie in dâ Hölle
 * haint is a Wettâ wie a Moidele
 dô is a Zuigângk wie in an Bainstocke
 des is an Untâschied wie Tâk und Nâcht
 er is ba mir vir wie a Schuß
 5 er is banândâ wie a Parâwa / Dröcktrôga
 er is banândâ wie a Biazza / Maschgra
 er is banândâ wie a Hândwerksbursch(t)
 * er is banândâ wie dâ Habakuk
 * sie is banândâ wie dâ (reinste) Bettl
 550 bössa wie nicht is wo(hl)
 * dâ Barometâ is untn wie a Hôibasn
 * dâ gânze Leib is giwên wie a Ribl
 * des (h)ât gimüßt sein wie a Stift
 * des is dênan wie schön gisung
 5 des is gihupft wie gisprung
 des is mir wie guit gessn
 ba dir san wol â die Augn grôâßa wie dâ Bauch
 * die Schaufl is âlm giwên a wie a Schlöigl
 * in Außâvigrâtn san môhr Kindâ a wie in Luige Tsuppm

- 560 sie is in gleichn Štíle a wie die Muittá
 * du biš já la wie an augistöllta Mausegágl
 * des san Schuiche wie a Trok
 sie wöihrt si wie a Kátze
 * er is Ták und Náchť in dá Weite wie a gálts Rindl
 5 * des is Tuich wie a Flögge / wie va Wáldwurzn
 * sie is vour awaus wie a Brett
 wohr is, wie má dô banándásitzn
 des san Zustönde wie in áltń Rom
 * des san Krápfń wie a Háffnplátte
 570 * dá Boudn is wie a Hof
 ná san sie in álle Winkl wie die Wešpm
 des is a Kind wie a/s Chriškindl
 * dös tit mit die Föšťtage manándáschoibm wie mit álte Kaste /
 Kastn
 * die Heilig streichn sie aus wie va dá Schützenlíšte
 5 * des is a House / an Uhre trutz wie a noia
 * nicht schnellas a wie táťsch hin zin Wirte
 * i bin álm in gleichn Felle a wie die Róach

Kommentar

- 1 A wie = als wie; im Dialekt wird fast immer mit beiden Komparationswörtern operiert. Ein Ausstoß des ersteren ist bei hastigem Redeschwall zu beobachten. In der Sammlung wurde es der Einfachheit halber meistens eliminiert.
 3 Eichhörchen; Burschen beim Fensterln über die Hauswand.
 4 Auf Stangen, Zäune etc.
 5 Nestel und Rosenkranzketten, mit kleinen Zangen verfertigt.
 6 Eier mit nicht fertig ausgebildeter Schale.
 7 Ein Gesicht machen.
 9 So sauber.
 10 Über Nacht im Freien.
 12 Kuckuck; gut.
 14 Die Haartracht betreffend.
 15 Gewissermaßen durchsichtig, also schlecht.
 17 Hagelschlag verwüstet am sichtbarsten Blätter.
 18 Anklang an die Stelle im Angelusgebet: Et Verbum caro factum est.
 21 Geronnene Milch; die Verkürzung ist nur daraus verständlich.
 22 Erbrochene Gerstensuppe.
 23 Personifiziert wie ansonsten der Tod; sehr gut.
 24 Kinder in fremde Pflege geben.
 27 Ein altgewohnter Arbeitsmensch.
 29 Wie mit Wut und Zorn.
 30 Vgl. bildliche Fegfeuerdarstellungen.
 31 Kipfel; so leicht, weil so billig, zum Beispiel ein Mädchen zum Heiraten.

- 32 Eine Krankheit, meist infektiöser Art.
- 34 Schraube; das Vieh auf dem vorgesehenen Weideplatz. 35 desgleichen.
- 36 Beim Abstechen.
- 37 Pfauchen wie die Mutterkatze beim zweiten Wurf, der meist in die Zeit des zweiten Grasschnittes fällt.
- 39 Verschwenderisch haushalten.
- 40 Stroh Bündel.
- 41 Interessanterweise fehlt der Artikel!
- 44 Hochtrabend.
- 45 Sagenmotiv: Wilde-Fahrt.
- 46 Früher, solange noch die offenen Herde in Betrieb waren, stand der Hackstock zum Zerkleinern des Brennholzes (Äste, Rinden, Scheiter) in der Küche!
- 50 Der Vergeltsgott-Lapp ist etwa der Bettler, der seinen Dank stammelt. Die Hochachtung dieses Dankspruchs ist im übrigen unbestritten: Heuer Vergeltsgott machen, ist fürs nächste Jahr Krapfen backen. Ein Vergeltsgott am Samstag ist doppelt wert. Damit einem niemand das Vergeltsgott aus dem Haus trägt, gibt man jedem, auch zufälligen Besucher irgend eine Kleinigkeit zum Essen oder Mitnehmen.
- 51 Heuschreck.
- 56 Kübel.
- 58 Zwölf Uhr, möglicherweise mittags, wo früher nur Kälberkuh und Kalb Futter bekamen, zum wenigsten ein Bock. Es kann aber auch bloß die Dodekade ausgespielt werden.
- 59 Vom Metzger.
- 60 Schön auf keinen Fall.
- 62 Die heranwachsenden Kinder in einem vielköpfigen Hausstand, die ihre eigenen Wege zu Arbeit und Beruf gehen.
- 63 Eifersüchteln; vgl. 3.
- 66 Schmatzend und beschmutzend.
- 67 So wenig.
- 68 Deichsel.
- 69 Z. B. Strickwaren nach mehrmaligem Waschen.
- 71 Und 72 Schnell.
- 75 Ei.
- 77 Hodensack; Tulle ist der hornlose Widder.
- 79 Glasten; ein abgenütztes Kleidungsstück.
- 80 So gut, weil sorglos.
- 81 Unermüdllich, auch weite Wege, zum Mädchen; vgl. 63.
- 82 Mit krummen Beinen.
- 83 und 84 Reibungslos.
- 85 Vorsichtig wie die Glucke.
- 86 Regelmäßig und verlässlich.
- 87 Viele Kinder in kurzer Zeit.
- 88 Der Aller/Alber ist eine landbekannte Sagengestalt; flott.
- 90 Werg; die Beine hochheben, um sich nicht zu verfangen.
- 91 Mure; schnell.
- 93 Kinderspiel; eine Art Kesseltreiben.
- 94 Germteig geht im heißen Fett auf.
- 94 Ameisen und Mäuse; groteskes Bild für flink bei einer Serienarbeit.
- 96 Das Morgengrau des Aufziehenden Tages oder eine mythische Personifikation; Ausdruck für sehr schnell; desgleichen 97.
- 98 Z. B. auf einer Schlittenfahrt, oder eine Arbeitsfuhre, ein Auto.
- 99 Wie 71.

- 100 Sechs Personen auf einem Schlitten, auf dem ansonsten Heuburen, Waldstreu, Astholz und Mist befördert wurden. Vorne reicht die Kufenkrümmung über die doppelte Höhe der Transportfläche hinaus.
- 102 Zurückhaltend sein.
- 103 Z. B. einen Schwerkranken, einen Gelähmten.
- 104 Stark gebaut; möglicherweise wird hierbei doch die Mantueser Festung angezogen, die neben den strategischen Anlagen in Verona, Peschiera und Legnago im alten Österreich vor 1866 große Bedeutung hatte. 1810 wurde dort Andreas Hofer erschossen.
- 105 Sehr gut.
- 106 Heuschreck im ersten und zweiten Grasschnitt.
- 107 Brunft der Kuh; spontaner Einfall.
- 108 Siehe Hexenprozesse.
- 110 Etwas Memoriertes wiedergeben.
- 112 Schnaufen.
- 113 Der Totenvogel; es soll eine Eule sein. Es besteht keine Einhelligkeit, was die Habergeiß für ein Tier ist!
- 116 Rollende, kollernde Sequenz.
- 117 Die Italiener sollen extra laute Leute sein.
- 119 Mehr als einmal heiraten.
- 120 Ackerrain, der nie umgebrochen wird, also stets liegen bleibt; die Ruhelage von Mensch und Vieh betreffend.
- 124 Herum umhergehen; Widderopfer der Virgener in der Marienwallfahrt zu Lavant bei Lienz.
- 125 Vgl. 15.
- 127 Gebündertes Gefäß aus Holzdauben mit Schlaufen zum Tragen am Rücken wie ein Korb und mit einem abhebbaren Deckel, der durch zwei vorstehende Dauben fixiert wird; Aufriß schwach konisch nach unten, Querschnitt elliptisch, die Schlaufenbreite eingeflacht; verschiedene Größen zwischen 70—100cm Höhe.
- 128 Hummel vor dem Nest am Feldrain.
- 129 Wackeln.
- 130 Starker Regenguß. Das Wettermachen schreiben den Hexern und Hexen nicht nur die Sagen zu. Das war ein hochnotpeinlicher Fragepunkt des inquisitorischen Kriminalgerichts bei allen Hexenprozessen.
- 133 Schlüpfzig, man muß nachlassen.
- 134 Brav hinterdrein.
- 138 Strikte bestreiten.
- 139 Die Kommunion austeilten. Mehr als halbjährige Kälber bis zur Faselbarkeit gehören zum Galtvieh. Es bleibt im Sommer auf der Hochalm und wird nicht eingestallt. Daher müssen ihm Kleie und Salz zugetragen und mit der Hand ins Maul gegeben werden.
- 144 Soviel wie schnell plaudern.
- 147 Eine Frau.
- 150 Durchlässigkeit eines Gefäßes, so daß der Inhalt eben ausrinnt; Kornsieb.
- 151 Sack aus grobem Leinentuch in der Größe von maximal 30 x 50 cm. Die in der Küchenwärme geronnene Milch, der Schotten, wird in diesen Sack gegeben, damit die beim Käsen anfallende wäßrige Lösung, das Kassewasser, gut ausscheiden kann. Der Sack wurde dazu gewöhnlich an der Söllerbrüstung auf einen Nagel gehängt.
- 154 Der Zillertaler Ölträger ist ein Begriff; aber der gewerbsmäßige Dreckträger?
- 155 Nationalrat a. D.
- 157 Wie 110.

- 158 Weinen.
- 160 Wie 130.
- 161 Diese Tiere erwecken den Eindruck zu schielen.
- 163 Murmeltier und Ratte; tief und fest.
- 166 So gut geschliffen und gewetzte Messer, Sensen und Sicheln.
Erklärung in betreff Gift steht aus.
- 168 Aufgespießt; in der Verkürzung wird die Lautmalerei noch deutlicher: in höchsten Tönen.
- 169 Aus vollem Hals; der Begriff hört sich an wie ein ominöses Tier, ähnlich der Habergeiß, siehe 113.
- 171 Bergdohle.
- 176 Irgend ein Singvogel.
- 177 Zu stark siedende Speisen. Flachsgarn muß nach dem Spinnen von den Spulen auf einen Haspel getrieben werden. So entsteht ein Strähn mit ca. 100 cm gestreckter Länge, der mehrmals quer in drei Stücke abgebunden wird, um nicht zu verwirren. Die Strähne werden dann lange in Lauge gekocht, dann am Söller getrocknet, dann gebleut und schließlich wieder auf Spulen abgehaspelt für den Zettel, bzw. für den Eintrag beim Weber.
- 178 Röcheln; das Substantiv unterstreicht durch Lautmalerei.
- 180 Ein Mannischer, der diese an sich den Frauen vorbehaltene Tätigkeit perfekt beherrscht.
- 181 Wie 81.
- 182 Feuerwehr im Einsatz.
- 186 Abort.
- 189 Siehe 107.
- 190 Steinmannldn auf Berggipfeln: Trockenmauerwerk, 100—250 cm hoch, meist quadratisch oder schwach rechteckig, von Hirten errichtet.
- 191 Siehe Breughel; perfekt. Desgleichen 192.
- 195 Gsottmaschine, Heuhäcksler.
- 196 Von der Kette gelassen oder nach der Kastration.
- 198 Die Masse des Volkes.
- 199 Sich ganz zu Hause fühlen.
- 203 Beim Barren; beim Essen.
- 205 Hefe; drängen, z. B. zum Kirchgang, damit man den Gottesdienst ja nicht versäumt.
- 208 Mehlsack.
- 209 Der sprichwörtliche Fleiß der Ameisen und Bienen.
- 210 Acht Uhr früh.
- 211 Siehe 124.
- 215 Kletten.
- 216 Karrner; sich kleiden.
- 217 Farbenprächtigt, aber geschmacklos.
- 222 Sich ringeln; Schlange.
- 223 Ohnmacht.
- 224 Alle Viere von sich.
- 225 Nach der „Topfarbeit“.
- 231 Erbsenstroh ist verworren, läßt sich nicht glatt schichten.
- 233 Siehe 127.
- 234 Ausschimpfen.
- 235 Die Rute in der Hand des strafenden Erziehers.
- 237 Das Klo außer Haus; zu einem Menschen, von dem bald und leicht alles zu haben ist.

- 239 Siehe 209.
 240 Und 241 und 242 Hemmungslos und ohne Schranken.
 244 Brotlaib auf dem Tisch zu den Heiligen Zeiten, vorab die Osterweihe.
 245 Das Hilfsverb ist bei den weiteren Vergleichen weggelassen.
 Weißbrotlaib mit Anis gespickt, vom Ortsbäcker; betreffend die frauliche Brust.
 246 Auch der Reim: grian und gël wie s tillga mehl. Die Tilliacher im Gaital.
 247 Samt; gepflegtes, gesundes Haustier.
 248 Großer Mund; vgl. 127.
 249 Schon mit einer Kleinigkeit.
 250 Rabennest; wirt.
 253 Nur angebrochene Feldabsitzung auf moorigem Grund; etwa asymmetrisch, mit Hängebacken etc.
 254 Muttergottes in der Vorstellung der Pietà.
 255 Wiese bei der Mooshofalm in AV.; vgl. 253.
 257 Murbruchstelle im Gelände, unproduktiv, unbegebar; durch Raufen zerkratzt, durch einen Ausschlag verunstaltet.
 258 Siehe 31, aus Weizenmehl.
 261 Die konvexe Seite der aus Zirbenholz gedrechselten Schüssel, wie der frisch geschlägelten Butter die restliche Milch ausgewalkt, und der Knollen geformt wird. — Auch kein Kompliment für ein Gesicht.
 264 Nicht hartherzig, sondern ein gesundes Herz.
 266 Schmieden am Talbach, im Winter denkbar wenig Sonne.
 268 Und 269 Kukuck und Türkenfeld; herrlich.
 272 Tor zur Druschtanne, stets doppelflüglig.
 274 Stange mit einem am dünneren Ende stehen gelassenen, meist gebogenen Aststumpfen, benötigt beim Binden der Heubure zur winterlichen Bringung; soviel wie Adlernase.
 275 Recht steifes Hemd.
 276 Faltig, gefurcht.
 277 Koseform von Maria; Bedeutung wie 278.
 280 Zaghafte und feinfühlig.
 282 Schaf; etwa nach dem Genuß von Heidelbeeren; desgleichen 283.
 284 S G'schau; Satan.
 286 Nach dem Legen.
 288 Doch wohl guter Hoffnung trotz des Substantivgenus.
 289 Kofferdeckel. Früher ließ man sich hölzerne Koffer — soviel wie große Kisten — mit konvexem Deckel, angestrichen, womöglich noch mit dem Namen aufgemalt, jedenfalls mit Schloß und Traggriffen, anfertigen.
 291 Meisenbauer.
 292 Schmelz- und Regenwasser verschwindet in Maulwurfslöchern.
 294 Zeitnot; innert Tagesfrist Großmutter.
 297 Getreidehohlmaß mit ca. 11 Litern, gebündertes Holzgefäß.
 299 Lärchenzapfen; unproportionierlich klein.
 300 Abfallhaufen unweit des Hauses; ungepflegte Frisur.
 301 Schlegel aus Birkenholz, nicht der aus Eisen; also groß.
 303 Tungfeld-Bergwiese, die gedüngt wird und daher größeren Ertrag bringt; der Schuppen als Heustadel; groß.
 304 Sack für Bohnen.
 305 Der Hof Hirbe und die Mühle im Winkeltal/AV.; in früheren Jahrhunderten mit Mühlenrechten vieler Versellerberger belegt, folglich viel beansprucht; ein unverwüster Magen.
 307 Bedeutung wie 306. Wie der Hof im Gemeindegebiet Aßling zu diesem Ruf kommt, ist unbekannt.

- 309 Wanne für den Backbrotteig; so groß.
- 310 Siehe 261.
- 311 Behältnis 2 x 2 m im Bodenquadrat, Seitenwände nach unten schwach konisch und etwa 25—35 cm hoch. Hier wurden die Weißen Rüben zu Kraut gehackt. Auch wenn die Pfanne oder die Schüssel ob der vielen Esser nicht mehr ausreicht, ruft man gern nach dem Krautbrett.
- 312 Diskurs.
- 314 Zorn, Unmut.
- 315 Vor Zorn brennen, das macht die Gesichtsröte. Es gibt aber auch Menschen, die zornig erbleichen.
- 318 Gebindertes Gefäß, zylindrisch, Durchmesser ca. 15—20 cm, hoch 20—25 cm, im Boden durchbohrte Löcher; Verwendung wie der Sack bei 151.
- 319 Krautkopfbblatt.
- 321 Rabenschnabel; krumm, lang, dürr, Nägel nicht geschnitten.
- 324 Rundholz zu 4 m mit mindestens 15 cm Durchmesser; darunter ist es ein Schleifer.
- 326 Klein und zart.
- 328 Großer Hof macht große Arbeit macht große Hände, sagt man.
- 329 Einstreu, einfach verzettelt.
- 331 Die Wand (!) ist die ganze Hausaußenseite. Die Lokalisierung erfolgt durch unter-ober-hinter-außer der Wand. Die ersten beiden Präpositionen ergeben sich aus der Hanglage der meisten Häuser, die beiden letzteren aus der Lage zur Sonne. Hiebler sind die bekannten Trockenstangen mit den 3—5 eingebohrten Quersprossen, die Heumandln auf den Feldern.
- 332 Nadeln.
- 333 Beine; Mohnstampf und Butter-Rührkübel haben dieselbe Form, nämlich zylindrisch, etwa 15—25 cm im Durchmesser und 60—80 cm hoch, ersterer aus einem Rundholz ausgehöhlt, letzterer gebindert.
- 334 Seilrolle; soviel wie O-Beine.
- 336 Saubohnenstengel klappt an der Bruchstelle auseinander.
- 337 Das bekannte Trockengerüst, vornehmlich für Getreide.
- 340 Auf einmal still.
- 341 Schlechtes Aussehen, blaue Lippen.
- 343 Mager und dürr.
- 346 Ein Lumpen, etwa ein ausgedienter Rock zur Gänze an einer ca. 2 m langen Stange; wird ins kalte Wasser getaucht, und damit der Boden des Backofens von Glutresten des Aufheizens gesäubert sowie auf die richtige Hitze abgekühlt.
- 348 Teint ohne Sonnenbräune.
- 349 Kaffeepulver; dunkler Teint.
- 353 Klein, aber wendig, etwa einem Heinzelmännchen entsprechend.
- 355 Der Schlaf sei der Bruder des Todes, sagt man; eine Henne, die lange irgendwo hockt, ist krank.
- 357 Frischauf.
- 358 Zauberhexe.
- 369 Rasch zahlreiche Nachkommenschaft.
- 370 Immer herdenweis.
- 371 Lästig.
- 374 Es geht nicht mit rechten Dingen zu.
- 375 Lendenlahm; ein Mensch ohne Temperament.
- 381 Bedeutung wie 340.
- 382 Naß.
- 383 Eine Krankheit, die über Nacht weg ist; Zornausbruch, der schnell ver-
raucht.

- 384 Bei bester Gesundheit; die Krampe hält schließlich was aus.
Jedoch ist hier die substantivische Vorstellung gänzlich verblaßt.
- 386 Geschniegelt und gebügelt.
- 389 Wie 383.
- 391 Bedeutung wie 374 und 388.
- 393 Konträr zu 383.
- 395 Abgelegene Siedlung, verglichen mit einer Alm.
- 397 und 398 und 399 übellaunig.
- 405 Wie 22.
- 406 Siehe 268.
- 407 Hühnerpansen.
- 409 Dünnflüssig; ein schwacher Trost.
- 411 Wie 288.
- 416 Holzschuhe in einer Größe, daß man mitsamt der normalen Fußbekleidung hineinschlüpfen kann, nur im Stall verwendet.
- 417 Flachsbrechgerät, mit dem man nach der Tauröste und nach dem Erhitzen der Bündel über dem Feuer die Bastfaser von Holzteilen freimacht. Dürr ist nicht die Brechel, sondern der unter die Brechel kommende Flachs muß knistrig dürr sein.
- 418 Siehe 331.
- 419 Im Stehen abgestorbener kleiner Baum, nadellos.
- 421 Mager wie die Sünde!
- 427 Krähe, in einer Falle lebend gefangen.
- 429 Siehe 300.
- 430 Gerte.
- 433 Nie gepflügter Rasen ist sehr fest.
- 441 Krautkopf.
- 442 Nach Wunsch gehen.
- 446 Knochen.
- 450 Wie 206.
- 453 Fronleichnamsprozession, in IV. länger als die anderen Prozessionen.
- 454 40tägige vorösterliche Fastenzeit im Kirchenjahr.
- 455 Eine mit Feiertagen besetzte Woche dünkt einem länger, aber die Arbeit kommt doch nicht viel voran.
- 456 Vom 20. auf 21. Dezember; alle diese zeitlichen Längen (453—456) sind als eindimensionale zu verstehen, großgewachsene Leute betreffend.
- 457 Jede Pfarre hat ein Bußkreuz, von den Jesuitenmissionaren im 18. Jh. eingeführter Brauch; Kreuze mit oder ohne Corpus, Länge 3—5 m.
- 459 Im Gewicht.
- 461 Luccheni, Mörder von Kaiserin Elisabeth 1898 in Genf; Tadel für ein unbotmäßiges Kind.
- 462 Große Leute.
- 463 Ausgenommenes Eichhörnchen.
- 464 Wiesel.
- 469 Zirbelkieferzapfen.
- 474 Schmutzverschmiertes Gesicht.
- 476 Kartatschte Wolle in der Form eines länglichen Kopfkissens, kommt so auf das Spinnrad; leicht an Gewicht.
- 478 Mädchen im Fronleichnamsputz und Name für die Margerite.
- 480 Pfarrhaus, Vorbild für häuslichen Standard schlechthin.
- 481 Schorf?
- 482 Birke.
- 486 Rotzig.

- 494 Runder Lederfleck, Durchmesser etwa 10—15 cm, eine Portion Lärchenpech darauf, damit wird die Peitsche eingeschmiert.
- 496 Met, Göttertrank der Germanen.
- 503 Steil.
- 504 Unbekannt!
- 513 Taub; nicht der Deckel, sondern infolge dessen!
- 514 Siehe 46.
- 515 Ein Pöllerschuß macht taub, die Ohren fallen einem zu.
- 516 Siehe 314.
- 521 Liebestoll.
- 525 Schnell.
- 532 Lederriemen beim Einweten des Rindes zur Zugarbeit.
- 535 Art wie Eintropfsuppe.
- 536 Stark, unverwüstlich.
- 537 Stets gutmütig.
- 541 Siehe 277.
- 548 Der alttestamentliche Prophet fungiert hier lautmalend; Bedeutung wie die drei Nummern vorher.
- 549 Die personifizierte Armut zumindest.
- 551 Brechstange tief im Boden.
- 552 Siehe 257; Hautausschlag.
- 553 Auf die Minute pünktlich und genau.
- 554 und 556 Egal.
- 558 Das Material haftet lästig an.
- 559 Junge Bäume im Lueg, d. i. die Talstrecke von Panzendorf-AV.
- 561 Maudreck; klein von Statur.
- 562 Der Trog.
- 564 Siehe 10 und 139.
- 565 Brett.
- 566 Schwache Brüste.
- 569 Groß.
- 570 Hof (!) ist der die ganze Breite des Hauses ausgreifende Raum im Erdgeschoß des Bauernhauses, quer zum First verlaufend, ziemlich breit (3—5 m), Zugänge von beiden Außenseiten sowie von der Labe (Hausgang) und vom Stall her; Lagerraum für Stalleinstreu, Brennholz und Arbeitsgerät; Arbeitsplatz für Schafschur, Schlachten, Flachshecheln usw.; Aufenthaltsraum der Hennen; früher nur gestampfter Erdboden oder steingepflastert, heute mit groben Bohlen belegt; wird wohl gekehrt, aber kaum gescheuert.
- 573 Verlegung von seit alters üblichen örtlichen Feiertagen, besonders in letzter Zeit.
- 574 Aus dem Kalendarium der Heiligen.
- 575 So gut wie neu.
- 576 Schnurstracks ins Gasthaus.
- 577 Immer dasselbe Gewand am Leibe.

Historische Angaben über das Dreschen in der Steiermark

Von Maria Leiner

Das Getreideausschlagen in der Steiermark war im bäuerlichen Jahreslauf ein so selbstverständlicher Arbeitsvorgang, daß kaum nennenswerte historisch-schriftliche Belege vorhanden sind. Die dazu verwendeten Geräte wurden immer vom bäuerlichen Menschen selbst angefertigt und waren bei Verlust jederzeit ersetzbar. Auch eine Zuhilfenahme von nächstliegenden brauchbaren Gegenständen, deren Funktion einer bestimmten Tätigkeit entsprechen, wie ausgediente Wagenräder, Hárrieffeln, Steinplatten, ersetzten immer wieder den augenblicklichen Mangel. Die verschieden gearteten klimatischen Verhältnisse dieses Landes mit dem sich daraus ergebenden Körneranbau bringen für das Gedeihen der Fruchtbarkeit mehr oder minder gute Erträge. So war man vor allem in der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft sehr bemüht, durch den von Erzherzog J o h a n n von 1811 bis 1831 angeregten Fragebogen die bestehende Situation zu erkunden und die sich daraus ergebende Notwendigkeit einer Verbesserung des Saatgutes und der landwirtschaftlichen Geräte zu erreichen.

Georg G o e t h, damals Kustos am Joanneum, zeigt in seiner geographisch-statistischen Topographie des Herzogtums Steiermark immer wieder neben dem landesüblichen Vorkommen des Getreideausschlagens, auch Dreschmaschinen mit Dampf-, Wasser- und Pferdeantrieb, sowie den Gebrauch des Göpels auf. Zur selben Zeit bearbeitete man das Getreide auch mit dem Drischl.

In den Faszikeln der Joannea (aus den Papieren Erzherzog Johanns) Landeskultur 3, der Landwirtschaftsgesellschaft von 1820 bis 1821, werden Verbesserungen für Dreschmaschinen wahrgenommen.

Die Bauern selbst jedoch, waren mit den „Neuerungen“ nicht immer gleich einverstanden, da sie die bisherige Arbeitsweise gewohnt waren; die Einstellung eines neuen Gerätes mußte zuerst auf Ablehnung stoßen, zumal die Schwierigkeiten der Beschaffung und Bezahlung mitbestimmend waren. Rentabler konnten diese Maschinen eigentlich nur für größere Herrschaften und Klöster sein, die den Aufwand auch bei schlechterem Ernteertrag eher verkraften konnten als Kleinbauern und Keuschler, welche durch Mangel an nötigem

Brotmehl gezwungen waren, das Getreide gleich nach dem Einführen zu dreschen.

Den untersteirischen Weinzierln, sowie verschiedenen um Tagelohn arbeitenden Kräften kam das Ausschmeißen und Dreschen in benachbarten Gegenden sehr zustatten. Als Aufbesserung ihrer kargen Lebenshaltung wurde ihnen der Arbeitslohn oft in Getreide ausgewogen und sie dadurch der zusätzlichen Sorge um das tägliche Brot enthoben.

Die nun folgenden historischen Angaben stammen aus den Handschriften und dem gedruckten Teil der *Goeth'schen Topographie*.

G. T. Schu 1, He 2, 1804/Einlageblatt/S. 7, Vorauer Bezirk **St. Jakob, Waldbach und Vorau**:

„Die Landwirtschaft, welche die Hauptbeschäftigung der Bezirksbewohner bildet, wird mit Ausnahme einiger Dreschmaschinen auf die althergebrachte einfachste Weise ohne Anwendung neuer Erfindungen und Verbesserungen betrieben. Der Boden ist sehr sandig und könnte nach den am besten gedeihenden Früchten Hafer- und Roggenland genannt werden. Weizen wird wenig gebaut.“

G. T. Schu 1, He 18/S. 2, 28. 4. 1831, **Herberstein**

„Dreschmaschinen sind in den Schlössern Herberstein und Schielleiten in der Gemeinde Hofing.“

G. T. Schu 2, He /S. 155, **Fürstenfeld**/Magistrat

„Die meisten Sorgfalt verwendet man auf den Anbau des Weizens, der auch vorzüglich geräth und im Verkaufe, wozu er bestimmt ist, einen guten Ertrag gibt. Weniger gut zeigt sich der Hafer, am schlechtesten die Gerste. In Fürstenfeld selbst ist eine schottische Dreschmaschine in Anwendung.“

G. T. Schu 2, He 29/S. 239, **Freiberg** bei Gleisdorf

„Das Entkörnen geschieht fast durchgängig mit der Handdrusch, nur in den Gemeinden Tackern 1tes Viertel Urscha und Eggersdorf bestehen schottische Dreschmaschinen.“

G. T. Schu 2, He 38, Bl 2/1845, Grazer Kreis, Steuerbezirk **Eggenberg**

„Der Bräuermeister Franz Paan in Grätz besitzt eine von den bekannten Drösch-Maschinen, die durch Pferde getrieben wird.“

G. T. Schu 3, He 61, Absatz X/S 12, 30. September 1814, **St. Georgen/St.**

„Von dem eingebrachten Getreide wird das zur Winteransaat nöthige Quantum im August, oder September ausgedroschen, oder der Reinheit wegen auf Fässern, oder Rädern ausgeschlagen, der Ab-

drusch des übrigen Getreides hingegen geschieht im Winter, man bedient sich hiezu der gewöhnlichen Trischel.”

G. T. Schu 3, He 65/S. 908, Bezirk **Halbenrain**

„. . . Die Bewirtschaftung geschieht auf die ganz gewöhnlichste Weise ohne Anwendung irgend verbesserter Geräthe als Säemaschinen, Harken und dgl. wozu sich die ebene Ackerfläche ganz ungemein eignen würde. Solche Werkzeuge befinden sich nur in der Ökonomie der Herrschaft Halbenrain. Am meisten baut man Weizen und Korn als Sommerfrucht, Hafer besonders aber Gerste kommen selten vor, Weizen, Mais und Hirse gerathen am besten.”

G. T. Schu 3, He 53/S. 6, 26. April 1811, Bezirk **Waassen**, südlich von Graz

„. . . und das Getreide wird mittels Dreschflegeln ausgedroschen.”

G. T. 1. Bd./S. 269, 1843, **Aflenzer** Bezirk

„Noch vor dem Dreschen schlägt man das Getreide aus, wodurch jene Körner herausfallen, die größer und reifer sind. Dieses ausgeplöschte Getreide verwendet man meistens zum Samen. Dreschmaschinen gibt es im ganzen Bezirk 12, welche aber alle nur von den Eigentümern allein benützt werden.”

G. T. Schu 5, He 73, 7. Mai 1811, Bezirk **Admont**

„. . . und nach gelegener Zeit entweder mit Handdrischeln, oder aber auf der Dreschmaschine ausgedroschen. Die Beschreibung der Dreschmaschine liefert die Oekonomieverwaltung des Stiftes Admont.”

G. T. Schu 5, He 73, 29. April 1811

„Aus dem Inventar des Simon Regner, aller Haus- und Wirtschaftsgeräte. 12 Trischeln a 1 fl = 12 fl.

Ackerbau der Stift **Admontischen** Gründe, 13. May 1811

„Gedroschen aber wird hier auf einer deutschen, und Theils schottländischen Dreschmaschine.”

G. T. Schu 5, He 82/Nr. 24, **Aigen** im Ennstal

„Eine Dreschmaschine besteht in dieser Steuergemeinde, welche nur einem Landwirth gehört.”

G.T. Schu 6, He 118, **Arzberg** bei Waldbach

„Im Dorfe Waldbach besteht eine Dreschmaschine, welche ein Eigenthümer hat.”

G. T. Schu 6, He 127, 14. August 1842, **Authal** bei Großlobming ad 24 „Dreschmaschinen bestehen

1. Zu Großlobming bei der Herrschaft Saurau

2. Zu Kleinlobming beim Bauern Jakob Schaffer vulgo Jacklschuaster.”

G. T. Schu 6, He 133, **Bärnegg** i. d. Elsenau, ad 35

„Im Winter beschäftigen sich die Dienstgeber vom Bauernvolke und ihre Dienstleute mit dem Ausdreschen der Fechsung . . .“

G. T. Schu 6, He 152/S. 2, **Bruck** I/I Bezirk Magistrat

V. Oekonomische Nr. 68

„. . . Ausgedroschen wird hier mit der Drüschel. Dreschmaschinen giebt es in dem Bezirke dermalen noch keine.“

G. T. Schu 7, He 153/S. 29, Nr. 68 ff **Bruck**/I/II Beantwortung der Fragentwürfe 29. Jänner 1812

„. . . ausgedroschen werden sie mit der Drüschel, Dreschmaschinen giebt es in dem Bezirke dermalen noch keine.“

Georg Goeth: Das Herzogtum Steiermark 1. Bd./S. 147 1840 **Brucker** Kreis

„Nachdem man das Getreide eingebracht hat, wird ein Theil desselben, um reinen Samen zu erhalten, über Zimmerstöcke¹⁾ oder andere Vorrichtungen ausgeworfen (ausgeschlagen, ausgeplöscht),²⁾ das übrige aber auf die allgemein übliche Weise gedroschen, was gewöhnlich durch eigene Dienstboten geschieht . . . die Zahl der bestehenden Dreschmaschinen ist nicht unbedeutend und mehrt sich noch zusehends.“

G. T. Schu 7, He 153/S. 7 ff, 17. März 1814, Gegend von **Bruck**/Mur, Pfarre **Bruck, St. Kathrein** und **Tragöß**

„Der Ausdrusch pflegt seinen Anfang nach Martini, d. i. um den halben November zu nehmen. Kleinere Partheyen, welche Mangel an Brod haben, beginnen das Dreschen gleich so bald die Frucht eingebracht ist. Der Anfang geschieht gewöhnlich mit dem Haber, weil er die leichteste Frucht ist; Mit dem Weitzen wird bis zur Gefrierzeit verschoben, und derselbe gewöhnlich um Weihnächten, und Neujahr gedroschen. Die Drüschel (Dreschflügel) der man sich beim Ausdrusch bedient ist von der in anderen Gegenden unterschieden . . .“

„. . . Dreschmaschinen giebt es hier keine. Diese würden auch hier gar nicht ihr Glück machen, indem man hier jährlich Mangel an Stroh hat, von dem Stroh aber, welches durch die Dreschmaschine geht, keinen Schab erzeugen kann, weil alles durch die Walze abgeknicket wird. Auch hat man hier der arbeitssamen Hände nicht so überflüssig, daß man ihrer durch die Dreschmaschinen zu entbehren wünschte. Noch ist es zu bemerken unterlassen worden, daß der Ausdrusch hier herum gewöhnlich bei Ostern sich endiget.“

G. T. Schu, Goetsche Topographie-Schuber . . .

1) Zimmerstöcke = Holzgestell aus einem Balken mit zwei Paar schräg eingefügten Beinen

2) Ausplöschen, pleschen = klatschend auffallen, prügeln, hauen.

G. T. Schu 8, He 209a, 5. May 1812, **Ehrnau** Bez. Herrschaft im Brucker Kreis

„Hier wird das Getreide durch Menschenhände ausgedroschen . . .“

20. April 1814

„Das Ausdreschen geschieht größtentheils durch Menschenhände mittelst einer schweren Drischel, weil die Hülse, in welche die Frucht gewickelt ist, hier stärker als wo anders die Frucht an sich hält; weil die starken Gebirgsthaue, der Schatten der Gebirge und überhaupt der feuchte Boden, das austrocknen folglich auch das Ausschöllen³⁾ verhindert.“

Auf dem Hofe des Herrn von Scheuchenstuhl zu Liesingau am Hagenbache befindet sich eine Dreschmaschine blos zu seinem Gebrauche, sie wird durch das Wasser getrieben.“

Schu 8, He 209a Werbbezirk **Ehrenau**

„In der Gemeinde Liesingau liegt auch das Baron Zirnfeldische Hammerwerk mit 2 Feuer, ferner der Freisassenhof Hagenbach, wo eine Brettersäg, und eine Trösch-Maschine befindlich ist, deren Gründel, durch ein Wasserrad getrieben, die Stampfen welche das auf dem Boden liegende Getraid auströschen, höbet und fallen läßt.“

G. T. Sch 9, He 221/Nr. 68, 30. Oktober 1812 **Eisenerz**

„Ausgedroschen wird mit der Trischel, Dreschmaschinen gibt es hier keine.“

Georg Goeth: Das Herzogtum Steiermark 2, Bd./S. 423 Steuer-
gemeinde **Erhardstraße** (nach St. Erhard i. d. Breitenau eingepfarrt)

„Der Breitenaubach treibt eine Dreschmaschine.“

G. T. Schu 10, He 229/Nr. 24, **Etmühl**

„Die Gemeinde hat vier Dreschmaschinen, wovon aber nur eine vom Wasser getrieben wird, und nur von dem Eigenthümern allein benützt werden.“

G. T. Schu 10, He 261/Nr. 24, **Föls**

„Hier ist nur eine Dreschmaschine, die der Eigenthümer allein benützt.“

G. T. Schu 10, He 276 **Freienstein**

„... im Spätherbst wird das Getreide von den Dienstleuten mit Drischeln ausgedroschen.“

Georg Goeth: Das Herzogtum Steiermark 2. Bd./S. 100, Bezirk **Freienstein**

„Dreschmaschinen kommen im Bezirk 7 vor, wovon sich 2 im Lainthal, 3 im Tollingraben, 1 in Hafning und 1 im Gößgraben befindet.“

³⁾ Ausschöllen = trennen, brechen

G. T. Schu 12, He 295, 25. November 1843, Herrschaft **Fürstenfeld**

„Nachdem der Schnitt vorüber ist, bleiben die Früchte zur Abtrocknung in Mandeln auf dem Felde stehen, bis der Haiden und Rübenbau erlaubt, selbe wegzubringen. Durchgängig wird mit denen Trischeln ausgedroschen, nur eine Gesellschaft hat eine Dreschmaschine errichtet, von der nur einzelne Parteyen bisher Gebrauch gemacht haben.“

Durch einen senkrecht stoßenden Gründel, auf der ein horizontales Kammrad befestigt ist, wird ein liegender Cylinder durch ein darauf angebrachtes Spindelrad in Bewegung gesetzt, welches von der Getriebeabtheilung wo die Pferde gehen durch die Mauer zur eigentlichen Maschine hineinläuft. Zwei in verkehrter Bewegung gegen einander gehende eiserne Walzen, die eingekerbt sind, und deren Erhöhung eines, in die Vertiefung der anderen eingreifen, werden durch in Getriebe, welches an dem liegenden Cylinder angebracht ist, in Bewegung gesetzt.“

G. T. Schu 13, He 338, 1. May 1811, **Goppelsbach** i. Judenburger Kreis

„. . . Da in der ganzen Gegend mehr Futter als Getreide gebaut wird, letzteres aber in den langen Wintern von den lieben Dienstboten des Landmannes sehr leicht ausgedroschen werden kann, ohne in den übrigen Wirtschafts Arbeiten etwas zu versäumen, so ist bis jetzt noch niemand auf den Gedanken verfallen, sein Getreide durch Maschinen auszudrösch.“

„Ist die nöthige Streu für den Winter besorgt, so wird mit dem Dröschchen der Anfang gemacht, und damit auch im Dezember fortgeföhren, und alle Dienstbothen, männlichen und weiblichen Geschlechts, denen nicht die Wartung des Viehes anvertraut ist, werden dazu verwendet.“

G. T. Schu 13, He 338a **Göriach** b. Seewiesen (in Turnau eingepfarrt) Nr. 24

„Hier hat ein einziger Insass bloß für sich eine Dreschmaschine.“

G. T. Schu 13, He 344, **Göß** bei Leoben

„Sämmtliche Getreidegattungen werden mit dem gewöhnlichen Trischeln ausgedroschen . . .“

„Getreideharpfen und Treschmaschinen sind hierorts unbekannt . . .“

G. T. Schu 14, He 346, **Gößgraben** bei Leoben

„Es besteht eine Dreschmaschine, welche einem Besitzer gehört.“

G. T. Schu 14, He 362, **Graßnitz** bei Aflenz Nr. 24

„In dieser Gemeinde hat ein Insasse für sich allein eine Dreschmaschine.“

G. T. Schu 14, He 374, 16. November 1812, **Großsöding**

„... Wenn alles hinlänglich getrocknet ist, wird es in die Scheune geführt, das Saamgetreide zuerst, dann das Übrige ausgedroschen. Dreschmaschinen bestehen nicht.“

G. T. Schu 15, He 397, 19. May 1837, **Hafning** bei Leoben Nr. 24

„Es besteht eine Dreschmaschine, welche dem Herrn Peßler gehört.“

Nr. 37

„Dreschen und Dungführen ist Winterbeschäftigung.“

G. T. Schu 15, He 399, Bezirksherrschaft **Hainfeld**

„... geschnitten, in Garm gebunden, sodann der Luft und Sonne zur Ausdörrung auf dem Felde gelassen, sohin auf die Scheuern geführt, und dort aufbewahret, von wo selbe gelegentlich mit den gewöhnlichen Dreschfliegeln ausgedroschen werden. Dreschmaschinen werden hierorts nicht gebraucht.“

G. T. Schu 16, He 433, **Hieflau**

„Ausgedroschen mit dem Tröschel, Dreschmaschinen sind hier keine üblich.“

G. T. Schu 16, He 445, **Hohenwang**

„... ausgedroschen wird mit den gewöhnlichen beym Ausdroschen erforderlichen Werkzeugen. Dreschmaschinen kann man in diesem Bezirke nicht leicht vermuthen weilen dieser wohlthätigen Anstalt sowohl das Vermögen der Unterthannen, als selbst das Lokale ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legt.“

G. T. Schu 17, He 451, **St. Ilgen**

„In dieser Gemeinde befinden sich zwey Dreschmaschinen welche vom Wasser getrieben, und von den Eigenthümern allein benützt werden.“

Georg Goeth: Das Herzogtum Steiermark 1. Bd./S. 273, **St. Ilgen**
„Der Ilgnerbach treibt 4 Dreschmaschinen.“

G. T. Schu 18, He 492, **Kaisersberg** bei Leoben

„Hier wird das Getreide durch Menschenhände ausgedroschen. Waitzen und Korn wird im Durchschnitte $\frac{1}{2}$ Metzen gedroschen und Haber im Durchschnitte 2 gestrichene Metzen.“

Georg Goeth: Das Herzogtum Steiermark 2. Bd./S. 269 ff, Bez. **Kaisersberg**

„Dreschmaschinen finden sich nur drei und zwar alle in der Gemeinde Kraubath.“

G. T. Schu 18, He 505, **Kapfenberg**

„... auf dem Kopf in die Scheune tragen; bald darnach wird das Getreide ausgeschmissen, das ist jede Persohn nimmt eine solche kleine Garbe, und schlägt selbe auf eine in der Scheune errichtete Stange solang bis der größte Theil des Getreides herausgeschlagen ist, dann werden die bereits leeren Garben auf die Seite geschmissen, und zur Winterszeit mit Drüschl welche wohl könnten verbessert werden, ausgedroschen; und 4 starke Personen können mit großer Mühe von diesen ausgeschmissenen Garben in einem Tage kaum einen halben Metzen dreschen . . .“

G. T. Schu 18, He 513, **St. Kathrein** bei Kapfenberg

ad 24

„Eine Dreschmaschine welche durch Wasser in Bewegung gesetzt wird.“

G. T. Schu 19, He 518, **Kindberg**

„Der Ausdrusch geschieht mit hölzernen Drischeln . . .“

„Keine Dreschmaschinen“

ad 24, Markt **Kindberg**

„Es besteht hier nur eine sogenannte Schottische Dreschmaschine, die dem Hammergewerken Sallmutter eigenthümlich gehört, und bey welchen die hiesigen Insassen bis aufs Korn fast alles ausdreschen. Vom Weizen wird 7 Kreuzer und Haber 6 Kreuzer Konventionsmünze per Schober fürs Ausdröschchen bezahlt, wenn man die nöthigen Arbeitsleute dazu stellt.“

ad 37

„Im Winter wird gewöhnlich das Getreide ausgedroschen.“

20. November 1810 **Kindberger** Gegend

„Der Ausdrusch geschieht mit hözernen Drescheln im Spetjahr und Winter durch Dienstleute und Tagelöhner. Dreschmaschinen sind hier nicht vorhanden.“

G. T. Schu 19, He 518, **Oberkindberg**

„Gefechsnet wird Korn um den großen Frauentag, Haber um Bartlmä, Gerste etwas früher; Dreschmaschinen hat man nicht, gewöhnliche Drischel.“

G. T. Schu 20, He 568, **Kulm**, Bez. Lind

„Gewöhnliches Dreschen“

G. T. Schu 20, He 573, 19. May 1837, **Lainthal**

„Es bestehen zwey Dreschmaschinen, welche aber aus Mangel des Wassers von keinem größeren Vortheil sind, es gehört eigenthümlich den Besitzern.“

G. T. Schu 20, He 590, 29. März 1843, **Lannach**

„Keine Dreschmaschinen daher ausgedroschen.“

G. T. Schu 20, He 591, 26. März 1841, **Lantschern** bei Liezen

„Eine Dreschmaschine besteht und gehört dem Joseph Weichpold vulgo Resch in Lantschern.“

G. T. Schu 21, He 603, **Lehen**, Bezirkshauptmannschaft Mürzzuschlag

„Eine (Dreschmaschine), welche dem Hausbesitzer Josef Zoißl zu Langenwang allein gehört.“

Georg Goeth: Das Herzogtum Steiermark 2. Bd./S. 309 Bezirk **Leoben**

„Dreschmaschinen bestehen im ganzen Bezirk nur 4 (2 in der Vorstadt Waasen, 1 in Mühlthal und 1 in Waltenbach), welche aber gegen Bezahlung auch anderen Landwirthen zur Benützung überlassen werden.“

G. T. Schu 23, **Mariazell**

„Das Getreide wird auf Stecken, welche Steckschöber genannt werden, zusammengesetzt; auf einen solchen Steckschober kommen 20 Garben, 3 Steckschöber werden zu einem Zahlschober von 60 Garben gerechnet, diese Manipulation schiebt von darumen, weil das Getraid meistens sehr futterricht⁴⁾ und lange auszudrücken habe, damit der Wind besser durchstreichen, folglich früher zu seiner Dürre gelangen kann. Die Garben werden so über das Kreuz aufgelegt, daß die Fußgarben, bey anhaltenden Regen nicht leicht bewässert werden können; und auf der Höhe wird mit abgobogenen Ähren von einer Garbe ein Huth gemacht, um die übrigen aufgesetzten Garben zu schützen, und den Regen abzuleiten. Diese Manipulation ist für das Gebürg sehr vortheilhaft, weil daß Getraid längere Zeit zur Ausdrücknung auf dem Felde stehen bleiben muß. Bei guter Witterung wird das Getreide nach 3 Wochen in die Scheuer geführt; hat der Landmann Zeit, so wird es gleich beim Einführen auf einem Schragen ausgebossen um das bessere und reinere Körndl zu erhalten, sodann in der Scheuer zusammengelegt, dann erst im Winter ordentlich ausgedroschen. Ich habe aber auch bey dieser Manipulation des Ausbossen,⁵⁾ bey fürgenommener Untersuchung keinen Vortheil, sondern vielmehr Nachtheil gefunden, denn wenn das Getraid, wie es

⁴⁾ Futterricht = verunreinigt

⁵⁾ Ausbossen = schütteln, schlagen

eingeführt wird, ohne auszubossen in die Scheuer zusammengelegt wird, so zeitigt es sich in den Ähren besser aus, und wird frischer, da es sodann beim Brodbacken oder Kochen nicht so nachgiebet."

G. T. Schu 23, He 710, letzter August 1811, **Massenberg**

„Das Ausdreschen geschieht auf die im ganzen Lande übliche Weise mit Drischeln. Dreschmaschinen gibt es im ganzen Bezirk keine."

Georg Goeth: Das Herzogtum Steiermark, 1. Bd./S. 387, **Mitterberg** Bezhtpm. Hartberg

„Der Glawoggenbach treibt eine Dreschmaschine."

G. T. Schu 24, He 745, 2. Mai 1811, **Münichhofen**

„Drischeln werden verwendet, keine Dreschmaschine."

G. T. Schu 25, He 753, **Mürzzuschlager** Bezirk

Aus oekonomischen Fragen und Antworten

„... in Scheunen oder Theunen geführt, durch den Herbst und Winter wird mit Drüschnen gedroschen. Es werden gewöhnlich 6 Garm in der Mitte der Scheune nebeneinander gelegt, und durch das Dreschen der Körner vom Stroh gelöst."

„... und daß außer der Einführung von Dreschmaschinen hierorts keine wesentlichen Verbesserungen denkbar sind. Manche Versuche mit Maschinen und Semereyen haben seit dem Bestehen der steyermärkischen Landwirthschaft, welche ununterbrochen bemüht ist, die Wirtschaftsbesitzer zur Verbesserung aller wirtschaftlichen Zweige überhaupt insbesondere aber des Ackerbaues anzuleiten, statt gefunden, allein es hat sich bisher in dieser gebirgigten und hochländigen rauhen Gegend in Bezug des Getraid- und Grasbaues um so weniger ein namhafter Vortheil erreichen lassen, als sich diesen Versuchen nebst dem ungünstigen Klima auch die Zeitverhältnisse nämlich Mangel an Geld und anderen Mitteln entgegen stellten."

Georg Goeth: Das Herzogtum Steiermark 2. Bd./S. 36, **Mürzhofen**, Brucker Kreis

„Unter den Insassen zeichnet sich ein in Verfertigung von sehr einfachen Dreschmaschinen vortheilhaft bekannter Zimmermeister Namens Anton Herter aus, der selbst mehrere derlei Aufträge aus Oesterreich, Kärnthen und Kroatien erhielt."

Georg Goeth: Das Herzogtum Steiermark 1. Bd./S. 420, Bezirk **Oberkindberg**

„Im ganzen Bezirk findet sich nur 1 Dreschmaschine zu Aumühl in der Gemeinde Kindbergdörl."

G. T. Schu 26, He 803, 17. August 1837, **Oberort** bei Tragöß ad 24

„2 Dreschmaschinen welche mit Zugvieh und 1 welche mittels Wasser in Bewegung gesetzt wird.“

He 806, 17. August 1837, **Oberthal** bei Kapfenberg (Tragöß) Pfarre St. Kathrein
ad 24

„2 Dreschmaschinen welche den Bauern gehören und mit Zugvieh in Bewegung gesetzt werden.“

He 808 **Oberzeiring**
ad ?é

„Hier besteht eine Dreschmaschine, und gehört nur einem Besitzer.“

G. T. Schu 27, He 840, 18. November 1811, **Pernegg**

„Dreschen im November, Dezember, Jänner und Februar mit Drischeln, keine Dreschmaschine.“

G. T. Schu 30, **Rottenmann-Palental** von Johann Karl Beeh, Kammeral-Verwalter und Kriminal Richter der Staatsherrschaft Rottenmann, 31. August 1818

„(Statistischer Versuch Über das Palthenthal mit besonderer Hinsicht auf den Bezirk und die Staatsherrschaft Rottenmann nebst einigen geonossischen, geographischen und historischen Beyträgen über das Enns-Palten- und Lissing-Thal zur Kenntniß, Beförderung und Verbesserung dieser Thäler geschrieben von Johann Karl Beeh in dem Jahre 1818).“

S. 65

„Die Körnerfrüchte werden hier Gegend durchaus mit dem sogenannten Handdrischl ausgedroschen, und Dreschmaschinen bestehen unseres Wissens nach in dem Enns und Palthenthale außer dem Stifte Admont keine, nur machen auch hier die beyden Pfarrer zu St. Lorenzen und Gaishorn Bruno Ziegler und Thomas Bederlunger eine ehrende Ausnahme. Ersterer hat seit einigen Jahren zur Erleichterung des Ausdrusches eine eigene **Dreschbank** erfunden, worüber wir hier die Zeichnung als Nr. 42 vorlegen, und seit dem bedient sich solcher, so wie jener zu Gaishorn derselben mit dem besten Erfolg. (Zeichnung nicht vorhanden!) Die Vorrichtung dieser Dreschbank ist ein Schragen, auf dem 3 Zoll starke Stangen mit 3 Zoll⁶⁾ Zwischenraum befestigt sind, die stehet auf 4 Füßen, hat 2', 1' Höhe, 3', 9" Breite, und 7 Schuh und 1' in der Länge.

6) Schuh, Zoll = Duodecimal- oder Werkmaß

1 Ruthe (R)	= 12 Klafter (°)
1°	= 6 Fuß oder Schuh (')
1'	= 12 Zoll (")
1"	= 12 Linien (''')
1'''	= 12 Punkte ('''')

Die Dreschart oder Weise ist nachstehende:

Sobald immer das Korn und der Haber von dem Felde trocken eingebracht wird, gehet diese Drescharbeit an, die Garben werden bey dem Kopf /bey dem Stöppel/ gefäßt, und mit den Aehren gewaltig über die Stangen geschlagen, hiedurch lösen sich die Körner rein und unbeschädigt aus, und nur wenige Körner bleiben in den Ähren und in dem Bunde, die Garben werden sodann in der gehörigen Art zusammengelegt, und für den Winter zu dem Nachdreschen aufbewahrt; jedoch findet diese Manipulation einzig nur bey diesen beyden erwähnten Fruchtgattungen als: Korn und Haber, nicht aber auch bey den übrigen Getraidgattungen als Waitzen und Gersten statt, weil diese ein zu grobes und sprödes Stroh haben, und somit die Aehren bey dieser Arbeit abspringen oder abbrechen.

Der Vorteil dieser Behandlung bringt einen zweifachen Nutzen:

- a) an Gewinn der Zeit und
- b) das Getraide.

An Zeitgewinn: 4 Knechte schlagen in einem Tage im Durchschnitte 40 Schöber à 60 Garben aus, von diesen ausgeschlagenen Garben werden mit 4 Knechten in einem Tage 18—20 Schober nachgedroschen, wo der Schober gewöhnlich noch 3 Maaß⁷⁾ Körner giebt.

Bey dem gewöhnlichen Dreschen mit dem Handdrischl machen 4 Drescher in einem Tage nur 8 Schöber.

An Körnergewinn: Nach abgeführten Proben ergab folgendes Resultat. Man hat 22 Schöber Korn schlechter Fechsung auf obgesagte Art ausgeschlagen, dann im Winter nachgedroschen, und hieraus 16 Metzen, 8 Maaß Niederösterreichisches Maaß gerechnet erhalten, ebensoviel Schöber Korn von der nähmlichen Gattung und von eben demselben Felde wurden im Winter ganz gedroschen, und hier erhielt man 13 Metzen⁸⁾ 12 Maaß somit um 2 Metzen und 12 Maaß weniger.

Die Ursache dieser Verminderung dürfte wohl nach unserer Ansicht in der inzwischen geschehenen Austrocknung, und in Verzehrung durch das Ungeziefer mit unterliegen und vielleicht auch in dem noch einen Grund haben, daß mehrere Körner durch das zu lange Liegen

⁷⁾ Maaßel = Name eines alten Hohlmaßes für Flüssigkeiten und Getreide, nach Gegenden verschieden; man kannte das Grazer, Cillier, Stainzer, Eibiswalder, Ennstaler, Judenburger, Brucker, das große und das kleine, das gestrichene und gegupfte, das Mühl- und Marktmaß.

⁸⁾ Metzen = Name eines alten Hohlmaßes für Getreide; man kannte in der Steiermark den gestrichenen und gegupften, den Wiener und Ennstaler Metzen (dieser enthielt 2½ Wiener Metzen).

sich in den Aehren zu sehr angezogen haben, und selbst bey dem Ausdreschen mittels des Drischels nicht mehr aus ihren Hilsen gebracht werden können, sondern auf immer darin verbleiben, und sogestaltig für den Ertrag verloren gehen.

Diese Erfindung kommt ausschliessend den geachteten würdigen Pfarrer zu St. Lorenzen, welcher einst in dem Stifte Admont von dem bekannten Weissmayer Oekonom war, zu; allein er ist nach seinem selbst eigenen Eingeständniß hiezu durch den schon lange hier bestandenen und noch bestehenden Gebrauch geführt, geleitet worden, welcher dieser ist, daß die Bauern nur zu oft, wenn sie schon Mangel an Getraide haben, die getrockneten Garben bey der Einführung durch gleiche Art in den Dreschthenn gegen die Wand schlagen, und sogestaltlich die schönsten und vollsten Körner erhalten, und diese ausgeschlagenen Garben, welche sie hier Schallbais⁹⁾ nennen, sodann zum späteren Nachdrusch werden gewöhnlich aufbewahret.

Diese Dreschbank ist daher nur eine vervollkommte Erfindung eines hierortigen alten rohen einfachen Gebrauches.

Diese Erfindung wird nun durch das Beyspiel dieser beyden würdigen Pfarrer und Oekonomen von mehreren anderen Verständigen Landwirthen hier gegend nachgeahmt; aber dennoch ist es zu wünschen, daß jene Gemeinden, die in Dörfer beysammen wohnen, sich eine gemeinschaftliche Dreschmaschine bauen ließen, weil das Dreschen mit der Handdrischel besonders bey theuern Zeiten zu kostbar ausfällt und man an Zeit und Kosten gewinnt, denn ein Man drescht im Winter in einem Tage nur 2 Zoll Schöber aus, und kommt somit mit Kost und Lohn weit über einen Gulden zu stehen."

G. T. Schu 31, He 1025, **Schattenberg** bei Tragöß

„Hier sind 4 Dreschmaschinen, wovon drei mit Wasser und eine mit Zugvieh in Bewegung gesetzt werden.“

He 1062, 15. Juni 1811, **Seckau**

„Ausgedroschen werden die Körner auf den Tennen mit Flegeln.

Dreschmaschinen bestehen: 18. September 1840

- a) in der Gemeinde Seckau-Eigentum der Herrschaft Seckau
- b) beim Sensengewerken Christof Weinmeister in Waßerleit
- c) in Preg beim vulgo Luckner.“

Georg Goeth: Das Herzogtum Steiermark 1. Bd. S. 368, **Semmering**

„Das Schechelbauernbachel treibt eine Dreschmaschine.“

G. T. Schu 34, He 1197 **Treglwang**
ad 24

⁹⁾ Schallbais = In Bündel gebundenes Kornstroh, ausgedroschenes und wieder zu Garben gebundenes Stroh.

„Am Paltenfluß besteht eine Dreschmaschine, welche dem vulgo Brucknerwirth gehört, und von sehr vielen Insassen benutzt wird, meist zum Haferausdreschen.“

G. T. Schu 34, He 1200 **Trieben**

„Eine einzige Dreschmaschine. Eigenthum des volgo Schaup besteht in der Gemeinde.“

He 1203 **Trofaiach**

„Mit dem Dreschflügel werden Korn, Weizen und Hafer gedroschen.“

Georg Goeth: Das Herzogtum Steiermark 2. Bd. S. 124, Bezirk **Trofaiach**

„Von Dreschmaschinen finden sich zwey, deren eine vom Wasser, die andere auf dem Gute Mell durch Zugthiere getrieben wird.“
S. 130 Bezirk Trofaiach-Niedertrum

„2 Dreschmaschinen.“

G. T. Schu 35, He 1218 **Turnau**

ad 24

„Hier hat ein einziger eine Dreschmaschine welche der Eigenthümer allein benützt.“

Georg Goeth: Das Herzogtum Steiermark 2. Bd. S. 56, **Unterkapfenberg**

„Man findet nicht bald wieder eine Gegend, in der so viel technischer Sinn unter den gemeinen Landleuten zu Hause ist, wie hier, welches man aus dem einfachen Faktum abnehmen kann, daß schon vor Bekanntmachung der schottischen Dreschmaschine, hier sehr viele höchst einfache Dreschmaschinen bestanden, und auch jetzt noch fortwährend derlei Maschinen von Einheimischen gebaut werden, wobei immer mit sehr viel Umsicht über die speziellen Bedarfs- und Lokal-Verhältnisse Rücksicht genommen wird.“

G. T. Schu 35, He 1233 17. August 1837 **Unterthal** b. St. Kathrein/Lamming

ad 24

„Eine Dreschmaschine welche durch Wasser in Bewegung gesetzt wird.“

Georg Goeth: Das Herzogtum Steiermark 3. Bd. S. 63, **Weißbach** b. Liezen

„Hier besteht eine Dreschmaschine.“

G. T. Schu 36, He 1280, 1. Oktober 1840, **Weißkirchen** b. Judenburg

„In Mühldorf bey der Mahlmühle besteht die Dreschmaschine des Herrn Josef Seßler.“

G. T. Schu 37, He 1291, 12. April 1843, **Werndorf-Umgebung** Graz

„Hier besteht eine Dreschmaschine welche ein Eigenthum des Bauers insgemein Thorschneiders ist.“

He 1294 8. März 1814, **Weyer** bei Frohnleiten

„Hölzerne Dröschl“

„Dort gibt es „Schoberschnitter“ welche nach den geschnittenen Schobern bezahlt werden, oder die Arbeit verrichten die eigenen Dienstboten.“

Georg Goeth: Das Herzogtum Steiermark 2. Bd., S. 8 ff, **Brucker Kreis/Wieden**

„Dreschmaschinen finden sich nur in wenigen Gemeinden, nämlich 1 im Schlosse Krottendorf, 1 in dem Freigute Graschnitz, und 3 in der Gemeinde Lorenzen.“

In der Untersteiermark hatte man zu dieser Zeit keine Dreschmaschinen, die Arbeit wurde mit Flegeln verrichtet.

Brauch und Sitte im Zunft- und Handwerksleben der Stadt Waidhofen a. d. Ybbs

Von Otto Hierhammer

Ursachen und Anfänge

Der Zusammenschluß der gleichartigen Handwerker war Selbstschutz, denn der einzelne Arbeiter lief Gefahr im Strudel der Stadt unterzugehen. Obwohl man sagt, das Handwerk habe goldenen Boden, galt es ehemals im allgemeinen nicht für ehrenvoll. Denn früher oblag die Ausübung der manuellen Arbeit den Sklaven und Kriegsgefangenen. Die arbeitende Klasse mußte sich auch deshalb zusammenschließen, um sich gegen die Mißachtung der bevorzugten Stände hinweg und durchzusetzen. Niemandes Herr und niemandes Knecht, das ist des Bürgers Recht, sagt ein altes Sprichwort. Die Standesfreiheit überwog alles. Aus diesen Zusammenschlüssen in den dreien Ständen, bauten sich die Zünfte, Bruderladen oder Zechen auf, die schließlich die Grundlage zum Bürgertum bildeten. Die Zünfte boten auch einen Schutz gegen unlautere, unkontrollierbare Arbeit und dienten zur Wahrung der Standesinteressen. Es bestand Zunftzwang, dafür hatte der Neuaufgenommene oder -Eingetretene ein Recht auf Arbeit und Verdienst. Der Zunftzwang bedingte das Bannrecht oder die Bannmeile. Sie besagt, daß sich innerhalb eines gewissen Umkreises kein Gewerbetreibender mit der Absicht niederlassen durfte, seine Ware unabhängig von der Zunft in der Stadt abzusetzen. Die ersten Zünfte schlossen die Bäcker, Fleischer, Schuster, Schneider, Weber und Schmiede. Sie siedelten sich oftmals in gleichen Häuserzeilen zusammen, so daß man schließlich die Gasse oder Straße nach ihnen benannte. Anfänglich blieben politische und militärische sowie kultische Belange im Hintergrund. Das kommende Mittelalter aber setzte gerne alles in eine gewisse Beziehung zur Kirche. Die Zünfte und Bruderschaften bekannten sich zu gewissen Schutzheiligen (Patrone) und stifteten denen zu Ehren Jahrtage mit Gottesdienst und Opferung. Ehrlichkeit und sittliches Verhalten blieb in diesen Gemeinschaften oberstes Gebot. Ehrliche, saubere Arbeit, richtiges Maß und Gewicht bei billigsten Preisen wurde von den einzelnen Mitgliedern der Zunft, bei sonstiger Strafe, bedingungslos gefordert. Die Verbindung der

Zünfte mit der obrigkeitlichen Gewalt z. B. dem Rat, erfolgte in der Weise, daß jene der Gesamtbürgerschaft gegenüber bestimmte Zwangsrechte übertrug u. a. der Zunftzwang.

1. Die St. Leonhards-Zeche der Schneider von Waidhofen a. d. Ybbs.

Diese Zunft blickt auf einen halbtausendjährigen Bestand zurück. Die urkundlich nachgewiesene erste Verleihung ihrer Rechte, Pflichten und Privilegien geschah durch Bischof Sixtus v. Freising (1474—1495) in Form eines Artikelbriefes ddo. Mittichen 8. Oktober nach Christi Geburt 1490. Dieser Zunftbrief, dem Richter und Rat der Stadt Waidhofen a. d. Ybbs im gleichen Jahre die Genehmigung und Zustimmung erteilten, enthält einige Bestimmungen, die volkskundlich mitteilenswert erscheinen

Der Jahrtag der Schneidergilde Waidhofens war zu Ehren des hl. Nothelfers und „Beuchtigers“ St. Leonhard am 6. November mit Kerzen und andrer gewöhnlicher Zier und Ordnung zu halten. Die Zechgelder mußten bei der „hailligen Herrn Sandt Lambprecht Pfarrkhürchn hir ze Waidthoven in solicher Ordnung gesezet werden.“

Dieser Zunftbrief des Bischofs Sixtus v. Freising, der übrigens von den bischöflich-freisingischen Räten Domherrn Dr. Max Hörndlein, Kanzler Hieronymus Flor und dem Kastner Dionysius Riederer anno 1499 über Weisung Bischof Philipp v. Fr. und auch später (so 1610) erneuert wurde, war an jedem Jahrtag zu Sankt Leonhardi den Mitgliedern in der Herberge zu verlesen. Hernach folgte ein gemeinsames Mahl. Auch zwei Zechmeister wurden an diesem Tage gewählt. Nahm einer die Wahl zum Obmann nicht an, mußte er als „poen“ (Strafe) zwei Pfund Wachs der Kirche, dem Stadtrichter ein Kandi Wein (ca. $\frac{1}{4}$ l) und 72 Pfening bezahlen.

Mitgliedsbeitrag und Kassagebarung

Jeder Meister in der Stadt und im Burgfried (die heutige Stadtgrenze beiläufig) solle zu jeglichen Quatember (= $\frac{1}{4}$ Jahr) in die Zechbruderlade vier Pfening, ein jeglicher Schneiderknecht (= Geselle) alle vierzehn Tage „zween pfening“ und ein jeglicher Jünger auch „pueb“ (Anfänger) einen Pfening in die „büechsn“ zahlen. Die Schneiderknechte sollen, bei sonstiger Strafe von „ain vierding Wax“ an die Zunft, den Zechmeistern in den „pichksn“ ihren Beitrag leisten. Alle Quatember sollen diese geleert und das Geld in die Zechlade gegeben werden. Zu den Sparbüchsen haben die Gesellen zwei, die Meister einen Schlüssel. Zur Zechlade haben die Meister zwei, die Gesellen einen Schlüssel. In diese Zunftlade soll ohne Vorwissen aller, weder etwas hineingetan, noch etwas herausgenommen werden.

Aufnahme:

Probezeit nach gewöhnlichem Handwerksbrauch waren acht Tage. Für einen „pue“ (Buben, Anfänger, Lehrling) aber vierzehn Tage arbeiten ohne aufzustehen!

Arbeitszeit, Feiertage, -Abende:

Im Winter zur Nachtzeit bei „Liacht“ bis zehn Uhr und morgens um fünf Uhr wiederaufstehen. Zur Sommerzeit so lang man sieht und morgens um vier Uhr wieder aufstehen. Ausgenommen die drei „hailigen abendte“ zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten, die vier Frauenabende, der „Sunnawenndt-abendt“, dann alle zwölf „Potten“ und schließlich alle Sonnabende. An diesen Abenden sollen sie zeitlich früher Feierabend machen. Wer dagegen verstößt, zahlt ein Pfund Wachs binnen 14 Tagen. Reicht er es nicht auf, dann soll er nach Willen der Meister kein Schneiderstück mehr machen. Tut er es dennoch, zahlt er dem Stadtrichter ein Kandl Wein und 72 Pfennig. An Sonn- und Feiertagen sollen sie den Gottesdienst hören und sich am Fronleichnamstage mit der Zeche sich um Umgang beteiligen.

Lohnverhältnisse:

Ein alter Schneider bekommt zwölf, ein jüngerer Schneider bekommt zehn, ein „Puebe“ Schneider bekommt sieben Kreuzer pro Woche

Soziale Hilfe:

Wird ein Schneiderknecht oder Lehrling krank oder leidet Not, dann soll man ihm seinen Unterhalt „laychen“. Wenn er gesund wird, soll er das geliehene Geld wieder in die Zeche zurückzahlen. Stirbt er aber, so soll das Geld, falls Habseligkeiten vorhanden, durch Verkauf dieser beschafft werden. Ansonsten sollen seine Freunde mit Opfern und anderen guten Werken hiezu beitragen.

Verbote:

Es solle weder heimlich, noch öffentlich ein Schneider einen „Prustfleckh, aine Haubn, ainen Khraagen noch anicherley annderß“ machen und davon einen Lohn nehmen, bei sonstiger Strafe von ein bis sechs Pfund Wachs. Lästern, Fluchen und Schwören wird ohne Gnade mit einen Halben Pfund Wachs gestraft.

Kein Schneider soll unehrlichen Leuten oder unzüchtigen Frauen zutrinken, noch mit ihnen Gemeinschaft haben sonst ein halbes Pfund Wachs.

Es soll kein Schneider ohne Mantel über die Gasse gehen, noch denselben auf „ainer Axel“ hinabhängen lassen. (Halbes Pfund Wachs-Strafe.)

Ohne erhebliche Ursachen darf kein Schneider vier Wochen vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten seine Wanderschaft beginnen oder seinen Posten wechseln, bei Strafe von vier Wochen Lohn und ein Jahr Arbeitsverbot im Ort!

Reinigung:

Alle vierzehn Tage an einem Montag um zwei Uhr nachmittag ist Badetag. Aber drei Wochen vor Weihnachten, Ostern, Pfingsten und vor dem Dreikönigs- und Jakobijahrmarkt sollen sie keinen „Padtag“ haben.

Die Meisterprüfung:

Um Meister zu werden, mußte der Kandidat laut Confirmationsbrief (Firmung) vom Jahre 1490 die Kenntnis von Materialerfordernis, Schnitt und Zubehör für folgende Kleidungsstücke und Ornate aufweisen können:

Einen Chormantel, ein Meßgewand, zwei Witwenröcke, eine Mönchskutte, einen Mantel mit vier Zwickeln, einen Herrenhutter mit zwei Knöpfen, einen samtenen Frauenrock mit kleinen Ärmeln aus Taffet und eine Prälatenkutte mit allem Zubehör.

Es ist aus diesem Stiftungsbrief nicht zu entnehmen, ob die Anfertigung vorerwähnter Kleidungsstücke nur theoretisch durchbesprochen oder ob sie tatsächlich angefertigt wurden.

In dieser Hinsicht herrscht Klarheit bei dem 350 Jahre später ausgefertigten Meisterzeugnis des angehenden Schneiders Josef Gestalner ddo. 14. August 1843:

Er hatte mit vorheriger Angabe des Bedarfes an Material anzufertigen: Einen Frack, eine kurze Hose, einen Mantel, ein Gillet, eine Stiefelhose und einen „Dalar“. Sämtliche Kleidungsstücke wurden genau geprüft, das tatsächlich aufgewandte Stoffmaterial mit dem theoretisch errechneten Mengen verglichen und alles für gut befunden. Es ist immerhin auffallend, wie sich im Laufe der Jahrhunderte im Sinne des Wortes der „Prüfungstoff verweltlicht“ hat. Von den Ornaten und geistlichen Kleidern blieb restlich die „Prälatenkutte“.

2. Das ehrsame Handwerk der „Wöberey“.

Bischof Stephan v. Freising (1612—1618) verlieh den „Lein- und Parchentwöbern“ zu Waidhofen a. d. Ybbs mit Datum vom 4. März 1617 folgende Bestimmungen und Freiheiten:

1. Sie sollen von nun an eine „Z ö c h e“ bilden.
2. Jedes Jahr am Tage des Apostels Jakobi (25. Juli) Jahrtrag und Gottesdienst halten.
3. Am „Fridtgebot-Tag oder Fridttag“ (Karfreitag) keine ungebührlichen und Schmachreden den anderen zufügen, sonst zwölf Pfund Wachs Strafe.
4. Vor dem Meisterstück eine Meisterjause zu sieben bis acht Gulden, höher nicht. Nach Aufnahme als Meister zahlt der Neuaufgenommene für das Meistermahl dem Handwerk „zeen Pfund Pfenninge paaren Geldts“ wovon fünf Pfund in die „Laad“ gelegt werden. Weiters zwei Pfund „Wax“ in die „Zöchlaad“ und jede Woche am Sonntag einen Pfenning dazu.
5. Den Montag „plau“ machen ohne Entschuldigung, kostet dem Knappen ein Pfund und dem gewissenlosen Meister zwei Pfund Wachs.
6. Wohnt der Meister nicht im „Purckhfridt“ der Stadt, kann er auch keine Werkstatt aufrichten.
7. Jeder Meister solle in der Stadt seine Behausung haben.
8. Verschwiegenheit, was im Handwerk gehandelt und gesprochen wird, sonst sechs Pfund Wachs.

3. Die ehrsamten „Fasselpinter“.

Waidhofen war einstmals nicht nur eine befestigte, sondern auch eine trinkfeste Stadt. Laut einem alten Verzeichnis zählte man noch im Jahre 1843 im Stadtgebiete 44 Gastgeber bzw. Wirtshäuser! Jede der vielen Handwerkszechen Waidhofens hatte mehrmals des Jahres ihre Meister-, Gesellen- und Jahrtagsessen oder -tafeln bei denen zahlreiche „Vivats“ samt „Zutrunkh“ feuchtfröhlich gefeiert wurden. Die Faßbinder hatten im 18. Jahrhundert ihre Herberge beim Gastwirt Johann Jakob Schueller in der unteren Stadt Nr. 10/47 (heute Tabakhauptverlag). Aus einem mit diesem Herbergsvater am 13. August 1719 abgeschlossenen Vertrag sind einige Abmachungen mitteilenswert. Sie bitten um ein Zimmer mit Zu- und Abgang, wo sich die „Pindtermeister“ mit ihren Gesellen am hohen Pfingstmontag und zu allen Quatembersonntagen versammeln können u. auch postensuchende oder durchreisende Gesellen können auf Weisung des Altgesellen dort Unterkunft und Zehrung finden. Bis dreißig Kreuzer steht das Handwerk in diesen Fällen dem „Vattern“ gut. Ansonsten war dieses Handwerk mit der Bezahlung der diversen Festmähler, dem Wirt gegenüber, dauernd im Rückstand. Die gute alte Zeit.

Ein an die „ehrsamben, wollgeachten, villgelibten Maistern deß Waydthovner Pinderhandtwerchs“ gerichtetes Bittschreiben zur Zeit

Kaiser Leopolds I. (1658—1705, Türkenkriege) berichtet von schlechten Verdienstzeiten des Binderhandwerks.

Der Mann war Faßbinder bei der Herrschaft von Niederwallsee und hatte nicht einmal die Geldmittel um sich seinen Lehrbrief von der Stadt Enns auszulösen bzw. die Ausfertigungsgebühr hierfür zu erlegen. Demnach war er auch nicht in der Lage, sich bei dem ehrsamem Binderhandwerk Waidhofens einzukaufen, obwohl er dies seit Jahren im Sinne hatte. Er war verheiratet und hatte für sieben Kinder zu sorgen. Dabei waren die Zeiten so schlecht, daß die Herrschaft schon seit einigen Jahren kaum einen Eimer binden ließ. Er hatte nicht einmal das nötige Brot für die Seinen - sie hungerten! Die Herrschaft ließ ihm im Jahr nur für vier bis fünf Gulden Ausbesserungsarbeit zukommen, mehr nicht. Auch die Wirte lassen ihre Fässer, wegen der teuren Eisenreifen, die schwer zu bekommen sind außerorts machen, „so daß ich jährlich nur für sieben bis acht Gulden Flickarbeit habe. Das ist natürlich für meine große Familie, Frau und sieben Kinder, zu wenig um das liebe Brot, geschweige eine andere Leibsahrung zu kaufen!”

Er bitte nun die Meister kniefälligst um einen späteren Termin, etwa bis zum nächsten Quatembersonntag und ihm Zeit zur Erlegung der Meisteraufnahmegebühr im Handwerk zu bewilligen. Dann wolle er mit dem sauer ersparten Gulden zahlen kommen. Den Rest der Taxe wolle er, um Gottes Willen, bis zum nächsten Jahrtag „gewißlich und unfehlbarlich” erbringen. Dieses, die gute alte Zeit, kennzeichnende Bittschreiben an das ehrsame Binderhandwerk der Stadt Waidhofen a. d. Ybbs trägt das Datum vom 18. Februar 1671. Als „Schuldtwilligster” zeichnet Stephan Renner, „fasspinder alda.”

Aus dem „Zunnftpuech”

„Guter Freund ich schreibe Dir,
Zerbrochen ist das Bindtgeschirr,
Es flucht das ganze Hausgesindt,
Weil Sechter, Schaffel und Eimer rinnt.
Drum komm unnd pakh den Werkzeug schnell,
Sonst holt der Teuffel Deine Sell!”

4. Ordnung der Feilhauer und Zirkelschmiede zu Waidhofen.

Die Feilhauer und Zirkelschmiede hatten wohl von alters her eine handwerkliche Ordnung, doch mit der Zeit und Gelegenheit hatten sich, wohl durch das Zu- und Abwandern fremder Gesellen, mancherlei Übelstände, Irrungen und Mißdeutungen eingeschlichen, die soweit führten, daß, obwohl die handwerklichen Satzungen von der hohen Obrigkeit, dem Rat, seinerzeit approbiert wurden, der eine

oder andere sich eine Ordnung nach seiner Fassung zurecht oder auslegte, was zu keinem guten Ende führen könne.

Deshalb haben sich die beiden Handwerksgesellschaften entschlossen, gemeinsam mit dem Rat, die alte Ordnung durchzulesen und wo notwendig, von Artikel zu Artikel Änderungen und Klarlegungen festzulegen. Die zwölf Punkte umfassende, wegen Unleserlichkeit erneuerte Handwerksordnung legte folgende Verpflichtungen fest:

Archiv Nr. 1/1 Karton 1

1. „Die Handwerksgesellen sollen untereinander ehrbar, züchtig und so Ordnung halten, daß sie und ihre Vorgesetzten in der Gesellschaft in Ehren gehalten werden. Die Viergesellen sollen ein gutes Exempel bieten, damit die Jungen ihnen nachfolgen. Besonders sollen sie sich des greulichen Lasters des Fluchens und Scheltens beim Namen Gottes enthalten und so den Leerr Jungen keine Ursache geben, sondern züchtig und gehorsam aufwachsen mögen.

2. Wenn die beiden Gesellschaften Zusammenkunft wünschen, sollen sie die Meisterschaften verständigen, damit zwei Meister dahin als Beisitzer zeitgerecht entsandt werden können.

3. Wiewohl es bisher üblich war, wenn ein fremder Geselle hier in die Werkstatt (Herberge) gekommen ist, obwohl noch früh am Morgen, er gleich nach dem Viergesellen schickte, damit ihm dieser Arbeit verschaffe. Nun solle das aber folgendermaßen gehalten werden. Kommt ein fremder Geselle vor oder nachmittag in die Werkstatt, solle er erst um drei nachmittags um die Gesellen schicken, die sollen ihm nach altem Handwerksbrauch und -Gewohnheit um Arbeit werben.

4. Erhält ein fremder Geselle hier Arbeit, dann sollen ihm die Viergesellen ein Kandel Wein aufsetzen und dabei zutrinken. Wenn er aber keine Arbeit haben möchte, so solle jeglicher Geselle, so viele davon gerade in der Werkstatt mit Arbeit beschäftigt sind, dem jungen Viergesellen seinen Schenk Khreutzer raichen und gebn. Damit können sie den fremden Gesellen wiederum ausschenken und abfertigen. Jener Geselle der seinen Schenkkreuzer nicht gibt, der solle dem Viergesellen die ganze Zeche zu bezahlen schuldig sein.

5. Wenn ein fremder Geselle in die Werkstatt kommt und befürwortet wird, solle er fürs erste in die Zunftlade vierzehn Pfennig und danach alle Wochen, einen Pfennig zahlen. Dies darum, wenn ein Geselle krank wird, keine Zehrung hat und der Meister ihn nicht behalten kann, muß der Herbergsvater ihn solange pflegen, bis er gesund wird. Stirbt ein solcher Geselle in der Herberge (wenn er ableibte) so solle von der Lade aus, den von der Gefolgschaft geleisteten Pfennigbeträgen, ein Erdbegräbnis nach schriftlicher Ordnung, ehrbarlich veranstaltet werden.

6. Wenn sich Gesellen auf der Herberge ungebührlich und unbescheiden benehmen, Gott lästern, sich betrinken oder Wein erbrechen, auf offenen Plätzen spielen, die solle die Gefolgschaft züchtigen und bestrafen.

7. Meister und Gesellen sollen alle vier Wochen oder einmal im Monat auf der Herberge zusammen kommen und ehrbar und in aller Zucht freundlich ihre Fragen besprechen. Wer hiezu eingeladen ist, und nicht kommt, der zahlt vierzehn Pfennig in die Lade. Wer trotz Einladung dreimal ohne Entschuldigung fernbleibt, um den soll sich das Handwerk nicht weiter kümmern.

8. Wenn sie einen Gesellen auf der Wanderschaft an einem Sonntag ausschicken, dann sollen die Gesellen am Montag bei den Meistern, die anderen Gesellen zum feiern nicht aufmuntern, sondern bei der Arbeit erscheinen. Die das nicht beobachten sollen gestraft werden.

9. Will ein Geselle von seinem Meister fort und wandern, so solle er acht Tage vorher dies dem Meister melden. Will er aber bei einem andern Meister anfangen, solle er vierzehn Tage vorher dies kündigen, damit sich der Meister zu richten weiß. Der Wechsel solle tunlichst am Wochenende und nicht Mitte der Woche erfolgen.

10. Auch sollen Gesellen, die sich zur Wanderschaft entschlossen haben, nicht andere fremde Werkstätten an und zu überreden sie sollen mitkommen und den Meistern abspenstig machen. Die das versuchen, sollen dem Stadtgericht angezeigt und bestraft werden.

11. Wird einem Meister durch den Viergesellen ein neuer Gesell zugewiesen, ist es alter Brauch, daß der Meister denselben zum Essen einladet, das aus einem Kendl Wein und etlichen Ayr im Schmalz gebacken bestehet. Nun hat sich das herumgesprochen und da sind zahlreiche Gesellen von anderen Werkstätten zugelaufen und haben mitgetrunken und einen halben Tag Feiertag gemacht!

Diese schädliche Unordnung wird für künftig abgeschafft und aufgehoben. Als Entschädigung solle der Meister, der einen neuen Gesellen aufgenommen hat, dem Viergesellen nicht mehr als 24 Pfennig zahlen. Davon sollen sie sechzehn Pfennig und nicht mehr für das Essen und Trinken ausgeben. Es solle dem Meister und den Gesellen nicht mehr zugemutet werden.

12. Zum Schluß noch ein böser Brauch. Will ein Geselle auf Urlaub gehen, bleibt aber noch länger in Arbeit, das wurde ebenfalls gefeiert. Dies wird künftig abgestellt und verboten, und der Meister in einem solchen Fall gar nichts zu geben verpflichtet werden.

Unterzeichnet am 31. August 1562

Kleines Stadtsecretsiegel
8 Blatt beschädigt.

W(olfgang) Ebenperger m.p.
Stadtschreiber

5. Das Handwerk der „Zimmerleytt“.

Das ehrsame Handwerk der Zimmerer hatte seine Herberge im Jahre 1844 beim Herbergsvater bzw. Mutter in der oberen Stadt Nr. 33/114 (heute Gasthaus zum Bären, gegenüber dem Bezirksgericht). Das Herbergspaar hieß damals Thomas und Magdalena Krenn. Über Speis und Trunk im Jahr 1844 an folgenden Festtagen, gibt eine Aufstellung der Mutter Krenn Aufschluß:

Nach dem Jahrtag 1843 die Meistertafel für 6 Personen à 1 Gulden 20 K 8 Gulden.

Am Josefitag 24. März der kleine Jahrtag, Meistertafel für 8 Personen 10.40 Gulden.

Am Fronleichnamstag Meistertafel für 5 Personen 6.40 Gulden.

Am Jahrtag den 22. Juni 1844 die Meistertafel für 12 Personen à 1.40, samt 14 Maß Tafelwein 20.— Gulden.

Hiezu kommen noch die Zehrgelder für die Herrn Unter- und Obervorsteher, die Engelträger, die Aufwärter in der Kirche, dann das Trinkgeld für die Fahnenräger, weiters für das An- u. Abmachen der Zunftfahne usw. Zusammen kostete der Zunft das Jahr 1844 ca. 83 Gulden. Hierauf zahlte man der Wirtin M. Krenn 53 Gulden, der Rest von 30 Gulden blieb für das nächste Jahr stehen!

Es war bei den meisten Handwerkern üblich, wenn ein ehrsamer Geselle fünfzig Jahre der Zunft angehörte, er in feierlicher Weise zum zweitenmal freigesprochen wurde. Beim Jahrtag anno 1840 wurde der Zimmergeselle und Kleinhausbesitzer in Rosenau, Sebastian Eisenriegler, 65 Jahre alt, ehrenhalber zum zweitenmal freigesprochen. Der Altgeselle nahm seinen linken Arm und schmückte den Rock mit einem Blumenkranz. Dann stellte er den Jubilar dem gesamten Handwerk vor und hielt eine kurze Anrede deren Schluß lautete:

„Also mit Gunst zum Beschluß
Trink ich allen gute Gesundheit!
Sie mögen sein jung oder alt,
Hoch oder nieder, groß oder klein,
Das soll Dir mein Sohn
Deine Gesundheit sein.
Vivat Bruder Du sollst leben!“

Zum Steinzeugkrug aus Heiligenkreuz

Richard Pittioni hat im vorletzten Band der ÖZV (1972 S. 195—198 mit Abb. 1 und 2) einen Steinzeugkrug höchst charakteristischer Form veröffentlicht, der in Scherben im Abraum des Dachbogens eines Gebäudes des Stiftes Heiligenkreuz bei Baden gefunden worden ist. Er hat dabei die Frage nach der Herkunft und der Datierung dieses Gefäßtypus aufgeworfen, sie jedoch nicht einwandfrei zu beantworten vermocht.

Da mir diese Krugform seit langem gut bekannt ist, möchte ich zur Ergänzung seiner betreffenden Ausführungen kurz ein paar Tatsachen beitragen.

Im Besitz meiner Frau befindet sich ein solcher Krug, der in Ausmaßen, Form und Verzierung völlig dem von Pittioni abgebildeten bzw. behandelten entspricht, ja von ihm nicht zu unterscheiden ist. Er stammt aus ihrer Heimat, dem Schlosse *K r u m b a c h* in der Buckligen Welt in N. Ö., das sich von 1884—1928 im Besitz ihrer Großeltern und Eltern befand. Alle Wohn- und Gästezimmer dieses großen Gebäudes sowie dessen Wirtschaftsräume waren in jener Zeit mit solchen Wasserkrügen ausgestattet, deren Vorrat alljährlich ergänzt wurde: Ein paarmal im Jahr kamen damals Händler aus dem „Ungarischen“, später dem Burgenland, mit ihren Pferdefuhrwerken, die in den umliegenden Orten (darunter auch in Unterhaus am Fuß des Krumbacher Schloßberges) ihre Ware — solche Krüge in mehreren Größen — feilboten. Daß diese Krüge ungarisch-burgenländischer Herkunft auch in Wien verbreitet waren, zeigten betreffende charakteristische Scherben, die zum Beispiel noch vor wenigen Jahren anlässlich von Kanalaufgrabungen vor den Häusern Nr. 21—25 der Marokkanergasse in Wien III. von mir beobachtet wurden. Auch im nö. Weinviertel, in der Gegend um Mistelbach habe ich vor dem letzten Krieg wiederholt gleichartige Stücke zu Gesicht bekommen, insbesondere in bäuerlichen Weinkellern.

Ob diese Krüge auch heute noch im Burgenland erzeugt werden, entzieht sich meiner Kenntnis, müßte aber dort wohl leicht festzustellen sein.

Wien, 10. Dezember 1972

Herbert Mitscha-Märheim

Zur Wiener Annahand-Reliquie

Karl Teply hat in der ÖZV VII/76 1973 S. 277 aufschlußreich über die Herkunft der Wiener Annahand-Reliquie berichtet. Dazu möchte ich nachtragen, daß es ein interessantes Innsbrucker Annen-Büchl von 1716 gibt: „S. Anna-Büchel / Oder / Andachts Übung / Zu der / Allgemeinen Nothelfferin / der Glorwürdigsten / Heil. Anna / Werthesten Anfrau (!) / JESU / Und liebeichsten Mutter der / Unbefleckten Gottes Gebärerin / Mariae. / Nebst beygesetzten unterschid- / lichen bewährten Exempeln oder er- / zeigten Hülff-Leistungen dieser allgemeinen H. Nothhelfferin: wie auch mit vilen / Kupffer-Bildern geziert. Cum Licentia Superiorum. Ynsprugg / gedruckt und zu finden bey Jac. Christopf Wagners seel. Erb. 1716“ (Sammlung Hochenegg). Das Büchlein enthält auf S. 107 den Kupferstich der Annahand.

Mich hatte es längst schon gewundert, im genannten Andachtsbüchlein gar kein Lokalkolorit zu finden: Die Wundergeschichten sind aus aller Welt herbeigeht, auch fehlt im Andachtsteil jeder örtliche Hinweis. Der Aufsatz von Karl Teply brachte die Klärung: Es handelt sich offenbar um einen Abdruck der anscheinend verschollenen ersten Auflage des Büchleins der um 1694 gegründeten St. Anna-Bruderschaft. Teply nennt in seiner Abhandlung Anmerkung 29 nur einen Wiener Nachdruck von 1731. Die Innsbrucker Ausgabe umfaßt 220 gezählte Seiten, 14 anonyme Kupferstiche und ein unpaginiertes Register, im Format 15 x 9,5 cm. Jetzt ist auch erklärlich, daß auf S. 106 von einer Bruderschaft die Rede ist und daß auf dem Bild der Handreliquie, die doch nur in Wien verehrt wurde, die für Innsbruck unglaubwürdige Bemerkung steht: „Ist angerührt.“

Hans H o c h e n e g g

Zum Zauberbüchlein eines Oberinntaler Bauern

Zu dem Beitrag von Hans Hochenegg im letzten Heft der ÖZV, Bd. VII / 76, 1973, S. 286 ff. erlaube ich mir folgendes mitzuteilen. Ich besitze zwei „Romanusbüchel“, eines verlegt bei Christian Bezolt, Breslau, o. J., das zweite ohne Angaben, da der Deckel und die erste Seite fehlt, und außerdem des „Albertus Magnus bewährte und approbierte, sympathetische und natürliche egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh“ (Reading, bei Louis Enßlin). In diesen gedruckten Segensammlungen sind die zitierten Rezepte und Segensprüche wörtlich enthalten, auch mit den erwähnten (ausgebesserten) Beistrichfehlern, so daß es doch eher wahrscheinlich ist, daß es sich hier nicht um uraltes Brauchtum, sondern um eine genaue Abschrift aus diesen Büchlein, und zwar besonders aus des „Albertus Magnus Egyptischen Geheimnissen“ handelt, wobei im Original auch die Beistriche richtig abgeschrieben waren.

Diese Büchlein liegen in unserem Bezirk Scheibbs in Niederösterreich heute noch in den Häusern herum, die in meinem Besitz befindlichen habe ich ebenfalls im Bezirk Scheibbs gefunden. Interessant allerdings ist es — und hier hat der Verfasser, Hans Hochenegg, sicher recht, wenn er es auch anders gemeint hat, — daß es zu Beginn dieses Jahrhunderts noch Leute gegeben hat welche diese Rezepte für abschreibenswert, und möglicherweise auch für befolgenswert gehalten haben.

Hans-Hagen H o t t e n r o t h

Chronik der Volkskunde

Volkskunde in Niederösterreich

Vom 1. bis 3. November 1973 fand die 13. Tagung der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk statt. Die Tagung wurde im Kolpinghaus in **Krems** abgehalten und war besonders der Gegenwarts- und Arbeitervolkskunde gewidmet. Die Leiterin der Arbeitsgemeinschaft, Frau Prof. Dr. Helene **Grünn** sprach am 1. November über „Brauchtum der Fabrikarbeiter“, besonders mit Beispielen aus der **VÖEST**, der Referent wies „Probleme der Gegenwartsvolkskunde“ auf. Am 2. November fand eine Exkursion in die **VÖEST** nach Linz statt. Am Nachmittag dieses Tages sprach der Bahnbrecher der Bergmannsvolkskunde in Österreich über Prof. Dr. Ing. Franz **Kirnbauer** „Bergmannsbrauchtum als echte Innovation im niederösterreichischen Erdöl- und Erdgasfeld, sowie in Stein-Erden-Betrieben und Gießereien“. Ein weiteres hierhergehörendes Thema behandelt schließlich Professor Walter **Deutsch** unter dem Titel „Der Industriearbeiter in Niederösterreich und die musikalische Überlieferung“. Die Vortragsfolge zeigte, daß die Arbeitsgemeinschaft durchaus in der Lage ist, der gegenständlichen und methodischen Erneuerung des Faches zu folgen.

Frau Prof. Dr. Helene **Grünn** verabschiedete sich mit dieser Tagung von ihrer Gründung. Sie konnte feststellen, daß die viele Arbeit, die sie sich über ein Dutzend Jahre mit der Arbeitsgemeinschaft gemacht hatte, nutzbringend investiert war. Sehr viele Arbeiten zur Volkskunde von Niederösterreich wäre ohne sie und ihre Arbeitsgemeinschaft nicht geleistet und sicherlich auch nicht veröffentlicht worden. Als ihre Nachfolgerin wurde Dr. **Martha Sammerbauer** gewählt.

Das Niederösterreichische Bildungs- und Heimatwerk hat nunmehr zwei Arbeitsgemeinschaften, die sich der Volkskunde widmen. Die von Frau Professor **Grünn** gegründete wird ihre Arbeit unter der neuen Leiterin fortsetzen. Eine zweite, die „Arbeitsgemeinschaft der Betreuer volkskundlicher Sammlungen in Niederösterreich“ ist aus der bisherigen allgemeinen, auch dieses Gebiet betreuenden Arbeitsgemeinschaft hervorgegangen, und steht unter der bewährten Leitung von Prof. Ing. Franz **Maresch**. Dieser Arbeitskreis bemüht sich um die an den Sammlungen interessierten Sammler, Betreuer und Forscher, veranstaltet eigene Exkursionen und gibt nicht zuletzt ein eigenes vervielfältigtes Mitteilungsblatt heraus. Es ist zu wünschen, daß die fachlichen Bestrebungen in beiden Arbeitsgemeinschaften auch weiterhin so zielführend betrieben werden.

Leopold **Schmidt**

Österreichisches Freilichtmuseum 1973

Auch im 10. Jahr des Bestehens dieses Freilichtmuseums wurde das „Protokoll über die Jahreshauptversammlung des ‚Österreichischen Freilichtmuseums‘ am 19. September 1973“ in der gewohnten Form als stattliche Broschüre (59 Seiten, mit zahlreichen Zeichnungen von Wilhelm Reisinger) vorgelegt. Das Museum ist längst zu einem festen Begriff geworden; was nunmehr noch hineingestellt wird, darf als Ergänzung gelten, so notwendig solche Ergänzungen der Museumsleitung auch erscheinen mögen.

Viktor Pöttler, der richtige Mann am richtigen Platz, hat die Jahreshauptversammlung mit einem besinnlichen, kulturkritischen Vortrag eingeleitet, dem er den Rechenschaftsbericht anschloß. Vor allen anderen, für den internen Betrieb selbstverständlich höchst wichtigen Dingen steht doch die Erwerbung von 4 Objekten, nämlich einer Köhlerhütte aus St. Jakob am Walde, einem Getreidekasten aus Hintertux, wohl aus dem 17. Jahrhundert, einer Mühle aus Lamm im salzburgischen Lungau, neueren Datums, und dem Waldviertlerhof aus Rammelhof bei Arbesbach, der mit seinen Granitblöcken die Wiedererrichtung besonders erschwert hat. An weiteren Objekten wird ein Almstall aus dem Ennstal, ein Wohnhaus aus dem Montafon, ein Bundstadel aus Oberösterreich und ein weststeirischer Stadel ins Auge gefaßt. Alle diese Bauten sind im Bericht genau gekennzeichnet, der Führer durch das Freilichtmuseum wird also in absehbarer Zeit erweitert neu aufgelegt werden müssen. Daß man dieses und noch viel mehr, vor allem in Plakaten, Kalendern usw. getan hat und weiterhin tun will, zeigt der Rechenschaftsbericht sehr genau. Er bezeugt auch, daß 1973 über 93.000 Besucher dieses Museum im Stübinggraben gesehen haben, so manche prominente Gäste darunter, nicht wenige Fachleute, Freunde und Förderer des Unternehmens, mit denen sich Viktor Pöttler immer vorzüglich zu stellen weiß. Hanns Koren hat wieder betont, wie sehr das ganze Unternehmen von diesem einzigen Mann getragen wird, der aber nie seine Mitarbeiter zu nennen unterläßt. Möge es so bleiben.

Leopold Schmidt

Krippenausstellung in Graz

Wer sich inmitten einer Jagd nach Konsumgütern und Feiertagsvorbereitungen eine Verschnaufpause gönnen wollte, konnte dies 1973 sehr gut in der Ausstellung „Weihnachtskrippen“, im Ecksaal des Joanneums tun.

Nach einer langen Pause geben hier insgesamt 42 Objekte Einblick in diesen so reichhaltigen Zweig der religiösen Volkskunst. Krippen aus dem Besitz des Kunstgewerbemuseums, Leihgaben des steirischen Volkskundemuseums und aus Privatbesitz, sowie Fotomontagen und Farbdias von nicht ausstellbaren Krippen steirischer Kirchen und Klöster, rundeten das Bild dieser kleinen, aber vielgestaltigen Ausstellung ab.

In der Vielfalt des verwendeten Materials steht wohl die kleine zierliche Elfenbeinkrippe des 17. Jahrhunderts, aus Italien stammend, an erster Stelle. Thaddäus Stammel, der über die Steiermark weit hinaus bekannte Bildhauer, schließt sich an. Liebevolle Betrachtung verdienen auch die Wachsfiguren mit Stoff, Seide und allerlei Zierart bekleidet, insbesondere die entzückende moderne Darstellung der Figuren von Sr. Maria Consumata vom Kloster Mariä Karmel/Mariazell.

Bekleidete Holzfiguren, einige davon wie Gliederpuppen gestaltet, Bambini mit reichem Zierat in Glaskästen, sowie aus Ton geformte und glasierte Krippen neueren Datums, fanden liebevolle Aufnahme. Bunte, dem Geschmack des Volkes entsprechende Papierschnittkrippen, die in der Aufstellung und Aufbewahrung viel leichter einem größeren Publikum zugänglich waren, bieten einen reizvollen Gegensatz zu den in der Steiermark so beliebten Kasten und Eckkastenkrippen.

Eine Wunderwelt der Landschaft, mit Burgen, Städten, Almen mit Brunnen und Seen, arbeitenden Menschen tut sich auf und spricht von der Phantasie der Erbauer. Krippenberge mit Tälern und Gebirgen, Hirten und Jäger in steirischer Tracht, stehen Darstellungen auf Ölbildern und Flügelaltären gegenüber.

Nicht zu vergessen wäre am Schluß der verstorbene Bildhauer und Krippenkünstler Hans Mauracher, einst aus Tirol in die Steiermark einge-

wandert. Seine, aus Tradition und modernem Einfühlungsvermögen gestalteten Schnitzereien, sind überall beliebt.

Maria Leiner

Ausstellung Kellerviertel Heiligenbrunn

Im Museums des 20. Jahrhunderts in Wien wurde in der Zeit vom 10. Jänner bis 3. Februar 1974 eine kleine Ausstellung über das Kellerviertel von Heiligenbrunn im südlichen Burgenland gezeigt, gestaltet als „Entwicklungsstudie von Studenten der Lehrkanzel für Kunstgeschichte und Denkmalpflege an der Technischen Hochschule Wien sowie der Arbeitsgemeinschaft für Regional- und Gemeindeplanung“. Die sehr adrett gestaltete Ausstellung von vorzüglichen Großphotos und Planzeichnungen sowie Karten wurde durch eine lange Farbdiaserie unterstützt, welche Land und Leute der Gegend von Heiligenbrunn und eben ihr besonderes Verhältnis zu dem nun zur Gänze unter Denkmalschutz gestellten oberirdischen Weinkellern zeigt. Die Ausstellung war zwar im Hinblick auf eine mögliche Konservierung dieses Gesamtdenkmales gestaltet, also mit Architekturvorschlägen zur weiteren Erhaltung und Nutzung der im Blockbau erstellten Keller mit ihren mächtigen Schaubenstrohdächern. Dennoch ließ sich fachlich die Dokumentation gut „lesen“. Zur Unterstützung der Beschauer ist ein langes reich illustriertes Faltblatt erschienen, das textlich eine „Aktchenronik 1973—1973“ über die Unterschutzstellung des Kellerviertels von Friedrich Berg enthält, und die lebendig geschriebene Darstellung „Über den Uhdler-Denkmalpflege im lebenden Kulturgebiet“ von Alfred Schmeier, der seinerzeit noch als Landeskonservator für das Burgenland diese Unterschutzstellung angeregt hatte. „Uhdler“ soll übrigens der ortsübliche Ausdruck für den in den Kellern bewahrten Hastrunk sein, den die Leute am Sonntag auf den Bänken vor den Kellern trinken. — Die Ausstellung wird auch in Eisenstadt, Heiligenbrunn, Eberau und Graz gezeigt werden.

Leopold Schmidt

Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften

Die Österreichische Akademie der Wissenschaften hat auf Vorschlag ihrer Kommission für Volkskunde 1973 das Institut für Gegenwartsvolkskunde gegründet. Die Gründung wurde vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung genehmigt. Das Institut ist einstweilen im Österreichischen Museum für Volkskunde untergebracht. Der Geschäftsführende Direktor ist derzeit identisch mit dem Direktor des Museums. Am Institut arbeiten zur Zeit zwei halbtätig beschäftigte wissenschaftliche Hilfskräfte¹⁾.

Das Institut hat sich zunächst zum Ziel gesetzt, eine Dokumentation des volkulturellen Geschehens vor allem in Österreich zu erstellen. Als Grundmaterial dafür werden die Nachrichten in den Massenmedien (Zeitung, Rundfunk, Fernsehen) genommen. Da das Museum in langen Jahren einen stattlichen Bestand an Zeitungsmeldungen (Z) gesammelt hat, wird zunächst dieser ungefähr 15.000 Nummern umfassende, dauernd wachsende Bestand inventarisiert (Buchinventar) und in zwei Karteien ausgeworfen (Sach- und Ortskartothek). Dazu wird gleichzeitig eine spezielle Bibliographie zur Gegenwartsvolkskunde geführt, um die Schlagwörter der Sachkartothek möglichst eng an die Forschung der Gegenwart angleichen zu können.

Die Akademie hat beschlossen, die fallweise gehaltenen Vorträge und Mitteilungen zum Thema Gegenwartsvolkskunde in einer eigenen Reihe „Mit-

¹⁾ Vgl. Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1973. Wien 1974. S. 205 f. und 258.

teilungen des Instituts für Gegenwartsvolkkunde" erscheinen zu lassen. Nr. 1 dieser Mitteilungen ist im Februar 1974 erschienen²⁾.

Leopold Schmidt

Rudolf Dechant †

Dir. Dr. Rudolf Dechant, Ehrenmitglied des Vereines für Volkskunde in Wien, ist am 12. 3. 1974 im 83. Lebensjahr gestorben. Dr. Dechant, gelernter Buchhändler, geschulter Volksbildner, war an der Volkskunde sehr interessiert und hat sich beispielsweise in seiner Dienststelle als Bundesstaatlicher Volksbildungsreferent für das Burgenland sehr um den Atlas der deutschen Volkskunde und die dafür im Burgenland vorgenommenen Aufzeichnungen angenommen. Als Direktor des Österreichischen Bundesverlages hat er nach 1945 dort das Erscheinen volkskundlicher Veröffentlichungen stark gefördert. Zehn Jahre hindurch, 1947 bis 1956, ist dort auch unsere Österreichische Zeitschrift für Volkskunde in ihrer dritten Serie erschienen. In dieser Zeit war Dechant Präsident des Vereines und hat sich seiner vor allem in den ersten Jahren gern und hilfreich angenommen. Beim Ausscheiden aus diesem Amt hat ihn der Verein deshalb zu seinem Ehrenmitglied gewählt und ist mit ihm noch lange verbunden geblieben. Der Verein wird ihm wegen seiner Verdienste um das Wiederaufleben des Faches wie des Vereines in den ersten Jahren nach dem Krieg ein ehrendes Andenken bewahren.

Leopold Schmidt

Oswald Menghin †

Am 29. November 1973 ist in Buenos Aires Univ. Prof. Dr. Oswald Menghin im 86. Lebensjahr gestorben.

Für die österreichische Volkskunde ist der weltberühmte Gelehrte, der nicht nur Universitätsprofessor, gelegentlich auch Rektor der Universität Wien und kurze Zeit einmal auch österreichischer Unterrichtsminister gewesen ist, sondern ein vielgelesener Autor, dessen Beiträge zur Urgeschichte in ihrer Zeit als epochemachend angesehen wurden, nämlich auch ein dem Fach stark zugewandter Kenner, ja Forscher gewesen. Oswald Menghin war dazu prädestiniert: Als Sohn von Alois Menghin in Meran, der maßgebend zur Aufsammlung von Zeugnissen der alten Volkskultur in Südtirol beigetragen hat³⁾. Und von Südtirol ist auch Oswald Menghin ausgegangen, als er sich noch in seiner Studienzeit mit Volkskunde zu beschäftigen begann. Man kann den Umkreis seiner Interessen an den sehr bald einsetzenden Veröffentlichungen ablesen:

1. Hausschmuck, Kreuze und Bildstöcke im Ultentale (ZÖV XVI 1910, S. 1—28., m. 6 Abb.)
2. Hausschmuck, Kreuze und Bildstöcke im Mittelgebirge von Tisens (ZÖV XVII, 1911, S. 8—36, m. 19 Abb.)
3. Totenbretter aus Südtirol (mit Karte) (ZÖV XVII, 1912, S. 27—31)
4. Eine verschwundene Steinopferstätte bei Riffian (ZÖV XVIII, 1912, S. 46)

²⁾ Leopold Schmidt, Probleme der Gegenwartsvolkkunde (Anzeiger der Phil.-Hist. Klasse der Österr. Akademie der Wissenschaften 110. Jg., 1973, Nr. 19, S. 262—2827.

³⁾ Zu Alois Menghin vgl. den Nachruf von Michael Haberlandt (ZÖV XXIV, 1918, S. 54)

5. Eine Anregung (Sammlung von Realien)
(ZÖV XVI, 1912, S. 212)
6. **Andreas Hofer im volkstümlichen Liede.**
Brixen 1912. 62 S.
7. Die Verehrung des hl. Peregrinus (Jahrbuch für Landeskunde von Nieder-
österreich, Wien 1912, XI., S. 117 ff.)
8. Das Totenbrett
(Urania, VI, Nr. 11, vom 15. III., Wien 1913, S. 1 ff.)
9. Zwei alte Motivbilder in Riffian bei Meran
(Werke der Volkskunst, Bd. I, Wien 1914, S. 43 ff.)
10. Ein Bildstock mit Darstellung der Klosterneuburger Schleierlegende
(Werke der Volkskunst, Bd. II, Wien 1915, S. 74 ff.)
11. Der Kreuzweg von Schluderns im Vinschgau
(ZVV XV, Berlin 1915, S. 184 ff.)
12. Die Geige, ein Oberinntaler Brauch
(ZÖV XVIII, 1912, S. 212 ff.)
13. Der Antlaßtritt im Brixental
(ZÖV XVII, 1912, S. 213 ff.)
14. Zwei totenbrettähnliche Grabdenkmäler in Südtirol (Laatsch bei Mals)
(ZÖV XVII, 1912, S. 215—218, m. 1 Abb.)
15. Giebelschmuck in Südtirol
(ZÖV XIX, 1913, S. 121, 257)
16. Gründungsbilder von Wallfahrtsorten
(ZÖVK XX, 1914, S. 14)
17. Der Kult des hl. Petrus Martyr
(Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, XVI, Berlin 1916, S. 298 ff.)
18. Über das Alter der Erdställe und Hausberge
(Wiener Prähistorische Zeitschrift, Wien 1916, III, S. 101 ff.)
19. Eine Darstellung der Gründungslegende von Maria Hietzing
(Werke der Volkskunst, Bd. III, Wien 1917, S. 20 ff.)
20. **Kriegs-Vaterunser und Verwandtes**
(= Sammlung Natur und Kultur Nr. 9) München 1916. 38 S.
21. Spätmittelalterliche Keramik
(in: Führer durch die Schausammlung des Niederösterreichischen Landes-
museums, Geleitet von Günther Schlesinger, 4. Aufl. Wien 1926. S. 196 ff.)
22. Der heilige Baum von Nauders
(Anzeiger der Österr. Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Kl. Wien
1943, Nr. XI—XIV, S. 54—65)

Vermutlich umfaßt diese Liste nicht alles, was Oswald Menghin für die Volkskunde geleistet hat. Wer sich dafür interessiert, nach welchen Richtungen Menghin auf diesem Gebiet noch ausgreifen konnte, sei an sein heiteres Bändchen „Drei Schüsseln Tiroler Knödel“ (Innsbruck 1936) erinnert.

Es kann wohl keine Frage sein, daß Menghin genau gleichzeitig mit Arthur Haberlandt zur Erschließung von wichtigen Teilen der Tiroler Volkskultur kräftig beigetragen hat, und daß seine Anregungen, die ja zu guten Teilen hier erschienen sind, auch aufgegriffen wurden und weitergewirkt haben. Das Interesse am Fach hat Menghin jedenfalls auch noch viel später, als er längst berühmter Vertreter der Urgeschichte geworden war, nie verloren, und auch an seine Schüler weitergegeben.

Leopold Schmidt

Josef Bitsche †

Am 9. Jänner 1974 ist Schulrat Bitsche im 74. Lebensjahr gestorben. Der fleißige, allen Anregungen aufgeschlossene Sammler begann sich vor etwa zwanzig Jahren dem Volkslied seiner Heimat Vorarlberg zu widmen. Bald wurde ihm der Aufbau eines eigenen Volksliedarchives des Landes Vorarlberg anvertraut. Bitsche hat seine sammlerischen Bemühungen von Anfang an durch kleine Veröffentlichungen bekanntgemacht, wobei ihm Karl Magnus Klier behilflich war, der als geborener Talenteförderer auch die Begabung Bitsches richtig erkannt und einzuschätzen gewußt hatte. Der Vorarlberger Sammler bildete sich an den verschiedenen Sitzungen und Tagungen des Österreichischen Volksliedwerkes weiter, begann im Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes zu veröffentlichen und richtete im kleinsten Raum des mächtigen Vorarlberger Landesarchives ein bescheidenes, aber in sich reiches Volksliedarchiv ein, dessen musterhafte Ordnung, nach dem Vorbild des Archives für Niederösterreich und Wien aufgebaut, sofort für sich und ihn einnehmen mußte. Als Krönung seines sammlerischen und archivierenden Fleißes brachte Bitsche 1969 den Band „Der Liederschatz der Vorarlberger. Liedkatalog der Bestände des Vorarlberger Volksliedarchives in Bregenz am Ende des Jahres 1968“ heraus, in Lustenau, 1969, IX und 139 Seiten stark. Von dem von Bitsche so rührend getreu bearbeiteten Volksliedarchiv in Bregenz ist zu hoffen, daß es einmal einen weiteren, ebenso wackeren Bearbeiter finden möge. Der „Liederschatz der Vorarlberger“ wird jedenfalls das dauernde Denkmal Bitsches in der Volksliedforschung bleiben. Ave pia anima.

Leopold Schmidt

Oskar Moser ein Sechziger

Univ. Prof. Dr. Oskar Moser, Ordinarius für Volkskunde an der Universität Graz, feierte am 20. 1. 1974 seinen 60. Geburtstag. Der Geschichtsverein für Kärnten bringt als Geburtstagsgabe seine Arbeit „Reiter und Sieb und ihre Rätsel“ heraus. Das Kärntner Freilichtmuseum, dem ein großer Teil der Lebensarbeit Oskar Mosers gegolten hat, veröffentlicht in einer neuen Publikationsreihe seine „Kärntner Hauslandschaften“. Das Landesmuseum für Kärnten plant in der Reihe seiner „Kärntner Museumsschriften“ eine Festschrift für Oskar Moser mit zahlreichen volkskundlichen Beiträgen seiner österreichischen Fachkollegen. Für die weitere Kärntner Öffentlichkeit hat die Kärntner Landsmannschaft das 1. Heft des Jahrganges 1974 ihres Mitteilungsblattes Oskar Moser gewidmet. Das Heft enthält unter anderem die Artikel von Franz Grall „Ist die Volksüberlieferung wirklich tot?“, von Herbert Lager „Städtische Wurzeln im Volkstanz“, von Sepp Prugger „Begegnung mit einem Kärntner Original“, von Ida Weiß „Kärntner Leut“, von Franz Koschier „Kärntner Hochzeitsdecken“ (mit 6 Abb.), von Helmut Prasch „Hifler, Harpfn, Hilln“ (mit 5 Abb.) und von Matthias Maierbrugger „Das Glashüttendorf St. Vinzenz auf der Koralpe“ (mit 2 Abb.). Verein und Museum schließen sich den von der Kärntner Landsmannschaft dargebotenen herzlichen Wünschen zur Oskar Mosers 60. Geburtstag gerne an.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Leopold Schmidt, **Zunftzeichen**. Zeugnisse alter Handwerkskunst. Salzburg, Residenz-Verlag, 1973, 48 Farbtafeln, 6 getuschte Federzeichnungen auf Tafeln im Text. Geb. 160 Seiten. öS 270,—.

Die 48 vorzüglich gelungenen, ganzseitigen Farbbilder (Josef Dapra und Studio Brüder Rosenbaum u. a.), dazu noch 6 getuschte Federzeichnungen von Handwerkern um 1580 mit ihren Zunftattributen im einleitenden Texte: das ergibt an sich schon ein bibliophil ausgestattetes Geschenk an unsere industrialisierte Zeit, deren neu sich prägendes Formgefühl sicher noch nicht so fest ist, daß wir es wirklich bereits wissenschaftlich fassen könnten. Dennoch wird weder hier noch in dem von Leopold Schmidt im gleichen rührigen Residenz-Verlag Salzburg (Wolfgang Schaffler) ebenso ansprechend aufgemachten Buche über „Hinterglas. Zeugnisse einer alten Hauskunst“ (1972) oder bei Klaus Beitzl, „Votivbilder. Zeugnisse einer alten Volkskunst“ (1973; vgl. Österr. Zs. f. Volkskunde XXVII/2, 1973, S. 159 f.) ein „Bilderbuch“ üblicher Art gegeben, das dann bestimmte Fachkreise gewiß der „Nostalgie“-Welle zurechnen dürften. (Wie seltsam: mit sinkenden Griechisch-Kenntnissen wächst die Lust der vorwiegend oder gar ausschließlich Theoretisierenden, Gegenstand-Fernen, an wiederum begrifflich nicht genau abgrenzbaren Fremdwörtern griechischen Ursprungs, die ihrerseits alles und nichts bedeuten können wie bei jenen modischen Schwammwörtern, die denn auch ohne Vorverständnis, das als verpönt gilt, überhaupt unverständlich blieben). Hier wird mit der souveränen Kenntnis eines Forschers, Museumgestalters und akademischen Lehrers, der lange vor dem Zweiten Weltkriege in die Welt eben nicht sogenannter „ländlicher“, sondern vor allem stadtbürgerlicher Überlieferungen hineingewachsen war, daß er über sie auch früh schon auszusagen vermochte (vgl. L. Schmidt, Wiener Volkskunde. Ein Aufriß, Wien 1940) die geistige Welt des Handwerkertums als einer Gemeinschaft der „zünftigen“ (das Wort „Zunft“ gehört zu „ziemen“!) aufgezeigt. Es ist eine „Gruppe, die sich nach dem richtet, was sich ziemt, was sich gehört, was konventionell ist, mit offener Beziehung auf die Verpflichtung dessen, was sich ziemt, für den einzelnen, den Zunftgenossen“. (S. 5.) Es wird dargetan an Hand dessen, was sich eben diese Zünfte als (Sinn-, Erkennungs-, Selbstdarstellungs-), „Zeichen“ gaben, bis ihre „Alte Ordnung“ mit der Aufklärung und den Auswirkungen der Französischen Revolution der neuen „Gewerbefreiheit“ weichen mußte; immerhin nach einem halben Jahrtausend Gültigkeit und (im Persönlichen und im Öffentlichen) weitreichender Verbindlichkeit vom 14. bis ins 19. Jahrhundert. Es war auch dabei sehr stark mit dem dominanten religiösen Gradualismus verhaftet, mit der festen, „geordneten“ Stellung des einzelnen zum Nächsten und zur zünftischen Gemeinschaft, die denn auch sie alle schlecht und recht, aber immerhin auch „getragen“ hat.

Das aber wird in einer ganz besonders reizvollen, nur scheinbar leichten und daher vergnüglich lesbaren, aber wissenschaftlich sehr gründlich erarbeiteten Weise erzählt. Die bei den (im übrigen zumeist gar nicht wohlhabenden, aber mit Formgefühl begabten, „Form“ auch verlangenden) Meistern übliche Selbstdarstellung auf ihren Bildern erfährt hier eine köstliche, überschauende

und abwägende Schilderung in Wort und Bild von einem Außenstehenden, dem zahllose Schätze jener versunkenen Welt städtischen Handwerkertums aus Österreich und Ungarn, aus Süddeutschland und Schlesien bis Preußen hin und aus sehr verschiedenen Gewerben und landschaftlichen Sonderprägungen in dem von ihm geleiteten „Österreichischen Museum für Volkskunde“ in Wien und in seinen Außenstellen zur Verfügung, Betreuung und Vermittlung in unterhaltsam belehrender Schau immer bereit stehen. Daß ausnahmslos alle Bildbeispiele aus diesem Hause und weitestgehend aus der Vergangenheit Wiens und der österreichischen Bundesländer gewählt wurden, aufgehellte mit historischen Erinnerungen neben dem Hinweis auf das ernste, halbernte und gelegentlich auch etwas spöttische Gebaren der Zunftzeichenmaler, ist erwünscht und freut den Kenner wie den, der auch noch die anderen Schätze in der Laudongasse und auf manchen Schlössern in Niederösterreich kennen lernen sollte. Wie weit nach Italien und Spanien die Kulturverbindungen (nicht nur die Wanderwege!) der Handwerker gingen, wird an Hand der Heiligen als besonderer Schutzpatrone verschiedener Zünfte dargetan. Dabei werden diese Heiligen selber gerne gerade bei der Arbeit abgebildet. Dies im Kleinen der Zunftbilder wie im Großen der Tafelbilder-, Altar- und Kapellenstiftungen der Zünfte, auf den Prozessionsstangen zu festlichem Aufzug im kirchlichen Gepränge. Überall war das „Zeichenhafte“ wichtig genug für den Handwerker, sich in der abendländischen Welt bei den „Seinen“ einfinden zu können in Zunfthaus und Herberge. Auch wenn so viele „Zunftzeichen“ von damals, ihrer einstigen Funktion beraubt und in unseren Städten zumeist abmontiert, aber in Heimatmuseen abgewandert, nicht immer nach ihrer lokalen Herkunft mit Sicherheit bestimmt werden können, sind sie sprechende Zeugnisse einer in sich doch sehr durchgeformten Welt. Daß bei der Erörterung des zentralen, beweglichen Gegenstandes der Zunft, bei ihrer „Lade“ auch die Querverbindungen zu Möbelkunst, Kunstgewerbe und Rechtsbestimmungen gezogen werden, ist bei dieser vertieften Breitenschau über Handwerksüberlieferungen der Forschungsmethode des Verfassers ebenso entsprechend wie die insbesondere für das 16. und 17. Jahrhundert so notwendige Beleuchtung der reformations-, sozial- wie allgemein kultur- und politisch-geschichtlichen Folie, vor der sich das Handwerkerleben, im „Zeichenhaften“ beständig und alles Eigentum mit diesem „Zeichen“ signierend abspielte. So liest man denn auch gerne die köstlichen Exkurse über Verwandtes aus gleicher Herkunft, über Tischzeichen, Zeremonial-Hämmer, über Ofenaufsätze der Zunftstuben und Wirtshaus-Ecken usw. mit ihren Bezügen zur besonderen Heraldik der kleinen, aber selbstbewußten Handwerker. Ehe sich der Verfasser den Hängeschildern zuwendet, mit ihren Querverbindungen zur Zunftfahne in der Kirche, zum Motivwesen der Handwerksleute, nicht nur auf den Tafelbildern, den Bahrtüchern mit der Zunft heraldik, klingt auch noch manches aus seinen Bemerkungen über das vielfach in den Heimatmuseen gesammelte Trinkgeschirr der Zünfte mit ihrem festen, kommentmäßigen Geselligkeitsritual aus dem uns Heutigen ferngerückten und doch in dieser liebevollkundigen Schilderung so unmittelbar ansprechend nahe gebrachten Leben der Handwerker herüber. Das verdichtet sich zusätzlich noch in den (jeweils auch noch gesondert kommentierten und katalogartig erhellten) 48 Farbbildern der „Zunftzeichen“ denen abschließend noch ein weiterführendes Literaturverzeichnis beigelegt ist. Man darf sich über Darstellung, Bilder und — nicht zuletzt! — den Verlag sehr freuen.

Leopold K r e t z e n b a c h e r

Emil Mück, **Die Geschichte von Marchegg**, Zehn Fortsetzungen, Heft 8. 48 Seiten mit mehreren Abbildungen im Text. Marchegg (N.-Ö.) 1973, im Selbstverlag des Verfassers (Marchegg, Bahnhofstraße 74).

In längeren Abständen erschienen die Lieferungen dieser Geschichte der niederösterreichischen Grenzstadt Marchegg, die ihr betagter Verfasser mit

großer Hingabe betreut. Die vorliegende 8. Lieferung ist der March selbst gewidmet, ihrem Lauf, ihren Hochwässern, ihren Brücken usw. Wichtig für uns sind vor allem die Kapitel über die Fischerei in der March, die ja recht bedeutend war, und über die einstmals vorhandenen Schiffmühlen, die längst abgekommen sind. Auch das Kapitel über die Überfuhr ist wichtig, die durch die Grenzen von 1918 und besonders von 1945 ihre Lebensberechtigung verlieren mußte. In ruhigeren Zeiten hat die March so manches Volksfest gesehen, und Mück hat ältere Nachrichten über solche Sommerfeste sammeln können, die schließlich auch mit Fischerstechen, Schiffskorso und Feuerwerk verbunden waren. Selbst das Lichterschwemmen ist gelegentlich von der Wachau hierher auf die March übertragen worden.

Das Werk von Emil Mück, das alle Belegstellen für seine Mitteilungen getreulich nachweist, ist also auch in seiner 8. Lieferung so nützlich wie immer.

Leopold Schmidt

Das Admonter Passionsspiel. Bd. I. Textausgabe. Faksimileausgabe (Hg.) von Karl Konrad Polheim. München—Paderborn—Wien, Verlag Ferdinand Schöningh 1972. 104 Seiten. Faksimileanhang. DM 58,—.

Im Jahre 1918 hat Karl Polheim, der Vater des jetzigen Herausgebers, die Handschrift dieses Passionsspieles zuerst angezeigt. Sie war der zu Ende des 19. Jahrhunderts doch stark betriebenen germanistischen Schauspielersforschung entgangen. Aber die Mitteilung Karl Polheims vermochte offenbar weitere Kreise auch in der Folgezeit nicht zu interessieren, und Polheim selbst hat die Herausgabe der Handschrift immer hinausgeschoben. Sein Sohn, Karl Konrad Polheim, hat 1950 seine Dissertation darüber geschrieben. Und nun sind weitere 22 Jahre verstrichen, jetzt erst liegt wenigstens der Text vor.

Dieser erste Band der auf zwei Bände angelegten Ausgabe bringt nämlich nur ein zwei Seiten langes Vorwort, und dann eben den Text mit seinen immerhin 1600 Zeilen. Es handelt sich um eine philologisch genaue Ausgabe. Man kann sich von jeder handschriftlichen Schwierigkeit leicht überzeugen, da im Anhang die ganze Handschrift faksimiliert ist, ein Verfahren, das man sich wohl schon bei manchen anderen mittelalterlichen Schauspielen gewünscht hätte. Der letzte Satz soll übrigens gleich sagen: Das Admonter Passionsspiel hängt wohl noch mit dem mittelalterlichen Passionsspiel zusammen, ist aber selbst nicht mittelalterlich. Es handelt sich um den verhältnismäßig seltenen Fall eines Textes aus dem späten 16. Jahrhundert. Das bezeugt vor allem die Handlung, die keine spätmittelalterlichen Nebenszenen kennt, also beispielsweise keine Krämerszene, keinen grotesken Humor aufkommen läßt, sondern sehr korrekt die durch die Evangelien gegebene Handlung darbietet, nur mit für die Zeit charakteristischen Erweiterungen wie beispielsweise der Versammlung der Schriftgelehrten.

Es wird Aufgabe des zweiten Bandes dieses Werkes sein, die Stellung und Eigenart dieses Textes herauszustellen. Es steht zu hoffen, daß dieser Untersuchungsband bald folgen werde.

Leopold Schmidt

Karl Zinnburg, **Salzburger Volksbräuche.** Illustrationen von Richard Treuer. 465 Seiten, mit Farbtafeln und zahlreichen Zeichnungen im Text. Salzburg 1972, Verlag der Salzburger Druckerei.

Vor 50 Jahren erschien das seither soviel gelesene Büchlein „Von Salzburger Sitt und Brauch“ von Karl Adrian, dem inzwischen längst dahingegangenen hochverdienten Sammler und Erforscher des ganzen volkskundlichen Bereiches im Lande Salzburg. Das Buch hat keine verbesserte oder kommentierte Neuauflage gefunden, wie wohl geplant war. Karl Zinnburg, ein Lieb-

haber des Faches, hat eine verwandte Darstellung neu geschaffen, und sich dabei bemüht, mit Benützung der Angaben Adrians, aber auch vieler inzwischen gesammelter, nicht zuletzt mit Hilfe eigener Aufzeichnungen und Aufnahmen ein neues Kompendium zu erstellen.

Zinnburg stellt zunächst das Brauchtum im Jahreslauf dar, beginnend mit der Weihnachtszeit. In vielen, nämlich 34 kleinen Abschnitten führt er vom Kathreintanz bis zu den Schnabelperchten. Alte Züge wie das Anglöckeln auf dem Dürrnberg stehen neben Neugestaltungen wie dem Adventsingen. Viel erforschetes Brauchtum wie das Frautragen steht neben selten beobachtetem wie dem Elementenopfer in Großarl. Das dem südöstlichen Innerösterreich zugewandte „Pissergehen“ (Frisch- und Gesundheitslagen) im Lungau findet sich neben den historisch belegten Bachlboschen. Das Berchtesgadener Brauchtum wird mitunter einbezogen.

Dann folgt die „Faschingszeit“, vom Aperschnalzen bis zum Faschingsverbrennen auf der Zistelalm; das stadtsalzburgische Brauchtum erscheint hier wie immer miteinbezogen: Fahnenschwingen, Metzgerbräuche, Heringsschmaus.

Nicht sehr umfangreich der „Osterfestkreis“. Er wird von den Palmbuschen bis zum Osterhasen beobachtet, Palmesel, Fastenbrezen, Antlaß-Ei, Feuerweihe, Ratschen, Leiden-Christi-Singen sind wohlbekannte Brauchzüge. Umfangreicher erscheinen „Sommer- und Herbstbräuche“ dargetan, beginnend mit der „Philippnacht“, endend mit „Seelbrot“, Viehsegnungen und der Unkener „Holzsuppe“ und „Prügelletzt“, Holzknechtbräuchen in den Wäldern um Unken, die der bayerischen Forstverwaltung unterstehen. Bei den Sommer- und Herbstbräuchen fehlen nicht die Lampl-Wallfahrt der Lieferinger, das Himmelbrotschützen in Oberndorf, Banditenfangen und Piratenschlacht, worüber schon Robert Eisler einstmals religionswissenschaftlich mehr zu sagen wußte als heute in Salzburg bekannt ist. Sonnwendfeuer und Prangstangen, Lungauer Samsonumzüge, Schifferstechen und Salzburger Dult ergänzen die bunte Reihe mit ihren vielen weiteren Einzelschilderungen.

Der „Lebenskreis“, von Adrian mehr in Einzelabhandlungen behandelt, wird von den Geburts- und Taufbräuchen bis zu den Totenbrettern abgeschritten. Fensterln, Hochzeitslader, Dürrnberger und Dientener Hochzeit, das ergibt Kapitel, die vor allem an Spruchgut mehr bieten als bisher geläufig war. Zinnburg bemerkt (S. 200) nicht umsonst, daß dieses Traditionsgut eigentlich ein eigenes Buch füllen könnte.

An den Lebenskreis erscheinen noch einige markante Hauptabschnitte abgeschlossen: die „Almzeit“, das „Pferd im Brauchtum“ und „Sonstige“ und „Abgekommene“ Bräuche. Es sind also einige Schilderungen in sinnvoller Reihenfolge zusammengefügt, Almauftrieb, Almfahrt, Jogassgnehn, Schafistöbern, Almabschied etwa, zum Teil offenbar mit neuen Aufzeichnungen. Der Abschnitt über das „Pferd im Brauchtum“ ist vielleicht von Friedrich Johann Fischers Abhandlung in unserer Zeitschrift (1964) angeregt. Für speziellere Interessenten kann die Aufreihung der Schilderungen von Kranzlstechen und Faßschlägen, Sesselreiten, Krügelreiten, Flurritt und Leonhardritt von Wichtigkeit sein. Die „Sonstigen Bräuche“ umfassen dagegen nebeneinander Schilderungen der Habergeiß des Kirtages und der Firstfeier, berichten vom Dürrnberger Fünf-Uhr-Läuten wie von Lebzelten und Klötzenbrot, und sogar über das heute wieder so modern gewordne „Gewürzsträußerl“ finden sich hier knappe Angaben. Das Gautschen der Buchdrucker wird ebenso geschildert wie das Wetterläuten, und schließlich kommen noch die verschiedenen heimischen Schützen zur Geltung, Prangerstutzenschützen ebenso wie Stachelschützen und das Wasserscheibenschießen am Prebersee. Wenn davon viel lebendig oder auch wiederbelebt ist, dann müssen die „Abgekommenen Bräuche“ wohl wirklich abgeschrieben werden: Johannisläuten, Drischleg, Plenkeldreschen,

Kühtreiben, und schließlich auch die verschiedenen Aufzüge und Spiele der Oberndorfer Schiffer, um die sich Adrian einstmals monographisch bemüht hatte.

Zinnburg begnügt sich nicht mit dieser Fülle, die zumeist doch nur in Schilderungen dargeboten und nicht weiter untersucht wird. Er greift des weiteren noch auf „Volksmusik und Volkslied“ aus, und schließlich noch auf die „Brauchtumstänze“, die er vielleicht im Jahresbrauch hätte unterbringen können. Schließlich wäre der erneuerte „Tanz der St. Jakobi-Schützen“ bei der Kirchweih von St. Jakob am Thurn unterzubringen gewesen, und der Pinzgauer Tresterertanz in der Perchtenzeit. Aber Zinnburg wollte eben auch andere Tänze, beispielsweise Bandltanz und Polsterltanz noch herausheben, und so ergab sich ihm offenbar das eigene Kapitel, was angesichts der stattlichen Volkstanzforschung im Lande Salzburg, vor allem durch Richard Wolfram und Ilka von Peter, auch nicht wundernehmen mag. Auch die Angliederung eines Abschnittes über „Bäuerliche Unterhaltungsspiele“ ist vom Standpunkt dieser Art von Schilderung aus zu verstehen. Auch hier finden sich wieder Aufzeichnungen wie die „Antheringer Dorflitanei“ und die „Antheringer Dorfkomödie“. Lostage und Bauernregeln beschließen den Aufzeichnungsteil.

Dann folgt ein offenbar der Praxis der Heimatvereinigungen und des Fremdenverkehrs zgedachtes Verzeichnis der „Heimat- und Brauchtumsveranstaltungen“ sowie schließlich ein „Brauchtumskalender“: Wer im Juli sagen wir einen „Brauchtumsabend“ der „Salzburger Stierwascher“ erleben will, hat dazu jeden Dienstag, Donnerstag und Freitag im Wappensaal auf der Festung Hohensalzburg Gelegenheit.

Damit greift das Buch freilich weit über den Rahmen hinaus, den sich eine fachlich orientierte Darstellung hätte stecken können. Die durchlaufende Einbeziehung von neueingeführten und neugestalteten Festen und „Bräuchen“ ist an sich durchaus zu verstehen. Aber ihr nahtloses Nebeneinander neben alten, unter Umständen gut bezeugten und kritisch untersuchten Brauchtügen, dieses Darbietens aller dieser Erscheinungen, als ob sie sozusagen gleichrangig wären, macht doch Beschwer. Wir sind aus den letzten Jahren daran gewöhnt, daß vor allem die Fachleute des Rundfunks sich solche Sammlungen angelegt haben, schon allein aus der Not des Tages heraus, weil sie einfach wissen müssen, was es allenthalben gibt. Das große Tiroler Brauchtumsbuch von Friedrich Haider stellte als erstes dieses Nebeneinander in Buchform zur Diskussion. Dann kam die bemerkenswerte Zusammenstellung oberösterreichischer Brauchtüge von Rudolf Fochler. Nunmehr haben wir auch für das Burgenland eine ähnliche Darstellung von Bertl Petrei vorliegen, die sich freilich in mancher Hinsicht, und bedingt durch die Eigenart des Burgenlandes, von den anderen unterscheidet. Das Buch Zinnburgs ist nicht aus der Praxis des Rundfunkmannes entstanden, sondern rein aus privatem Interesse, kann aber durchaus im gleichen Sinn verwendet werden. Vielleicht liegt darin sogar eine seiner Stärken. In der wissenschaftlichen Darbietung, in der Verwendung von Literatur und der damit verbundenen kritischen Scheidung der Erscheinungen liegt sie ja gewiß nicht. Obwohl der Verfasser ein sehr reiches Literaturverzeichnis bietet, wird man doch, auch angesichts mancher Druckfehler, nicht annehmen, daß er alle die genannten Bücher und Abhandlungen wirklich gelesen und mit dem von ihm gesammelten Material verglichen hat. Das wäre, wie man wohl aus Erfahrung sagen kann, auch schwer, man braucht zur Bewältigung solcher Stoffe mehr als Jahre, nämlich Jahrzehnte, und außerdem eine Art von kritischer Leitlinie, die man sich nicht anlesen kann. Daß davon bei Zinnburg keine Rede sein kann, wird immer wieder klar. Etwa durch Sätze wie — „Sonnwendfeuer zu entzünden ist bei uns seit eh und je üblich; sie sind ohne Zweifel ein Überbleibsel eines altgermanischen Götterkultes“. (S. 148.) Es wäre leicht, einen

solchen Satz Wort für Wort als unsinnig anzuprangern. Aber er ist ja nicht der einzige, und wenn es Seminare gäbe, die sich kritisch betätigen, dann könnten sie es ja versuchen, vielleicht würde dann eine nächste Generation solche Sätze nicht mehr leichtfertig hin- oder besser: nachschreiben. Das Erbgut des versunkenen 19. Jahrhunderts vergeht auch in dieser Hinsicht nicht so schnell, und ein allgemeines Verbot der nutzlos, ja schädlich gewordenen pseudoromantischen Literatur läßt sich ja doch weder erwirken noch durchführen: Hoffen wir also einfach, daß ein kenntnisreicher und von seinem Stoff begeisterter Sammler wie Zinnburg die Dinge selbst überdenkt, sich kritisch zu schulen versucht, und gelegentlich, vielleicht sogar bei einer Neuauflage dieses Buches, bessere, dem Stand der Forschung eher entsprechende Schilderungen bieten wird.

Leopold Schmidt

Friedrich Knaipp, Hinterglasbilder. Aus Bauern- und Bergmannsstuben des 18. und 19. Jahrhunderts. 2. erweiterte und verbesserte Auflage. 214 Seiten, mit 47 Farbtafeln und 16 Vorlagen. Linz 1973, Verlag J. Wimmer.

Der große Sammler und Kenner des alten Hinterglasbildes Friedrich Knaipp hat sein zusammenfassendes Buch vor zehn Jahren, 1963, vorgelegt. Nunmehr ist es erfreulicherweise gelungen, davon eine zweite, erweiterte Auflage herauszubringen, auf die wir wieder gern hinweisen.

Das Buch ist seiner Anlage nach gleich geblieben. Knaipp bringt in fünf kurzen Kapiteln zunächst die allgemeine Geschichte der Hinterglasmalerei, behandelt dann die Probleme des „hüttengewerblichen“ Hinterglasbildes, weiters die Hinterglasmalerei von der Antike bis zum „malerhandwerklichen“ Bild, dann über die „Wiederentdeckung“ des allmählich in Vergessenheit gesunkenen Bildwesens zu den praktischen Fragen der Herkunfts- und Zeitbestimmung, zu den Typen der Bildgestaltung, zu den Rahmen und schließlich kurz noch zu den kunstgewerblichen Epigonen. Da hat sich nicht viel geändert, auch nicht an der Bildauswahl, die nur etwas erweitert worden ist, von 33 auf 47 Farbtafeln, was selbstverständlich sehr zu begrüßen ist. Auch die Beschriftungen bei den Bildern sind im wesentlichen die gleichen geblieben, bis auf einige korrigierende Erweiterungen.

Dem Bildteil folgt das „Namensregister“ und mit diesem über 40 Seiten starken Teil überrascht Knaipp eigentlich alle Benutzer: Er hat sich seit vielen Jahren alle Namen, die im Zusammenhang mit der Hinterglasmalerei bekannt wurden, exzerpiert, und präsentiert nun die wohlgeordnete Liste. Alle Hinterglasmaler, die je in der Literatur genannt wurden, oder die Knaipp in Geschäftsbüchern usw. gefunden hat, sind hier in alphabetischer Reihenfolge zu finden. Das bedeutet eine wesentliche Erleichterung der weiteren Forschung in biographischer Hinsicht und sei daher besonders bedankt.

Das schöne Buch hat seine Neuauflage vollauf verdient, es ist erfreulich, daß diese in so bereicherter Form erfolgen konnte. Leopold Schmidt

Raimund Schuster, Auf Glas gemalt. Hinterglasmalerei aus Winklarn (= Oberpfälzer Kostbarkeiten, Bd. 1) 84 Seiten, davon 48 Seiten Text, 20 Vierfarbtafeln, 16 Schwarz-Weiß-Tafeln. Regensburg 1973, Verlag Friedrich Pustet. DM 14,80.

Im „Namenregister“ bei Knaipp kann man Namen wie Roth — Winklarn, Ruff — Winklarn oder Wennhofer — Winklarn finden, und es handelt sich immer um das gleiche Winklarn in der Oberpfalz. Knaipp hat die Namen der vorzüglichen Dissertation Heinrich Buchners von 1936 entnommen. Vom gleichen Material ausgehend hat sich nun ein örtlicher Kenner die damit einmal festgelegten Hinterglasmaler von Winklarn genauer vorgenommen, und ist dabei

zu erheblichen Resultaten gekommen. Die Maler in Winklarn sind im 18. und 19. Jahrhundert von der Hinterglasmalerei in Neukirchen ausgegangen, über die Raimund Schuster 1970 ein eigenes Büchlein vorgelegt hat. Es waren „Malerhandwerker“ sie haben nicht in Serien produziert, sondern vor allem individuelle Hinterglasvotivbilder gemalt. Daher sind sehr viele ihrer erhaltenen Bilder signiert und datiert, manchmal sogar beides. Die Mitglieder der Malerfamilien Roth, Ruff und Wellnhofer und einige andere Maler (Schwab, Ebner und Wüster) haben sich aktenmäßig erfassen lassen. Wieder haben wir, wie auch in anderen Fällen, dieses Heraustreten aus der Anonymität vor uns, die für das hüttengewerbliche Hinterglasbild so bezeichnend ist. Zudem konnte Schuster eine beachtliche Zahl von Hinterglasbildrissen im Museum der Stadt Regensburg feststellen, einer ist von einem K. Jos. Ruff sogar signiert, 1889.

Wenn man sich also nach so vielen Hinterglasbild-Veröffentlichungen der letzten Jahre fragen mag, nach welcher Richtung die Forschung weiterhin gehen könnte, so ist hier eine eindeutige Antwort gegeben: Ein Weg führt jedenfalls über die genaue örtliche, landschaftliche Weiterarbeit. Das Büchlein von Schuster zeigt, daß es sich dabei um einen durchaus ertragreichen Weg handelt.

Leopold Schmidt

Georg Schwaiger (Hg.), *Bavaria Sancta*, Band III. Zeugen christlichen Glaubens in Bayern. 569 Seiten, 36 Bildtafeln. Regensburg 1973, Verlag Friedrich Pustet. DM 48,—.

Die beiden ersten Bände dieser „Bavaria Sancta“ konnten von uns vor kurzem (ÖZV Bd. XXVI/75, 1972, S. 153 f.) angezeigt werden. Nun ist erfreulicherweise bereits der mächtige dritte Band erschienen, der das große Werk abschließt.

Wieder sind Monographien der verschiedensten Gestalten des christlichen Glaubensleben in Bayern enthalten, von Fachleuten erstellt, durch beachtliche Literaturangaben abgeschlossen, und jeweils womöglich wenigstens durch ein Bild erläutert. Unter den dargestellten Persönlichkeiten sind manche als volksbekannte, oft sogar volkstümliche Heilige zu betrachten, die dementsprechend von uns stärker ins Auge gefaßt werden müssen. Dazu wird man die einstmals viel verehrten Heiligen *Marinus* und *Anianus* aus dem 7. Jahrhundert rechnen, deren Verehrungsstätte in Wilparting ganz nahe der Autobahn Salzburg—München liegt. *Karl Hausberger* hat über diese wahrscheinlich romanischen Einsiedler ausführlich gehandelt. Ein ausgesprochener Klosterkult galt der seligen *Irmengard* von *Chiemsee*, einer Tochter *König Ludwigs des Deutschen*, über deren Grab *Peter von Bomhard* berichtet. *Hanns Bachmann* hat sich dagegen nochmals mit der hl. *Notburga* von *Rottenburg* beschäftigt, also der berühmten *Tiroler Patronin*, die *Bachmann* womöglich der *Karolingerzeit* und dem *Eigenkirchenwesen* zuschreiben möchte. Die Kirche von *Eben* mag eine *Eigenkirche* gewesen sein, und das darin gefundene Gerippe das einer *Stifterpersönlichkeit*. Ob diese mit der viel später erst verehrten Heiligen, die man doch für die *Schloßköchin* von *Rottenburg* und für eine *Inntaler Bauernmagd* ansah, identisch gewesen sein kann, bleibt fraglich. Ob der Text der leider verschollenen *Legendentafel* aus *Eben* auch nur 14. Jahrhundert gewesen sein mag, ist wohl unerweislich. Die wirklich lebenskräftige *Ausgestaltung* der *Legende* erfolgte eben doch erst zur Zeit von *Hippolyt Guarinoni*, und durch ihn. — *Friedrich Zoepfl* behandelt den sel. *Adalpero*, *Bischof* von *Augsburg*, und *Alfred Wendehorst* dessen Namensbruder, den hl. *Adalbero*, *Bischof* von *Würzburg*, der als *Patron* von *Lambach* für uns wichtig ist. — Der Herausgeber *Georg Schwaiger* beschäftigt sich mit dem auch für *Österreich* wichtigen hl. *Gotthard*, den *Abt* von *Niederaltaich* und

Bischof von Hildesheim, der späterhin an so vielen Gebirgspässen verehrt werden sollte. — August Leidl hat das Kapitel über die sel. Gisela, Königin von Ungarn, übernommen, deren Verehrungsstätte im Passauer Frauenstift Niederburg bis heute anhält. Reisende Ungarn, Ungarnflüchtlinge, Exilungarn fördern heute wieder ihre Verehrung. — Andreas Bauch unterrichtet über den h. Sebald, den Stadtpatron von Nürnberg, der wohl eine ganz ungeschichtliche Gestalt sein dürfte, aber eine ungemein ausgeprägte örtliche Verehrung genossen hat, die in einigen Fällen, beispielsweise beim Heiligenstein über Gaflenz in Oberösterreich, auch zu uns ausgestrahlt hat. Bauch hat sich weitgehend auf die Vorarbeiten von Arno Borst stützen können. — Auch mit dem h. Altmann, Bischof von Passau, verbindet uns einiges, da er schließlich der Gründer von Göttweig war. Sein Grab wird dort heute noch verehrt. Josef Oswald hat die dramatische Linie seines Lebens fundiert nachgezeichnet. — Von der sel. Alruna von Niederaltaich wohl aus dem Geschlechte der Markgrafen von Cham-Vohburg, weiß Rudolf Weiß, den Quellen entsprechend nicht viel zu berichten. Zum Namen möchte man anmerken, daß er wohl nicht, wie Siegmund Riezler glaubte, aus „Aluina“ verschrieben sein dürfte, sondern sich doch eher zu „Albruna“ stellen läßt. Das wäre der Name der aus Tacitus (Hist. c. 8) berühmten germanischen Seherin (vgl. Hans Naumann, Altdeutsches Volkskönigtum. Stuttgart 1940, S. 76), der sich doch erhalten haben, oder der für bestimmte, hervorragende Frauen wieder verwendet worden sein könnte. — Karl von Manz behandelt einen ausgesprochenen Volksheligen und Hirtenpatron, den sel. Eberhard von Tüntenhausen, der in der bayerischen Volkskunde schon mehrfach erwähnt wurde. Das gilt noch weit mehr für den sel. Hermann von Bischofsmais, hinter dem die altbayerischen Mythologen von einst womöglich den germanischen Gott Irmin sehen wollten. Rudolf Weiß hat ihn und die weiteren Einsiedler Otto und Degenhard kenntnisreich behandelt. — Warum der h. Johann von Nepomuk von Benno Hubensteiner hier in einer Kurzmonographie gewürdigt wird, ist nicht ganz klar. Da wäre wohl die Ausstrahlung dieser böhmisch-österreichischen Verehrung auf Bayern viel ausführlicher zu würdigen gewesen. —

Der größere Teil der hier behandelten Heiligen oder doch heiligmäßigen Personen hat mit dem Volksglauben wenig zu tun. Es stehen in dem Band bedeutende Abhandlungen über die Langobardenkönigin Theodelinde (Peter Stockmeier), über den h. Sturm von Fulda (Andreas Bauch), über Herzog Thassilo III. (Peter Stockmeier), über den h. Bruno von Würzburg (Alfred Wendehorst), über den h. Benno von Meißen, der freilich immerhin Münchner Stadtpatron ist (Max Joseph Hufnagel), Bischof Otto von Freising (Johannes Spoerl), über die Mystikerin Margareta Ebner (Manfred Weitlauff), über Berthold Pürstinger, Bischof von Chiemsee (Engelbert Wallner), über den h. Cajetan von Tiene, der vermutlich wegen der prächtigen Theatinerkirche in München hier Aufnahme gefunden hat (Max Joseph Hufnagel), und über eine große Anzahl von Persönlichkeiten des christlichen Lebens in Bayern im 17., 18., 19. und im 20. Jahrhundert, die alle in diesem Werk sicherlich durchaus am Platz sind, aber von uns nicht gewürdigt werden können. In manchen Fällen, wie bei Jakob Balde etwa (Benno Hubensteiner) oder bei Christoph von Schmid (Adolf Layer) mag man sich schon fragen, ob man solche Kurzmonographien über sie tatsächlich in einer „Bavaria sancta“ sucht. Wer sich mit bayerischen Kultur- und Geistesgeschichte beschäftigt, wird sich aber auch über diese Kapitel freuen.

Für uns kommen wie gesagt, vor allem die erwähnten Abschnitte in Betracht. Sie sind alle mehr oder weniger geschichtlich gehalten. Bei ihnen wie bei manchen anderen kommt die immerhin auch vorhandene volkskundliche Lite-

ratur wohl etwas zu kurz. Wallfahrtsforschung wird noch zur Kenntnis genommen, wenn durchaus nicht vollständig. Legendenforschung ist den Historikern dagegen beinahe unbekannt. So mancher Beitrag ließe sich von unserem Gesichtspunkt aus also auch anders sehen. Aber das stattliche Werk mit seinen guten Registern ist nun einmal historisch eingestellt, man muß sich, wenn man unsererseits danach greift, dann auch damit auseinandersetzen.

Leopold Schmidt

König Ludwig Album. Ausgewählt und eingeleitet von Gisela Scheffler. Großformat, 16 Reproduktionen, zum Teil in Farbe, mit Textseiten und Gesamtverzeichnis. München 1973, Süddeutscher Verlag. DM 48,—.

1850, als der abgedankte König Ludwig I. von Bayern sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum hätte feiern können, überreichten ihm seine Künstler ein gewaltiges Album mit zunächst 177 Blättern. Die Gesamtzahl wuchs aber noch auf 250 an. Hundert Blätter davon hat der König 1851—1859 reproduzieren lassen. Das heute in Hohenschwangau befindliche Album wurde vor kurzem in München von der Staatlichen Graphischen Sammlung in einer Ausstellung gezeigt, der schöne Nachklang dieses Ereignisses ist die vorliegende Auswahl, die durch vorzügliche graphische Gestaltung (H. F. Ackmann) besticht.

Unter den Blättern befinden sich viele, die thematisch die Volkskunde interessieren müssen. Die spätromantischen Maler haben noch so manche Züge des Volkslebens, vor allem in Bayern, festgehalten und gestaltet. Die Entdeckung des ländlichen Lebens und Wesens in Bayern war durchaus noch nicht abgeschlossen, wie die von Ludwigs Nachfolger Maximilian II. initiierte „Bavaria“ erweist. Da waren aber vielfach schon jüngere Kräfte am Werk, wogegen in dem „Album“ vor allem Maler aus der Blütezeit Ludwigs I. ihren Dank abstatteten. Von den Bildern seien als für uns bedeutsam genannt: Johann Adam Klein, Neapolitanisches Fiaker-Fuhrwerk; Lorenzo Quaglio, Festscheibenschießen im bayerischen Hochlande (mit deutlich erkennbaren Schützenscheiben, darauf den diesem Fest gewidmeten Sprüchen); Heinrich Freiherr von Pechmann, Heimfahrt von einer Kindstaufe (auf dem Chiemsee, im einbaumartigen Boot); Arthur Freiherr von Ramberg, Morgen auf einer bayerischen Alpe (kleines Mädchen in genau festgehaltener Tracht; Ramberg ist fachgeschichtlich besonders als Illustrator von Kobells „Oberbayrischen Volksliedern“ von 1850 wichtig); schließlich von Friedrich Schön, „Berner Mädchen am Sonntags-Morgen“ (ein Zeugnis des nun folgenden „Poetischen Realismus“, aber vorzügliches Trachtenbild). Ein bemerkenswert schöner Band.

Leopold Schmidt

Reinhold Aman, Bayrisch-österreichisches Schimpfwörterbuch. Lexikon der Schimpfwörter. Psychologisch-sprachliche Einführung in das Schimpfen. Die bayrisch-österreichische Sprache. 206 Seiten. München 1973, Süddeutscher Verlag. S 195,—.

Es hat immer wieder einmal Versuche gegeben „Scheltenwörterbücher“ anzulegen. Das in vieler Hinsicht sicherlich „ertragreiche“ Gebiet kann sprachgeschichtlich, kann kulturhistorisch, kann volkpsychologisch behandelt werden, die Grundlage für jede derartige Behandlung wird aber das „Lexikon“ sein. In diesem Sinn hat der aus Niederbayern stammende Germanist Reinhold Aman, der Professor an der Universität von Wisconsin in den Vereinigten Staaten ist, zunächst ein Lexikon von etwa 2500 Schimpfwörtern angelegt, die einzelnen Ausdrücke mit kurzen Ableitungen zu erläutern versucht, und dann daraus die allgemeinen Schlüsse gezogen, die sich nun in seiner klar gegliederten Schlußabhandlung wiederfinden. Diese Abhandlung mit ihren sprach-

geschichtlichen und sprachpsychologischen Abschnitten dürfte in vieler Hinsicht der wertvollste Teil des Buches sein, wenn man natürlich auch zunächst in dem „Lexikon“ nachschauen wird. Für uns ergibt sich freilich gerade dabei, daß der Obertitel „Bayrisch-österreichisches Schimpfwörterbuch“ nicht recht stimmt. Es ist vor allem ein bayrisches, ja ein niederbayrisches Schimpfwörterbuch, die eigentlich österreichischen Bestandteile sind gering. Begreiflich, wenn man denkt, daß der niederbayrische Verfasser in Wisconsin offenbar von den Erinnerungen an seine Jugend in Plattling zehrt, und vermutlich wenig mit Österreich, auch nicht mit Wien zu tun gehabt hat. Es fehlen auch in der Bibliographie die meisten neueren Wiener Mundartwörterbücher (Julius Jakob, Mauriz Schuster).

Trotz solcher Einwände aber eigentlich für jeden, der mit Volkssprache, Volksredensart usw. zu tun hat, eigentlich unentbehrlich.

Leopold Schmidt

Fred Binder, Die Brotnahrung. Auswahl-Bibliographie zu ihrer Geschichte und Bedeutung (= Schriftenreihe des Deutschen Brotmuseums, Heft 9) Großformat, 300 Seiten (vervielfältigt). Ulm, 1973, Deutsches Brotmuseum.

Das deutsche Brotmuseum, Schöpfung Senator W. Eiselen, eine feine, blitzsauber aufgestellte Spezialsammlung, ist ständig bemüht, auch der weiteren Forschung zu dienen. Vor einigen Jahren wurde der Wunsch ausgesprochen, doch eine Brot-Bibliographie zu unternehmen. Sie wurde unternommen, ein Arbeitsauftrag erteilt, und innerhalb von zwei Jahren konnte Fred Binder eine Kartothek mit 7000 Titeln erstellen. Daraus wurden nun für die Veröffentlichung etwa 3000 Titel ausgewählt und in einer systematischen Ordnung vorgelegt.

Die Bibliographie versucht alles zu erfassen, was mit dem Brot, seiner Geschichte, seiner Verbreitung, seiner Geltung zu tun hat. Da fallen also bei Brotbereitung, Brothandel, Brot-Kulturgeschichte usw. immer auch Hinweise für uns ab. Besonders viel bringt für uns das umfangreiche Kapitel, das von „Brot in Glaube und Brauch“ über „Gebildbrote“ und „Lebkuchen“ bis zu „Gebäckemodell und Waffeisen“ reicht. Aber auch andere Kapitel wird man mit Interesse durchmustern, etwa „Mühlenwesen“ oder „Historische Hungersnöte“. Die Bibliographie ist bis zur unmittelbaren Gegenwart gearbeitet, auch Erscheinungen von 1972 sind noch mit aufgenommen. Österreichische Veröffentlichungen, die es ja in verhältnismäßig hoher Zahl gibt, sind sehr gut vertreten. Man liest mit Befriedigung die drei fleißig erstellten Register (Personen, Orte, Sachen) auch daraufhin durch. Es ist ganz selten, daß Schreib- oder Druckfehler auffallen. So würde 1965 „Hostienmühlen“ nicht zu den Mühlenarten gehören, und bei 2340 hieße der Autor nicht Seimsen, sondern Siemen. Da handelt es sich aber schon um wahre Ausnahmen, denn im allgemeinen ist diese Bibliographie wirklich musterhaft gearbeitet und wird daher auch im Fach Volkskunde dankbar verwendet werden.

Leopold Schmidt

Georg Friedrich Most, Encyklopädie der gesamten Volksmedizin. Nach der Ausgabe Leipzig (Brockhaus) 1843 neudruckt mit einer Einleitung von Karl Frick und Hand Biedermann Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1973. Geb. 816 S., öS 500,—.

Der Begriff „Volksmedizin“ taucht im ersten Drittel des 19. Jhs auf. Er wurde innerhalb der Volkskunde beibehalten, obwohl man sich von Anfang an bewußt blieb, daß auch hier keine scharfen Trennungslinien gegenüber der sogenannten „Schulmedizin“ (vgl. zur Auseinandersetzung neuerdings H. Fiehlhauer, ÖZV 1973, S. 179 u. Hinweis auf seine Studie „Volksmedizin = Heilkulturwissenschaft“, MAG 102, Wien 1973, S. 114 ff.), ferner gegenüber religiös-

magisch intendiertem „Gesundbeten“ zusammen mit bestimmten Riten und Gesten oder auf Naturerfahrung gegründeten, empirischen Heilpraktiken der Diät-Apostel, der „Boanl-“, „Richter“ usw. gezogen werden können. Der Aufschwung, den die volkskundlich-kulturhistorische Erforschung der sogenannten „Volksmedizin“ besonders in dem von Wien aus erfolgten Wiedererstreben des Faches „Volkskunde“ genommen hatte, spiegelt sich in der Einleitung zum Sammelwerk „Volksmedizin. Probleme und Forschungsgeschichte“. (Reihe: Wege der Forschung, Band LXIII, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft), hrsg. von Elfriede Grabner - Graz¹⁾ sowie in ihrer eigenen Bibliographie mit Studien zu „Volksmedizin“ und „Schulmedizin“ vorwiegend im Bereich der Humanheilkunst und dem Schwerpunkt auf dem Mehrvölkerraum der Ostalpen. Dazu muß man in steigendem Maße die Auswertungen historischer Quellenwerke zur Tierheilkunde aus der Schule von Joachim Boessneck von der Veterinärmedizinischen Fakultät in München stellen, die der volkskundlichen Forschung trotz des dort erschlossenen unglaublichen Materialschatzes auch zur sprachlichen Erfassung (Nomenklatur, Dialektwortbestände), viel weniger bekannt sind²⁾ als die ebenfalls so wichtigen Studien zur mittelalterlichen Fachprosa von Gerhard Eis-Heidelberg. „Volksmedizin“ ist denn auch wie selbstverständlich Bestandteil einer modernen, umfassenden Landes- und „Volkskunde von Niederösterreich“, wie sie Leopold Schmidt vor kurzem abschließen hatte können (Horn, II. Band, 1972, Abschn. C, S. 85 bis 163). Daß sich auch medizinhistorische Periodica an Forschungsinstituten in Wien, München, Hamburg, Basel usw. in steigendem Maße an der Diskussion um „Volksmedizinisches“ mit (zudem noch meist sehr gut illustrierten) Aufsätzen beteiligen (Kongreß für Ethnomedizin München Oktober 1973), sei dankbar vermerkt. Aber allzu einhellig läßt die Forschungsgeschichte die Blütezeit mit Dr. Flügel (Volksmedizin und Aberglaube im Frankenwalde,

1) Wenn H. Fielhauer bedauert, daß E. Grabner trotz ihrer vielen Studien zur „Volksmedizin“ keine Definition angeboten habe, so ist dies nicht verpflichtend. Auch er selber bringt keine. Es gibt viele geistreiche und fruchtbare Forscher, die der Wissenschaft breites Neuland erschlossen haben, gute Materialien und sorgfältige Analysen boten und sich dennoch trotz jahrzehntelangen Ringens darum nicht zu einer Begriffe ab-„grenzenden“ Definition entschließen konnten und können. Das darf ihnen gerade heute nicht zum Vorwurf gemacht werden, wo das Theoretisieren zu gewiß notwendigen, standortbestimmenden Versuchen wie in den (von vielen mißverstandenen) „Falkensteiner Protokollen“ geführt, aber letztlich auch keine allgemein annehmswerte, abschließende „Definition“ erbracht hat. Diese „F. Pr.“ sind Zwischenbilanz, aber keine verpflichtende Bibel. Sie wollen es auch gar nicht sein. Daß Wissenschaftsbezeichnungen mit „Volk-“ als Bestimmungswort unzulänglich sind, weiß man bis zum Überdruß seit hunderfünfzig Jahren. Doch der Ersatz alter, gewiß nur durch „Vorverständnis“ verwendbarer Fachspartenbezeichnungen durch oftmals gewaltsam konstruierte neue ist auch keine Erkenntnis fördernde Leistung, die eine „Definition“ ersetzen könnte. Allzunahe gerieten viele solcher Versuche bisher an die „Wort-Magie“ heran, wobei wir wieder in der (vorerst noch für unser Fach und seine spezifisch volkskundlichen Aspekte respektablen) „Volksmedizin“ wären. Man lasse (wie F. G. Most 1843) solche Namen vorerst ruhig bestehen. Sie halten unser Gesamtfach offen für Zugang und Ausgriff!

2) Vgl. (in Auswahl) aus dem Münchener „Institut für Palaeoanatomie, Domestikationsforschung und Geschichte der Tiermedizin“ (J. Boessneck) Hendrik Brebaum, Das Rossarzneibuch des Johann Martin Weitzen von Oschitz (1677), 1967;

München 1863), mit Max Höfler (Deutsches Krankheitsnamenbuch, München 1899) und dann mit den zwei Kompendienbänden von O. Hovorka und A. Kronfeld (Vergleichende Volksmedizin, Stuttgart 1908/09) beginnen. Das erstaunlich reiche Lebenswerk des Arztes und Naturforschers Georg Friedrich Most, geboren zu Göttingen 1794, tätig als praktischer Arzt, nachmals Professor zu Rostock, wo er angeblich bereits 1832 verstorben sein soll, indes man heute annimmt, daß sein Tod erst nach dem Erscheinen der meisten seiner umfassenden Werke etwa um 1842 erfolgt sein müsse (K. Frick, S. VI*), blieb bis in jüngste Zeit der Volkskunde wie der Kulturhistorie fast unbekannt. Umso größer der Wert des nunmehr in Graz 1973 nachgedruckten Ausgabe von Leipzig 1843, die ebendort 1849 vermutlich wegen des seinerzeitigen Erfolges unter diesem Titel „Der Hausarzt. Ein vollständiges Handbuch der vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreißigjährigen Beobachtungen und Erfahrungen gesammelt und herausgegeben von G. F. Most“ schon wiederholt worden war. Es ist das der Humanmedizin von ihren Uranfängen schon eignende Streben nach unmittelbar-praktischer Anwendung, bei den Ärzten des 18. und des früheren 19. Jahrhunderts noch verstärkt durch volksbildnerische Tendenzen aus dem philanthropischen Gedankengut der Aufklärung, die auch G. F. Most dazu drängte, seine reichen Erfahrungen als Arzt und als Lehrer in diesem weithin wirken sollenden Handbuche zusammen zu fassen, aus dem für die Damaligen sehr viel Wissen um (zum Teil auch empirisch begründbare) Werte der „Folk-Lore“ als „Wissen des Volkes“ (nicht, wie man den Ausdruck später verwendete, als „Wissen über das Volk“!) entnehmbar war. Heute erfließen uns daraus breite Erkenntnisse einer Frühstufe kulturhistorisch-volkskundlicher Medizin-Forschung. Man vgl. etwa dazu die Stichworte „Ameisencur“, „Amulette“, „Aphrodisiaca“, „Bäder (balnea)“, „Diät

-
- Peter Katz, Der Codex med. 2. fol. 54 der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart, 1967;
 Renate Lezius-Dunkel, Die Roßarznehandschrift des Johannes Carlyburger 1683, 1968;
 Marlies Kuver, Eine Handschrift über Schafzucht aus der Steiermark, 1968;
 Uta Deinhardt, Ein „Ross Artzney Büech“ aus dem Jahre 1598, 1968;
 Gisa Humbert, Eyn arczney Büchlein vieler bewerter Künst den menschen und vihe zügebrauchen. 1544, 1969;
 Roman Antkowiak, „Ein ser fast nützlich ertzeneibüchlein zu den rossen“, eine Roßarznei-Handschrift ab 1576, 1969;
 Klaus Schutzbach, Ein anonymes Roßarzneibuch aus dem Jahre 1576, 1970;
 Ulrike Wiedemann, Staatlich angeordnete Maßnahmen zur Tierseuchenbekämpfung in Bayern im 18. Jahrhundert, 1970;
 Winfried Bothé, Bäuerliche Tierheilkunde in Niederbayern. Eine Untersuchung im Gebiet Dingolfing, Straubing und Bogen, 1970;
 Henning Wiesner, Studie zur Anwendung der Umbelliferen in der Roßarznei des 16. Jahrhunderts, 1971;
 Marianne Brunnbauer, Ein anonymes Roßarzneibuch aus dem Jahre 1589, 1972;
 Reinhold Bihler, Tierseuchenbekämpfung und tierärztliche Rezepte in der Handschrift des Christoph Sigmund Huber (1. H. d. 18. Jh.s), 1972;
 Gottfried Kreuzer, Ein anonymes Roßarzneibuch aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, 1972;
 Norman Unterhauser, Drei tierheilkundliche Texte aus der Zeit um 1700, 1972.

(mit den Ausblicken auf geschichtliche Fälle von Schneeblindheit zum Beispiel), „Gerstenmehlkulturen“ (farina hordei praeparat), bis hin zur Drogenanwendung bei psychischer Labilität („Fröhlichkeitspillen“). Dazu noch allgemeiner gehaltene, volkskundlich-kulturhistorisch unterbaute Abschnitte wie „Hausarzt- und Volksmittel“, „Schweißtreibende Mittel“ (die kaum verändert heute wie ehemals angewendet werden in der hauseigenen Heilpraxis nicht nur des sogenannten Landvolkes bei uns). Staunenswert reich ist die verwendete Literatur (648—652). Dazu kommen Anhänge, die dieses Werk noch ganz besonders charakterisieren: I: „Anweisung zur ersten Hülfleistung Vergifteter und Scheintodter“; II: „Ueber die beste Einrichtung und zweckmäßigste Benutzung einer Haus- und Reiseapotheke“; III: „Allgemeine Bemerkungen über die Nahrungsmittel, nebst einer Anweisung zur Bereitung zweckmäßigster Speisen und Getränke für Kranke und Gesunde“; die Anhänge IV und V geben Anweisungen zur „Hülfe bei schnell tödtenden Krankheiten“, über „Menschen-erziehung in diätetisch-medicinischer Hinsicht“ usw. Das Gesamtwerk ist durch Register für Krankheiten und für Autoren erschlossen. Es ist wirklich ein hervorragendes Kompendium als Quellenwerk des frühen 19. Jahrhunderts.

Leopold Kretzenbacher

Winfried Bothe, *Bäuerliche Tierheilkunde in Niederbayern*. Eine Untersuchung im Gebiet Dingolfing, Straubing und Bogen. Dissertation München 1970. Brosch. 199 Seiten.

Aus dem Institut für Paleoanatomie, Domestikationsforschung und Geschichte der Tiermedizin in München, geleitet von Joachim Boessneck, (vgl. zu den dortigen Themenschwerpunkten ÖZV XXVIII 1974, S. 68 f.) kommt auch diese materialienreiche und gut gegliederte Arbeit über Tierheilkunde in einem bis zur Gegenwart weitgehend ländlich-viehzüchterbäuerlich strukturiertem Gebiete Altbayerns. W. Bothe, selber aus einer Tierarztfamilie stammend, geht von einer immer noch brauchbaren Grundlage aus, daß „die bäuerliche Tierheilkunde organischer Bestandteil der Volksmedizin und der Volkshumanmedizin wesensgleich“ sei. (S. 7; zur heftigen Diskussion vgl. Rudolf Schenda, „Volksmedizin — was ist das heute?“ Zs. f. Volkskunde 69. Jg., Stuttgart 1973/II, S. 189—210). Methodisch sind es Feldforschungen 1963—1966, die bereits starke Rückgänge tradierten „volksmedizinischen“ Wissens der Kleinbauern durch den Fortschritt der fachqualifizierten Tierärzte erkennen lassen, aus Aussagen vorwiegend von Gewährsleuten im Durchschnitt von 65 Lebensjahren, die zudem die Befragung nach „abergläubischen Praktiken“ deutlich scheuten, aus Furcht, sich lächerlich zu machen oder in der vereinzelt offenkundigen Sorge, solcherart mitgeteilte „Segensprüche“ könnten ihre Kraft verlieren. Dazu treten auch Schriftquellen in einer (bislang unveröffentlichten, dzt. verschollenen, nur auszugsweise bekannten) Handschrift des 18. Jhs. von Mathias Härtl, zu Straubing als „Roß- oder Pferd Artzney und Churen“ geläufig. Dazu kommen noch weitere Schriften, Zauber- und Kräuterbücher, das „Romanusbüchlein“, das „Sechste und siebente Buch Moses“ usw. (S. 11 ff. und Literaturverzeichnis S. 191 ff.). Die Rezepte (jeweils mit Quellenangabe) beziehen sich auf mehrere Gruppen: auf „Krankheiten, die auf natürliche Ursachen zurückgeführt werden“ (Seuchen, Wunden, Geschwülste, Abszesse der verschiedenen Haustiere und deren Körperteile), dann aber auf Erkrankungen, „die auf dämonische Einflüsse zurückgeführt werden“ (S. 117 ff.), wobei überraschend viel an volkläufigen Bezeichnungen geboten wird. Das vom Vf. nicht immer auch etymologisch Erklärbare daran wird sich von anderer Seite her noch in manchem erhellen lassen (S. 182). Auch die „Randgebiete der bäuerlichen Tierheilkunde“ bringen bemerkenswerte Angaben über den Umgang mit un-

ruhigen und widersetzlichen Tieren, über ihr Aussehen und die Mittel zu ihrer Veränderung und Verschönerung, zu Leistungssteigerung durch Aufputsch- und Stärkungsmittel, zur Vorbestimmung von Geschlecht und der Geburtszeit und zur Verhütung von Krankheiten, Mißgeschick im Stall, im Hof, beim Weidegang usw. Verschiedene Rezepturen werden ganz deutlich als zum Teil von weither und wörtlich genommen seit Spätantike und Mittelalter zumal im süddeutschen Bereich aus dem Schrifttum belegt. Beim Versuch, auch die soziale Stellung der Gewährleute in den immerhin recht verschieden nach Besitzgröße, Bodenfruchtbarkeit usw. situierten Landwirtschaftsgebieten zu erheben, fiel auf, „daß die Tierheilkunde der Bayerwaldbauern wegen ihrer größeren Pflanzenkenntnis wesentlich vielseitiger ist als die der Bauern im Flachland“ (S. 189). Das hängt wohl auch mit der kulturgesetzlichen Erfahrung längeren Bewahrens altartiger Zustände, des Festhaltens am „Bewährten“ in Reliktgebieten mangels Möglichkeit zum Anwendevergleich mit tierärztlicher Schul-Medizin und ihrer Heilpraktik von oftmals (aber durchaus nicht immer!) anderen Diagnose-Ausgangsgrundlagen her, zusammen. Die Volkskunde wünscht sich mehr solcher guter Regionaluntersuchungen.

Leopold Kretzenbacher

Hans Biedermann, Handlexikon der magischen Künste von der Spätantike bis zum 19. Jahrhundert. Zweite verbesserte und wesentlich vermehrte Auflage. 587 (gegenüber 432) Seiten, zahlreiche Textillustrationen. Normalausgabe (Kunstlederband) öS 390,—, Studienausgabe (Brosch.) öS 275,—. Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1973.

Das Bedürfnis einer so rasch nach der (vergriffenen) Erstausgabe (1968) dieses Handlexikons erschienenen, noch stark vermehrten und in der wissenschaftlichen Literatur die Fülle der Publikationen bis zur Jahresmitte 1972 verwertenden Neuausgabe bezeugt das fortdauernde Interesse an Magie und dgl. wie auch die fachliche Qualität des aus der Wiener Schule der Völkerkunde (J. D. Wölfel) kommenden Forschers Hans Biedermann, Graz. Ihm verdanken wir außer seiner allerjüngsten Feldforschung zu Felszeichnungen in den nördlichen Randgebirgen der Sahara und zu den Problemen der (heute auch im Namen umstrittenen) „Megalithkultur“ auch mehrere Werke zu Magie und Medizin wie zum Beispiel „Paracelsus, ein Wegbereiter der Wissenschaft“, Wien 1958 (Universum Nr. 18) oder „Medicina magica. Metaphysische Heilmethoden in spätantiken und mittelalterlichen Codices“, Graz 1972. Man wird sich aber auch kaum irgendwo so schnell über das Fachgebiet und die neueste Literatur (jeweils im Stichwort und bes. für die Sekundärliteratur S. 557—571) belehren lassen können. Ist doch eine sehr große Anzahl von Namen (einschließlich der ohnedies oft schwierig zu fassenden Pseudonyme!) von Alchymisten, Magiern, „Zauberern“, Gelehrten wie Scharlatanen enthalten, die auch im riesigen „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ von H. Bächtold—Stäubli (11 Bände Berlin 1927—1942) nicht aufscheinen. Zusammen mit guten Bildproben stellen einzelne Stichworte komprimierte Kleinuntersuchungen für sich dar. Technisch sind diese Bildzugaben (Holzschnitte, Symbole, Embleme, Titelwiedergaben von Quellenwerken, Diagramme und handschriftliche Formeln aus astrologischen, astronomischen, alchymistischen und „Los“-Büchern usw.) gut gelungen in den notwendigen Umzeichnungen und Formatveränderungen. Die Stichwörter bringen sehr viel Kulturgeschichtliches wie Volks- und Völkerkundliches. Man vgl. etwa diese wie Bildzauber (involutatio), Dämonen, Elemente, Elixier, Festmachen, Gnosis, Hexenglaube (-salbe), Kobolde, Liebeszauber, Losbücher, Magie (einschließlich der etymologischen Begriffsherleitung), Mantik, Oneiromantie, Räucherungen, Segenzettel, Steganographie (und Kryptogramme), Sternschnuppen usw. Man sieht, daß sehr vieles aus dem be-

rühmten „Zedler“ entnommen ist, wie viele überhaupt, wie „Zedlers Großes vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste . . .“ Leipzig-Halle 1732—1754 in 68 Bänden, als Neudruck Graz 1961—1964, in der „Akademischen Druck- und Verlagsanstalt“ zu Graz für Forschungshilfe und für die Bibliophilen vorzüglich nachgedruckt erschienen ist. Natürlich kann nicht „alles“ erfaßt sein. Biedermann leitet zwar ein „Institutum Canarium“, nicht aber ein „Institutum Hexikum“ (wie es manche Ex-Volkskundler von manchmal präpotent-intoleranter angeblich „neuer“ Basis her dzt. so gerne im Verfolger- und Verfolgtenwahn unserer an sich selber völlig irre gewordenen Zeit zu betreiben scheinen). Drum darf der Rezensent auch getrost (ohne als Beckmesser eingestuft zu werden) sagen, daß man in Biedermanns „Handlexikon“ neben dem Stichwort „Malachias“ gerne auch eines über „Malachit“ gefunden hätte und dazu (über den Amulettcharakter hinaus) seine Verwendung noch spätbarock im Tiroler Krippenbau, da doch der Malachit als ein magisch kräftiger, die Geburt erleichternder Halbedelstein so sinnbezogen verwendet erscheint wie erstmals Leopold Schmidt-Wien aufgefallen war („Die Grotte aus grünem Malachit“, Die Presse, Nr. v. 25. XII. 1952, S. 18; vgl. auch HDA V, 1932/33, SP. 1556 f. nach Joh. Staricius, New-reformirt-vnnd vermehrer Helden-Schatz, 1706, S. 481; weiters L. Schmidt, Die Weihnachtsskrippe von Rinn in Tirol und ihre Bergmusik (Leobener Grüne Hefte, Nr. 76), S. 17 ff., Wien 1964). Zum Stichwort Psellos (Michael Konstantinos d. J., 1018—78) S. 413 f. vgl. neuerdings: Perikles-Petros Joannou, Démonologie populaire-démonologie critique au XI^e siècle. La vie inédite de S. Auxerre par M. Psellos (= Schriften zur Geistesgeschichte des östlichen Europa, Band 5) Wiesbaden 1971. Leopold Kretzenbacher

Frankfurter Wörterbuch. Auf Grund des von Johann Joseph Opperl (1815 bis 1894) und Hans Ludwig Rauh (1892—1945) gesammelten Materials herausgegeben im Auftrag der Frankfurter Historischen Kommission von Wolfgang Brückner, 3. Lieferung bearbeitet von Rosemarie Schanze (Bumslokal — Eva). IV und 208 Seiten (S. 417—S. 624) Frankfurt am Main 1973, Verlag Waldemar Kramer.

Das „Frankfurter Wörterbuch“ ändert zwar bei jeder Lieferung ein bißchen seinen Untertitel, bleibt aber doch das wohldurchdachte, gut vorbereitete Werk, als das es von der ersten Lieferung an zu schätzen war. Wolfgang Brückner hat für diese 3. Lieferung wieder eine äußerst sorgfältige Bearbeiterin in Rosemarie Schanze gefunden, die noch von Dorothea Struckmaier unterstützt wurde.

Die Hauptsache machen wie immer die Belege aus, die aus den verschiedensten Quellen stammen und daher auch viele Jahrzehnte erschließen, innerhalb derer die einzelnen Ausdrücke mehr oder minder geläufig gewesen sein mögen. Manchmal, etwa bei den Flurnamen, reichen die Belege weit zurück, manchmal wieder handelt es sich um verhältnismäßig kurzlebige Sprachgut. Manches erscheint eng ortsgelunden, manches ist Umgangssprache von weiter Geltung. Aber es ist doch immer angegeben, was davon in Sprichwörter und Redensarten eingegangen ist. Ziemlich viel scheint Sprachanteil sozialer Unterschichten, der Vorrat an Schimpfwörtern, Schelten aller Art ist hoch. In vielen Fällen würde man sich wünschen, die Gegenstücke in den Umgangssprachen anderer Städte zu kennen, bzw. danebengestellt zu sehen. Aber das geht selbstverständlich über die Aufgaben dieses Wörterbuches weit hinaus. Man muß ja sehr dankbar sein, daß Wolfgang Brückner mit viel Energie das Wörterbuch so weit gebracht hat, wobei zu betonen bleibt, daß das Unternehmen nunmehr von der Frankfurter Historischen Kommission nicht nur unterstützt wird, wie bisher, sondern direkt in deren Auftrag erscheinen kann.

Das sichert dem Unternehmen wohl auch die nähere Zukunft. Freilich ist Wolfgang Brückner nunmehr nach Würzburg berufen worden, und man darf sich fragen, wer in Frankfurt für die weitere Herausgabe sorgen wird.

Leopold Schmidt

Hans Gehl (Hg.), Heide und Hecke. Beiträge zur Volkskunde der Banater Schwaben. 284 Seiten, mit Abb. im Text. Temesvar 1973, Facla Verlag. Lei 8,75.

Rumänien hat, im Gegensatz zu Jugoslawien, seine Deutschen nach dem letzten Weltkrieg nicht ausgetrieben. Zwar sind viele Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen ausgewandert und haben im Westen eine neue Heimat gefunden. Nicht wenige sind aber geblieben, und nun, da längst eine neue Generation lebt, arbeitet, sich an die gewandelten Verhältnisse gewöhnt hat, scheint allmählich auch eine Volkskunde dieser Gebiete wieder möglich zu werden. Und zwar eine von Leuten, die im Lande leben, geleistete Volkskunde. Sie kann sich zu gewissen Teilen auf die vor einem Menschenalter betriebene Sprachinselveitskunde stützen, im Banat beispielsweise auf das vorzügliche Werk über „Saderlach“ von Johannes Künzig, 1937. Vieles von dem, was damals erschienen ist, erscheint freilich überholt.

In den örtlichen Zeitungen und Zeitschriften, vor allem in der „Neuen Banater Zeitung“ sind nun in den letzten Jahren neue Beiträge zur donauschwäbischen Volkskunde erschienen. Diese und andere Arbeiten gleicher Richtung hat der in Temesvar (Timisoara) ansäßige Herausgeber Hans Gehl zusammengefaßt und den vorliegenden Band erstellt, der einen beachtlichen Querschnitt über die gegenwärtige Aufzeichnungstätigkeit darstellt. Der Ober- titel leitet sich aus dem ersten Beitrag „Heide und Hecke“ von Erich Lammert ab, der die Siedlungslandschaft im Banat schildert. Dann erzählt Peter Jung „Wie das schwäbische Dorf entstand“. Karl Reb berichtet über „Haus, Wohn- kultur und Wirtschaftshof im Wandel der Zeit“. Eine Einzelheit, die „Giebel- verzierung“ schildert Franz Ferch. Die Textfolge „Heime der Heimat“ stammt von Luzian Geier und hebt fünf charakteristische bäuerliche Häuser heraus.

Nach diesen einleitenden Betrachtungen über „Heim und Heimat“ folgt der Abschnitt „Sitten und Bräuche“. Hier stellt zunächst Hans Gehl „Neujahrs- und Faschingsbräuche“ dar, dann handelt Erich Lammert kurz über „Jul- bock — capra — Habergeiß“, was als Versuch eines Brückenschlages aufzu- fassen ist. Ausführlicher behandelt Hans Speck den „Rosmarin im Brauch- tum“. Kurz dagegen wieder Erich Lammert den „Maibaum“, mit Hinweisen auf den französischen Freiheitsbaum und dessen Wiederaufnahme in der Re- volution von 1849. Hans Gehl behandelt Züge des Volksglaubens unter dem wenig glücklichen Titel „Aberglaube in der Volkskunde“.

Die „Volksfeste“ finden sich in einem eigenen Abschnitt dargestellt. Zu- nächst behandelt Franz Pretz „Das Hochzeitsfest“. Hans Speck berichtet über „Spiele und Volkstänze“, und Karl Reb über „Alte Volkstänze“. Man hat den Eindruck, daß die Berichterstatter die entsprechende Literatur nicht kennen. Die schwäbische Kirchweih steht im Mittelpunkt der drei folgenden Beiträge: Karl Reb, „Rund um das Kerweifest“, Hans Gehl, „Besonderes und Neues auf der Kerwei“ und Erich Lammert, „Geschichte der schwä- bischen Kerwei“. Der letzte Beitrag ist wohl etwas zu journalistisch.

Der Schlußabschnitt ist den „Trachten“ gewidmet. Erich Lammert schreibt zunächst über „Die Tracht in der Sprache“, was nützlich erscheint. Dann berichtet Hans Gehl über „Die schwäbische Tracht der Arader Ge- gend“, kenntnisreich und detailfreudig. Karl Reb berichtet über „Hundert

Jahre Warjascher Tracht, 1850—1950", gut aufgegliedert. Hans Speck bringt schließlich noch kurz die „Geschichte der Jahrmarkter Tracht" zur Kenntnis. Bei den Beiträgen, besonders dem von Hans Gehl, fällt auf, daß man sich bemüht, auch Einflüsse der rumänischen, der ungarischen und der serbischen Tracht festzustellen.

Der Band wird durch ein Literaturverzeichnis und ein Register abgeschlossen. Man merkt das Bemühen um Genauigkeit im Nachweis der verwendeten Literatur und der einbezogenen Zeitungsartikel, man sieht aber auch deutlich, daß die Verfasser keinerlei neuere Literatur aus deutschsprachigen Ländern kennen, offenbar auch keine Zeitschriften. Für die Weiterarbeit wäre den offenbar interessierten und fleißigen Aufzeichnern im Banat zu wünschen, daß sie sich mit der neueren Literatur unserer Volkskunde vertraut machen könnten.

Leopold Schmidt

Arne Holtorf, **Neujahrswünsche im Liebesliede des ausgehenden Mittelalters**. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des mittelalterlichen Neujahrsbrauchtum in Deutschland (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik, Nr. 20) 400 Seiten (vervielfältigt). Göppingen 1973, Verlag Alfred Kümmerle. DM 46,—.

Eine Münchner Dissertation von 1970, die vom Grundmaterial der in mehr als 70 Liedern des 14. und 15. Jahrhunderts enthaltenen Neujahrsformeln ausgeht. Der Versuch, diese Wünsche mit dem Neujahrsbrauchtum der Zeit in Zusammenhang zu setzen, macht die Arbeit über die Liedforschung hinaus bemerkenswert.

Holtorf bringt zunächst ein Verzeichnis der herangezogenen Lieder und beschreibt ihren Inhalt. Dann läßt er sich auf die Erörterung des Begriffes „Neues Jahr" ein. Zur weiteren Erläuterung benötigt er das umfangreiche zweite Kapitel „Formen des mittelalterlichen Jahreswechselbrauchtums", das in bedachter Verarbeitung aller bisher beigebrachter Schilderungen, Belege, Formeln usw. die wesentlichen Züge des Neujahrsfestes im Spätmittelalter herausstellt: Das „Üppige Fest", die Tanzbräuche, die Orakel und Vorzeichen, die Glückwünsche, die Neujahrsgeschenke, das Kranzsingen, die Heischeumzüge, das Anklopfen und den Rechtstermin. Vom letzteren her gesehen hätte man sich vielleicht auch eine andere Reihenfolge denken können.

Das zweite Kapitel ist also stoffreich, versucht die Neujahrsbrauchformen in ihrer Zeit zu verstehen, nicht von ihren Nachlebseln; mitunter sind frühere Interpretationen hängengeblieben, allzuoft wird die „Fruchtbarkeit" beschworen, als eine zu allgemeine Grundkategorie. Aber es handelt sich eben im folgenden um Minne, Liebe, Ehe und da drängt sich das Motiv offenbar immer wieder auf. Das dritte Kapitel gilt ganz dem „Neujahrs-Liebeslied des 14./15. Jahrhunderts im Minnebrauchtum seiner Zeit." Zunächst werden „Anhaltspunkte für eine praktische Verwendung des Neujahrs-Liebesliedes" gesucht und nach „Vergleichbarem" in der literarischen Umgebung gefahndet. Man muß bedenken, daß das „Neue Jahr" im Liebesleben des Spätmittelalters andere Lebensfeste vertrat, die später weitgehend an seine Stelle traten, beispielsweise der Geburtstag, in katholischen Landen auch der Namenstag. Das heute mitunter übliche „Ansingen" an diesen Festtagen wäre also eine Art von Gegenstück zu jenen Zügen, die Holtorf für das Spätmittelalter behandelt. Er geht auf Grund der damaligen Verhältnisse auf „Aussage und Absicht des Neujahrs-Liebesliedes" ein, stellt die „Formen einjähriger Liebesbindung" in den Vordergrund, also Maikönigspaar, Mailehen, Maibuhlschaft, kurz alle jene Züge, die späterhin fast ganz verschwunden sind, sich nur in Rückzugslandschaften erhalten konnten. Holtorf verfolgt weiters die „höfisch-literarische Tradition der ein-

jährigen Liebesbindung", wie sie sich von Neidhard bis zur Liebesballade des 16. Jahrhunderts verfolgen läßt.

Von hier aus ist der Weg frei für Holtorfs Schlußfolgerungen: Das Neujahrs-Liebeslied stand in direktem Zusammenhang mit der einjährigen Liebesbindung. Die städtisch-bürgerlichen Menschen des Spätmittelalters hatten gewissermaßen späthöfische Minneformen übermacht bekommen und formten daraus einen eigenen Sinngebrauch. Es geht dabei letztlich, um mit Arno Borst zu sprechen, um „Lebensformen“ dieses 14. und 15. Jahrhunderts. Schon das 16. Jahrhundert hat vielfach nur mehr leergewordene Liedformeln verwendet. Das sind also durchaus bemerkenswerte Folgerungen, und die gewissenhaft gearbeitete Dissertation mit ihrem reichen Anmerkungs-material darf daher als bemerkenswerter Beitrag zur Volkskunde des Spätmittelalters betrachtet werden.

Leopold Schmidt

Das Flämische Freilichtmuseum in Bokrijk. Spezialnummer der Zeitschrift Volkskunde. Driemaandelijks Tijdschrift voor de Studie van het Volksleven. 74. Jahrgang, Antwerpen 1973, Heft 3. Centrum voor Studie en Documentatie V.Z.W.

Bokrijk, das Freilichtmuseum für die Sachkultur Flanderns, ist zwanzig Jahre alt geworden. Eigentlich ein Spätling in der Reihe der Freilichtmuseen hat es sich doch zu einer wichtigen Stätte des Erhaltens altbäuerlichen Bauens und Hausens entfaltet. Seine Seele, der große Idealist Joseph Weyns, hat aus unbedeutenden Anfängen ein großes und schönes Museum geschaffen, das sich schon bei manchen Kongressen als Stätte der Begegnung bewährt hat.

Die Fachzeitschrift für niederländischen Volkskunde hat zu diesem Anlaß ein 120 Seiten starkes, schön bebildertes Heft herausgebracht, das über Geschichte und derzeitigen Stand von Bokrijk Auskunft gibt. Vom Gouverneur der Provinz Limburg bis zum jüngsten Assistenten des Museums sind alle an ihrer Schöpfung Beteiligten vertreten. K. C. Peeters führt in die Frühgeschichte dieses Freilichtmuseums ein, der frühere Direktor des Niederländischen Freilichtmuseums in Arnhem, A. J. Bernet Kempers schreibt über den Anfang der Arbeiten in Bokrijk, auch namens des Verbandes der Europäischen Freilichtmuseen. So ist der Blick freigegeben auf die Beiträge von Weyns selbst, der über „Bokrijk, het eerste Openluchtmuseum van het Land (Belgie)“ sowie über „Het Vlaamse Openluchtmuseum na 20 Jaar“ ausführlich berichtet. Seine Mitarbeiter geben dann Aufschluß über gegenwärtig durchgeführte Arbeiten und besondere Gebäude. Gediegene Beiträge zur Bauernhausforschung beschließen das Heft, das ein ehrenvolles Denkmal des schönen Museums von Bokrijk darstellt.

Leopold Schmidt

Volker Roloff, Reden und Schweigen. — Zur Tradition und Gestaltung eines mittelalterlichen Themas in der französischen Literatur. Wilhelm Fink Verlag, München. 1973. 220 Seiten.

Das Buch handelt wie zu erwarten primär von der Funktion des Schweigens in der mittelalterlichen Kunstliteratur, doch ist nicht nur dieser Akzent für die Volkskunde interessant, sondern die verschiedenen Exkurse in den Bereich der religiösen Kulturgeschichte und zur Märchenforschung nehmen in Unterkapiteln einen selbständigen Raum ein. Ausgehend von den Möglichkeiten und Methoden der literarischen Interpretation des Schweigens führt Roloff, der über ausgedehnte Quellenkenntnisse verfügt, zu einer Studie über die Traditionen des Schweigens in der mittelalterlichen Didaktik. (Seine Einteilung: „Antike Muster des Schweigens — Schweigeregeln in mittelalterlichen Klöstern — Argumente für

das Schweigen in der christl. Lt. — Das mystische Schweigen — Sprichwörter, Sentenzen und ‚Montagen‘ in der altfranz. Literatur.)

Bei der Untersuchung der verschiedenen Erscheinungsformen und Funktionen des Schweigens interessiert den Volkskundler wohl am meisten das Kapitel „Märchenmotive des Schweigens“ (Typologie und Deutung der Motive — Keltische Herleitungsversuche — Exemplarische Zusammenfassung.)

Der Autor übt dabei klar, wenn auch behutsam, Kritik an der Methode der Keltisten und schreibt mit Recht: „Es ist bezeichnend für die Einseitigkeit der keltisch orientierten Chrétiensinterpretation, daß im Hinblick auf die Motive des Schweigens Vergleiche mit den weitverbreiteten europäischen Märchen, in denen das Motiv eine entscheidende Rolle spielt, oder mit den bereits im 12. Jahrhundert allgemein bekannten Texten wie z. B. dem Sindbad-Roman oder Robert le Diable gar nicht erst erwähnt, geschweige denn als mögliche literarische Anregung für Chrétiens erwogen werden.“ (S. 112)

Vor allem wendet sich Roloff gegen Ehrismann, und versucht im Gegensatz zu ihm, einen breiteren Ansatz zu finden. Er stellt dabei keine Gegenthese auf und beläßt der keltischen Forschung ihren grundsätzlichen Wert, weist jedoch deren Einseitigkeit nach. Man wird R. auch zustimmen, wenn er schreibt: „Es kommt vielmehr darauf an, die verschiedenen Motiv- und Inspirationsschichten des literarischen Werkes im Zusammenhang mit der besonderen Absicht und Gestaltung des Autors zu interpretieren. Indizien zur Herkunft und Geschichte eines einzelnen Motivs können dabei nützlich sein, nicht aber die Interpretation selbst ersetzen.“ (S. 113)

Wichtig erscheint mir, daß Roloff (S. 190) auch die Bedeutung der Gestik und der Symbolik in der mittelalterlichen Literatur erkannt hat. Wer je einem gewandten Volkserzähler zugehört hat, weiß, daß die Gebärdensprache, mitunter auch die Mimik, das Wort ergänzen und sogar ersetzen kann. Zu fragen wäre noch, wieweit nicht auch die Musik als Verständigungsmittel und als Ausdruck des Gefühls in der mittelalterlichen Literatur (im Zusammenhang mit dem Schweigen) eine Rolle spielt. Der Rezensent hat die Funktion des Liedes im Märchen der Romania (1968) einmal zu betrachten versucht, und er hat auch die Frage nach der Funktion der Musik im Rahmen der mittelalterlichen Mystik in einer kleinen Studie (1974) angeschnitten. Hier freilich zeigt sich der Unterschied zwischen mündlicher Erzählpraxis (in der auch Geräusche oder unverständliches Reden Verwendung finden) und schriftlich fixierten Texten.

Es ist noch zu sagen, daß das Buch allen wissenschaftlichen Ansprüchen standhält. 640 Anmerkungen bringen die genauen Quellenverweise und Zitate. Das Sachregister könnte noch erweitert werden. Im Literaturverzeichnis liegt das Schwergewicht vielleicht zu sehr auf der Seite der Kunstliteratur bzw. Literaturforschung.

Felix Karlinger

Volkskunstaussstellung der Bezirke Ungarns zur Hundert-Jahr-Feier der Vereinigung der Hauptstadt Budapest. September bis November 1973. Ungarische Nationalgalerie. Katalog, 40 Seiten, 77 Abbildungen. Budapest, Ungarisches Volkskundemuseum 1973.

Zur Hundert-Jahr-Feier des Zusammenschlusses von Ofen und Pest zur neuen Hauptstadt Budapest hat das Ungarische Volkskundemuseum in der Ungarischen Nationalgalerie eine originelle Ausstellung durchgeführt, deren Katalog nunmehr vorliegt. **T h o m a s H o f e r** hat die Ausstellung durchgeführt und den Katalog verfaßt, der einen deutschen und einen englischen Text bietet. Das Material der Ausstellung wurde nicht aus den reichen Beständen des Ungarischen Volkskundemuseums genommen, sondern aus den vielen kleinen

Museen in den ungarischen Provinzstädten, die zum Teil über sehr reiche und wichtige Bestände zur Volkskunde verfügen.

Es lohnt sich, diese Museen, die einer größeren Öffentlichkeit in Mittel- und Westeuropa fast unbekannt sind, hier einmal aufzuzählen. Für Csongrád standen das Móra-Ferenc-Museum in Szeged und das Tornyai-János-Museum in Hódmezővásárhely; für Békés das Munkácsy-Mihály-Museum in Békéscsaba; für Bács-Kiskun das Viski-Károly-Museum in Kalocsa und das Kiskun-Museum in Kiskunfélegyháza; für Szolnok das Damjanich-János-Museum in Szolnok und das Tibor-Déri-Museum in Debrecen; für Hajdu Bihar ebenfalls das Tibor-Déri-Museum in Debrecen; für Szabolcs-Szatmár das Dorfmuseum von Tiszavasvári und das Regionalmuseum in Vásárosnamény; für Borsod-Abaúj-Zemplén das Herman-Ottó-Museum in Miskolc; für Heves das Dobo-István-Museum in Eger (Erlau); für Nógrád das Palocen-Museum in Balassagyarmat; für Pest das Arany-János-Museum in Nagyörös; für Féjer das István-Király-Museum in Székesfehérvár; für Komorn das Kuny-Domokos-Museum in Tata; für Veszprém das Bakony-Museum in Veszprém; für Győr-Sopron (Raab und Ödenburg) das Liszt-Ferenc-Museum in Ödenburg; für Vas (Eisenburg) das Savaria-Museum in Szombathely (Steinamanger); für Zala das Thury-György-Museum in Nagykanizsa und das Göcseji-Museum in Zalaegerszeg; für Somogy kein Museum; für Baranya das Janus-Pannonius-Museum in Pécs (Fünfkirchen); für Tolna endlich das Balogh-Ádám-Museum in Szekszárd. Wenn man die Namen liest, steigen gleichzeitig die Erinnerungen an beträchtliche Teile der Geschichte der ungarischen Volkskunde in uns auf, aber auch bibliographische Gedanken an die vielen Jahrbücher, die von so manchen dieser Museen herausgegeben werden. Was in Szeged oder in Debrecen, in Miskolcz oder in Székesfehérvár, in Veszprem oder in Szombathely veröffentlicht wird, und uns dank der Freundlichkeit der ungarischen Kollegen mit ziemlicher Regelmäßigkeit auch erreicht, das ist sehr viel. Alle diese oft sehr stattlichen Jahrbücher veröffentlichen neben urgeschichtlichen und kunsthistorischen Beiträgen mit großer Regelmäßigkeit auch volkskundliche Beiträge, von denen so manche, besonders die aus Westungarn, für uns von mehr als nachbarschaftlicher Wichtigkeit sind. Man könnte bei einem Überblick über zwei bis drei Jahrzehnte dieser Provinzial-Publizistik der ungarischen Museen wohl sehr viel herausheben, was für uns direkt von Belang ist und doch kaum beachtet wird. Dabei sind die meisten dieser Museumsveröffentlichungen bestrebt, ihren Beiträgen deutsche Auszüge beizugeben, die gewiß manchmal unbeholfen, sprachlich etwas naiv anmuten, aber doch von dem guten Willen Zeugnis geben, die eigene Arbeit dem Nachbarn auch verständlich zu machen.

Der vorliegende Katalog hat, wie bei Thomas Hofer nicht anders zu erwarten, einen einwandfreien deutschen (und englischen) Text, der auch inhaltlich sehr aufschlußreich ist. Der knappe Querschnitt durch die Welt der ungarischen Volkskunst, wie er durch die Leihgaben aus den ungarischen Provinzmuseen repräsentiert erscheint, ist also geglückt. Daß auch in dieser stark national-ungarisch ausgerichteten Ausstellung Objekte vorhanden waren, die deutlich auf ihre österreichischen (24) oder reichsdeutschen (58) Herkunftslandschaften hinweisen, ist selbstverständlich. Auch der Text verschweigt ja den Anteil der nichtmagyarischen Besiedler Ungarns nicht, wenn er auch die eigenständigen Züge unterstreicht.

Leopold Schmidt

Ivan Ivančan, **Narodni plesovi Dalmacije, Od Konavala do Korčule.**
(Die Volkstänze Dalmatiens, I, Vom Konvli-Canaltal bei Dubrovnik-Ragusa bis Korčula-Curzola, Insel und Stadt). Institut za narodnu umjetnost (Institut für Volkskunst), III, Sonderausgabenband 1. Zagreb-Agram 1973. Brosch., 316 Seiten, zahlreiche Abb., Musiknoten, Choreogramme im Text.

Der neue Band I einer umfassend geplanten Monographie über Tanz (und Festbrauchtum!) Dalmatiens kann sich für den Bereich der Stadt und der Insel Korčula (Curzola) weitgehend auf des Verfassers Buch über „Die Bräuche der Korčulauer Kumpanijen“ (Narodni običaji korculanskih kumpanija), Zagreb 1967, stützen das wir hier (ÖZV XXII/1, 1967, S. 59—62) ausführlich hatten anzeigen dürfen. Nun traten noch (mit vielfach bislang überhaupt unbekanntem oder aber neuen dokumentarwertigen, nur leider drucktechnisch völlig unbefriedigenden Abbildungen; das farbige Umschlagbild einer „Moreška“-Szene ausgenommen) Materialien aus Erhebungen zwischen 1950 und 1971 hinzu, die den Südtteil Dalmatiens und seines Hinterlandes mediterraner Kulturprägung in Tanz und Spiel, in Melos Rhythmus und Choreographie betreffen. Es sind die Inseln Lastovo, Mljet, Koločep, Sipan und Korčula, dazu die Halbinsel Pelješac sowie das Umland der unteren Neretva (Narenta). Erstmals wird auch für diesen Bereich besonderes Augenmerk auf Geschichtliches, auf das schwer Trennbare, aber Kennzeichnende des romanisch-slawisch (kroatischen) Stils der zum Oikotypus gewordenen Formen des Musischen gelegt. Bildinterpretationen historischer (Archiv-) Bestände in ständiger Parallelisierung mit unglaublich starkem Gegenwarts-, „Darbieten-, (aus vielerlei Beweggründen und Anlässen) (etwa die Tanzbilder-Aquarelle im „Album di Ragusa, von P. F. Martecchini, 1892) ergänzen historische Tatbestände aus (oft nur wie zufällig) Vermerkten. Sie müssen sich immer wieder gegen die allzu bequeme Kurzschlußformel von der alleinigen (!) Vorbild-Wirkkraft des Italienischen, besonders des Venezianischen als Argumente einsetzen lassen, können aber in einem kroatisch geschriebenen Buche mit nur allzu knappem englischen Summary (S. 305'309) die Vielschichtigkeit des Wurzelgrundes der Substrate und die Adstratwirksamkeit der rasch wechselnden historisch-politischen wie kulturellen, sozial durchaus nicht einheitlichen Verhältnisse nicht im verdienten und für die Vergleichsforschung notwendigen Ausmaße verdeutlichen. Umso mehr wird eine zusammenfassende Darstellung in der Weltsprache als Sonderpublikation des sehr erfolgreich tätigen Institutes ein Desideratum. Die Forschung ist gerade auch hinsichtlich „Fest“ [Tanz, Spiel, Themenmöglichkeiten und Standardformen wie Schwerttanz, Georgsspiel mit Drachenkampf oder agonales Scheinkampfbrauchtum im (Kostüm-, d. h. Rollenträger-) „Schau“-Spiel] im Flusse. Man denke an F. Sieber, Alain Gruber, Th. Gantner, dzt. aber auch an die Feststellung gerade des „Europäischen, in dem (für Dalmatien auf jeden Fall bedeutsamen) Anteil Venedigs als „Vorbild“ und als Festbrauchsstil prägender Faktor durch Leopold Schmidt („Volksüberlieferung, Kulturaufbau, Weltgefühl. Bemerkungen zu einer Notiz über Schwerttanz und Drachenkampfspiel in Konstantinopel, 1582“ in den „Dona Ethnologica“ — Südosteuropäische Arbeiten Bd. 71, München 1973, S. 34—46). Was er für Spanien und Flandern, für Venedig und Byzanz an „Europäischem“ im (urbanen und urbanes Lebensgefühl steigernden, zumindest weckendem) Festbrauch aus weitgestreuten Materialien zusammenfaßte unter neuem Gesichtspunkte, gilt auch für die dem Mediterranen und Westeuropa sehr stark kulturell zugewandten Teile des kroatischen Volksbodens. Dies einschließlich der Feststellung des Austausches solcher männerbündisch-(handwerklich)-zünftischer Repräsentativ-Gruppen des Schau-Brauches, wie sie Ivančan auch für den Bereich der bedeutenderen dalmatinischen Inselstädte nachweist. So z. B. für 1791, wo es (S. 293) in Dubrovnik-Ragusa bezüglich der Einladung

der Korčulaner (*Compagnia diletante di Corzola*) heißt: „*Societas virtuosorum que debet venire ix Corcyra . . .*“. Für wandernde niederländische Gruppen des 15. Jahrhunderts, die „spielten met zwerden“, vgl. R. Wolfram, *Schwerttanz und Männerbund*, Kassel 1936, S. 17 und im Kontext über eine Typologie des europäischen Festes L. Schmidt, a. e. O., S. 38. — Wieder hat Ivančan reiche Materialien und viele Neuerkenntnisse beigebracht. Bedauerlich, daß sie nicht durch ein ausführliches Register erschlossen sind. Vielleicht bringt das aber der nächste Band dieses Werkes. Es wäre auch zum Vorteil nicht nur der Balkanologie und der besseren Erkenntnis jener oft mißverstandenen Volkskultur der Kroaten im Rahmen ihrer südslawischen Verwandtschaft, sondern auch unserer Vergleichenden Volkskunde.

München

Leopold Kretzenbacher

Niilo Valonen kirjallista tuotantoa. 1939—1972. Perustajajäsenelle ja pitkäaikaiselle puheenjohtajalle 60-vuotispäivänä. Helsinki 1973, Seurasaarisäätiö. 22 Seiten, 1 Porträt.

Gösta Bergs tryckta skrifter 1919—1973. Förteckning upprättad i anledning a 70-årsdagen den 31. juli 1973. Vorwort von Harald Hvarfner. 72 Seiten, 1 Porträt. Lund 1973, Berlingska Boktryckeriet.

Fast zur gleichen Zeit haben uns die Bibliographen zweier verdienter Fachkollegen im Norden Europas erreicht. Niilo Valonen ist 60 Jahre, Gösta Berg 70 Jahre alt geworden, und die Kollegen haben jeweils eine Bibliographie der Veröffentlichungen der Jubilare herausgebracht. Das ist äußerst verdienstvoll, man übersieht so doch am besten, was ein Gelehrter geleistet hat. Die knapp gehaltene Biographie Valonens, die seiner Bibliographie vorangesetzt ist, unterrichtet leider nur in finnischer Sprache über seinen Werdegang. Sie sagt auch nicht aus, ob die auf dem Umschlag und noch auf dem Innentitel verwendete Namensform „Valosen“ nun eigentlich ein Druckfehler ist oder nicht; im Heft selbst wird doch stets der uns so vertraute Name „Valonen“ geschrieben. — Das vornehme Bändchen, das Gösta Berg gewidmet ist, enthält keine Biographie, dafür aber eine lange *Tabula gratulatoria*. Die sehr umfangreiche Liste der Veröffentlichungen ist durch ein „Rubrikregister“ erschlossen.

Unser Glückwunsch gilt den beiden sehr verdienten Kollegen, deren Bibliographien wir in unserem Handapparat nicht missen mögen.

Leopold Schmidt

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1974

Sprichwörtliche deutsche Redensarten

Lesefrüchte und Randbemerkungen zu Lutz Röhrichs „Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten“

Von Leopold Schmidt

Kein Zweifel, was man lange Zeit als „Volkskultur“ bezeichnet und als ziemlich statisch angesehen hat, wandelt sich wieder einmal. Vom Bauernhaus bis zum Arbeitsgerät gibt es, zumindest an der Oberfläche besehen, bald nicht mehr viel, was so aussieht wie vordem, immerhin lange Zeit hindurch. „Volkslieder“ im lange Zeit üblichen Sinn werden kaum mehr gesungen, und entstehen offenbar nicht mehr, wenigstens soweit man so etwas beobachten kann. „Märchen“ werden zwar immer noch veröffentlicht, in erstaunlicher Fülle sogar, aber einen Märchenerzähler in unseren Breiten zu finden fällt doch schon sehr schwer.

Da wohnen die Leute also in den Mietshäusern, fahren in ihren Kleinwagen zur Arbeit, gehen kaum mehr in die Kirche, höchstens bei der Hochzeit. Es fehlt ihnen aber doch immer irgendetwas, es stellt sich ein gewisses „Wenn“ ein, und dann murren sie vor sich hin „Ja, wänn der wänn net war!“ Und unsereiner geht vergnügt vorbei und schreibt sich auf, daß er wieder einmal einen mündlichen Beleg für eine altvertraute Redensart gehört hat. Die Frau, zu der er heimkommt, hat die Tante noch bei sich sitzen, die sich so schwer vom Küchensstockerl trennen kann. Aber die muntere Hausfrau wird energisch: „Heb di, Schöberl, sunst bleibst a Dälken“ sagt sie, und die andere Frau versteht sofort. Und wieder können wir das Diktum unserem Sammelschatz einfügen.

Unter allen mündlichen Überlieferungsgütern ist wahrscheinlich keines so widerstandsfähig und zur Erneuerung geeignet wie die sprichwörtliche Redensart. Es ist sicherlich kein Zufall, daß in unseren Jahrzehnten sehr beachtliche Arbeiten auf diesem Gebiet geleistet wurden und werden. Einer der größten Kenner von Sprichwort und Redensart, Archer Taylor, ist erst im Herbst des vorigen Jahres, 1973, in hohem Alter gestorben, und hat einen wahren Schatz an

kleinen Monographien hinterlassen¹⁾. Und gerade in unseren Jahren hat sich eine kleine Forschergemeinschaft angeschickt, ein eigenes Veröffentlichungsorgan für dieses Forschungsgebiet, das „*Proverbium*“ herauszugeben²⁾. Vermutlich die erste Zeitschrift dieser Art übrigens, die einfach kostenlos abgegeben wird; man denkt sich im Norden wohl, die Verwaltung würde mehr kosten als an Bezugspreis einzubringen sei. Ob man diese Erkenntnis in eine Redensart gefaßt hat, etwa nach dem Muster, es wäre dann „das Fleisch teurer als der Speck“?

An all das denkt man, wenn man das wuchtige zweibändige Werk zur Hand nimmt, das nach langen Vorarbeiten nunmehr Lutz Röhrich in Zusammenarbeit mit Gertraud Meinel herausgebracht hat³⁾. Es sollte wohl ursprünglich eine Neuauflage des Borchardt-Wustmann werden, jener „*Sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund*“, mit denen man seit Jahrzehnten sein Auslangen finden mußte⁴⁾. Neuauflagen von 1925, durch Georg Schoppe, und von 1954, durch Alfred Schirmer haben das Werk am Leben erhalten. Aber die Zeit war längst für ein eigenes viel umfangreicheres Lexikon reif geworden. Und hier liegt es jetzt vor.

Das Gebiet ist groß und nicht leicht abzustecken. Eine stringente Definition gibt es nicht und kann es nicht geben vielleicht zum Leidwesen mancher Theoretiker und Systematiker, die wie Rilkes Panther hinter ihren Gitterstäben die Welt nicht mehr sehen. Röhrich schreibt in seiner klaren umfassenden Einleitung zu dem Werk: „Der Begriff ‚*sprichwörtliche Redensart*‘ ist nicht eindeutig festgelegt“⁵⁾. Er nimmt daher alles auf, was bisher miteingeschlossen wurde, und erlaubt sich in vielen Fällen auch darüber hinaus auszugreifen. So kommt er auf der einen Seite sicherlich ganz in die Nähe des bildkräftigen Spruchwortes, auf der anderen in den Bereich der Umgangssprache. Es stehen daher

¹⁾ Vgl. die Festschrift: *Humaniora. Essays in Literature, Folklore, Bibliography. Honoring Archer Taylor on his Seventieth Birthday.* Hg. Wayland D. Hand und Gustav O. Arlt. Locust Valley 1960.

Ferner: Archer Taylor octogenario in honorem 1. VIII. MCMLXX (= *Proverbium* Bd. 15, Helsinki 1970).

²⁾ *Proverbium. Bulletin d'informations sur les recherches parémiologiques* publié par Julian Krzyzanowski, Varsovie, Matti Kuusi, Helsinki, Démétrios Loucatos, Athènes, Archer Taylor, Berkeley. Bd. 1 ff., Helsinki 1965 ff.

³⁾ Lutz Röhrich, *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*. 2 Bände. Zusammen 1256 Seiten mit ca. 300 Abbildungen. Freiburg im Breisgau 1973. Redaktion Gertraud Meinel.

⁴⁾ Wilhelm Borchardt und Gustav Wustmann, weitergeführt von Georg Schoppe, *Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund*. Nach Sinn und Ursprung erläutert. 7. Aufl. bearbeitet von Alfred Schirmer. Leipzig 1954.

⁵⁾ Röhrich, Bd. I, S. 12.

auch altvertraute, mitunter auch altbelegte Redensarten neben solchen, deren Vergänglichkeit man kennt. Aber ohne solche Ausgriffe würde es kein derartiges Lexikon geben. Als Max M a y r, der große Amateur auf dem Gebiet der Wiener Sprachforschung, seine „Wiener Redensarten“ 1929 als vornehmes bibliophiles Werk herausgab⁶⁾, nahm er zu den altvolkstümlichen Wendungen durchaus auch Redensarten auf, die deutlich der Zeit der Jahrhundertwende angehörten, und die auch mit der Monarchie allmählich verklungen. Das hat sich ähnlich vermutlich überall so abgespielt, wo örtliche Sammlungen vorgenommen wurden. Ein Blick in Röhrichs umfassende Bibliographie zeigt, was auf diesem Gebiet schon alles erschienen ist, obwohl es, nebenbei bemerkt, nicht so viel ist, als daß es nicht eine große Privatbibliothek erfassen könnte. Auch wer nicht über alle angeführten Publikationen verfügt, wird froh sein, wenigstens einen gewissen Teil davon zu besitzen: Denn ohne sie ließe sich das Gebiet ja doch gar nicht überblicken oder weiter bearbeiten.

Das soll heißen, daß man auch oder gerade auch auf diesem Gebiet erstaunlich viel kennen muß, sehr viel gelesen haben muß, selbst dann, wenn man sich mehr oder minder auf eine Stadt, eine Landschaft, ein Mundartgebiet beschränkt, wie dies meistens der Fall sein wird. Wenn man das tut, kann man freilich zu allgemeinen Sammlungen, und selbst zu dem vorliegenden großen Lexikon noch einiges beitragen. Ein Werk wie dieses läßt sich ja nicht im üblichen Sinn rezensieren. Man kann nur eventuell seinen Dank dafür ausdrücken, daß die Verfasser so fleißig waren, soviele Wortzeugnisse gesammelt, soviele Bildzeugnisse dazu gefunden haben. Letzteres sei noch besonders unterstrichen, da es sich um eine spezielle Leistung Röhrichs handelt: Bildzeugnisse aus alter und neuer Zeit sagen zu den Redensarten mehr aus als man glauben möchte, man wird durch sie beinahe automatisch zur Weiterarbeit angeregt, da jedes Bild, ob es sich nun um einen alten Holzschnitt oder um eine moderne Karikatur handelt, ja seine eigene Geschichte hat, und in irgendeiner Form auch seine Wirkung getan haben muß⁷⁾. Das ist ein weites Feld, und in vieler Hinsicht noch zu bedenken. Aber was die örtliche, persönliche Weitersammlung betrifft, so kann man den Gedanken der nicht zu schreibenden Rezension noch weiter ausspinnen: Was man nicht rezen-

⁶⁾ Max M a y r, Wiener Redensarten. Wien 1929. — Der Band versteht sich eigentlich als eine Ergänzung zu dem im gleichen Format und gleicher Ausstattung erschienenen Hauptwerk von Max M a y r: Das Wienerische. Wien 1924.

⁷⁾ Lutz R ö h r i c h, Sprichwörtliche Redensarten in bildlichen Zeugnissen (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1959, S. 67—79).

d e r s e l b e, Die Bildwelt von Sprichwort und Redensart in der Sprache der politischen Karikatur (in: Kontakte und Grenzen. Festschrift für Gerhard Heilfurth. Göttingen 1969. S. 175—207).

sieren kann, das kann man vielleicht ergänzen, erläutern, erweitern. Man kann sich in sein Handexemplar Randbemerkungen eintragen, man kann sich allmählich Exzerpte mit Lesefrüchten einlegen. Wenn ich bedenke, wie die Bücher von Albert Wesselski aussehen, die ein gütiges Geschick in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde geführt hat, dann finde ich, daß es sich um einen richtigen Weg handelt. Sind doch diese seine eigenen Büchern mit Wesselskis Randbemerkungen übersät, ganz zu schweigen von den eingelegeten Merktzetteln.

In diesem Sinn habe ich also zu meinen zum Teil schon vierzig und mehr Jahre alten Exzerpten gegriffen, und daraus einige Randbemerkungen entnommen, einige Lesefrüchte gepflückt, welche im wesentlichen dem Umkreis meiner Lektüre, also Quellen des bairisch-österreichischen Sprachraumes entstammen, vor allem der Literatur vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, mit einer einigermaßen starken Berücksichtigung des volkstümlichen Theaters. Man wird merken, daß meine Lesefrüchte an manchen Stellen aussagen, daß es zu dieser oder jener Erscheinung der barocken volkstümlichen Literatur kaum volkskundliche Erläuterungen gibt, daß man sich damit durchaus nicht so intensiv beschäftigt hat wie mit Grimmelshausen oder mit Abraham a Sancta Clara. Es mangelt für viele Veröffentlichungen des 17. und 18. Jahrhunderts an Dissertationen, zumindest an veröffentlichten, die sich mit dem darin enthaltenen Lied- und Spruchgut, den darin wiedergegebenen Sagen und Schwänken, und selbstverständlich auch den darin verwendeten Sprichwörtern und Redensarten beschäftigt hätten. Das ist im ganzen wohl schlecht, hat aber im einzelnen den Vorteil, daß man sich bei der Lektüre der Quellen immer wieder wie beim Betreten von Neuland vorkommt. Niemand kann alles lesen, nicht einmal alles das, was ihn tatsächlich angeht. Aber man kann, wenigstens in halbwegs gesunden Tagen, doch mit dem Bleistift lesen, und wird schließlich manch überraschenden Gewinn zu verzeichnen haben.

Das gesprochene Wort der alten Zeiten ist verklungen. Aber es klingt noch in tausend Aufschreibungen wieder. Es sind nicht nur die Rollenlieder oder die Volkspredigten, in denen man die Sprichwörter und Redensarten nachtönen hört. Es sind auch die Akten, die man in ganz anderen Zusammenhängen in die Hand bekommt, oder die Briefe, die Tagebücher und Reisenotizen. Von ihnen kann man gar nicht genug haben und lesen, — wenn man Zeit und offenen Sinn dafür noch aufzubringen vermag. In den Werken der Literatur, und seien es auch nur Narrenkalender, wird man immer ein bißchen die Absicht mitschwingen spüren, mit der diese oder jene Redensart verwendet erscheint. In den Briefen und Tagebüchern treten sie absichtslos auf, und muten daher frischer, persönlicher an: Sie gehörten einfach

zur Sprache jener Menschen, von denen wir in den meisten Fällen sonst kaum ein Lebenszeugnis besitzen. Die formelhafte Prägung auch der persönlichen Sprache hat viel mit dem in dieser Art denkenden und redenden Menschen zu tun. Auch das muß man sich überlegen, wenn man an dieses so weite und breite Gebiet herangeht, das sich bei näherem Zusehen gar nicht selten auch als tief herausstellt.

I.

So schlägt man also den Lexikonteil des gewaltigen Werkes auf, und möchte, einmal eingelesen, mit der Lektüre gar nicht mehr aufhören. Die Artikel sind klar, und wenn auch knapp, so doch lesbar gehalten. Sie stehen auf dem Stand der Forschung und versuchen immer den Kern der Redensart herauszuschälen. Dazu hilft oft die Bebilderung: Das Werk beginnt mit „Aal“ und schon dazu hat sich ein Ausschnitt aus Bruegels Sprichwörterbild „Den Aal beim Schwanz fassen“ eingestellt.

Und nun blättert man weiter, um zu sehen, was Röhricht alles unter seinem Motto „sprichwörtliche Redensart“ hineinnehmen konnte. Abscheiden, Absehen, Abspeisen, Abtakeln, Abwarten, Abwesenheit und dann Acht, Achte, Ackermann, Acta, man kann sich von vornherein vorstellen, worauf die substantivischen und infinitivischen Stichwörter abzielen. Es folgt A d a m, mit „Den alten Adam ausziehen“, mit „Der alte Adam regt sich“ und schließlich „Als Adam grub und Eva spann“. Da hat sich viel Stoff dazu gesammelt, aber kein Beleg ist älter als die dem englischen Revolutionär von 1381 Wat Tylor zugeschriebene Zeile⁸⁾. Bildbelege mögen genau so alt sein, beispielsweise das Relief von Jacopo della Quercia aus Siena vom Hauptportal der Kirche S. Petronio in Bologna⁹⁾, aber solche Bildbelege besagen eben über den Spruch selbst nichts, auch nicht der hier beigebrachte Holzschnitt. Man merkt zum ersten Mal, daß die knappen Artikel eigentlich ganze Monographien enthalten, mitunter auf Grund von Vorarbeiten anderer Forscher.

Etwas anderes ist es, wenn man glaubt, eine Lücke zu finden. Das kann bei bairisch-österreichischen Sonder-Redensarten beispielsweise vorkommen. Zwischen „Anfang“ und „Angebinde“ etwa hätten

⁸⁾ Schmidt, Wiener Redensarten VIII: Als Adam grub und Eva spann (Das deutsche Volkslied, Bd. 46, 1944, S. 36 ff.).

Bei Johann Beer heißt es: „Da Adam pflügt' und Eva spann, wer war damals ein Edelmann? Sie sind, wie man gar klar kann lesen, keine Edelleute gewesen“ (Beer, Die teutschen Winter-Nächte. Die kurzweiligen Sommer-Tage. Neudruck hg. Richard Alewyn. Frankfurt am Main 1963. S. 262).

⁹⁾ Wilhelm Lübke und Karl Semrau, Grundriß der Kunstgeschichte. Bd. III. Die Kunst der Renaissance in Italien und im Norden. Eßlingen 1920. S. 140, Abb. 146.

wir „**A n b u m p t**, Herr Pfarrer“ eingefügt. Hafner hat es schon 18. Jahrhundert ¹⁰⁾, Nestroy im 19. ¹¹⁾, und im 20. Jahrhundert ist es noch lebendig gewesen. Oder: Zwischen „Anno“ und „Anschluß“ hätten wir „**Einen A n r å n d** nehmen“ eingefügt, Anrand für Anlauf, dies aber nicht nur körperlich gemeint. Philipp Hafner hat noch „**Rand**“ für „Anrand“ geschrieben ¹²⁾.

Nun zum „**B**“. Da hat gleich „**B a c h**“ einen knappen Artikel, mit „In den Bach fallen“ und „Noch nicht über den Bach sein“. Bairisch-österreichisch wäre noch die bäuerliche Formel gegenüber überlegen tuenden Leuten einzufügen gewesen „**Drenters Bå(ch)** san a gscheite Leut“, was man heute noch hören kann. Aber in der Barockzeit hat Abele von Lilienberg schon notiert: „Ich glaube wol (einsprengte der Teuffel) dergleichen Narren findt man auch jenseits des Bachs“ ¹³⁾. Also nicht nur die gescheiten Leute, sondern auch die Narren glaubt unsere Redensart auch „jenseits des Baches“ finden zu können. Johann Beer, der große Musiker und Erzähler aus Oberösterreich, der als Kind protestantischer Eltern zunächst nach Regensburg und schließlich an den kleinen Hof von Weißenfels kam, verwendet dagegen in seinen „**Teutschen Winter-Nächten**“ von 1682 die geläufige Form: „Ja, der Teufel müßte mich reiten, daß ich eine vom Adel nehme! Nein, nein, ich weiß es viel besser, jenseit der Bäche sind auch Leute und vielleicht viel besser als ihr, ihr Betträtzen!“ ¹⁴⁾

Umfangreich im weiteren der Artikel „**B a r t**“. Zu dem „**Einem um den Bart gehen**“ würden wir die heimische Form „**Das G o d e r l kratzen**“ beifügen, wobei der „**Goder**“ und seine Verkleinerungsform bairisch-österreichisch eben das Kinn bezeichnen. Von den vielen Belegen mag man jene bei Unger-Khull für die Steiermark heranziehen ¹⁵⁾. — Der Artikel „**B a r t e l**“ beschäftigt sich selbstverständlich mit dem „**Wissen, wo Barthel den Most holt**“ und seinen althergebrachten Erklärungsversuchen. So wie die Redensart im 17. Jahrhundert bei Grimmelhäusen und bei Schnabel in der „**Insel Felsen-**

¹⁰⁾ Philipp Hafners Gesammelte Werke. Hg. Ernst Baum (= Schriften des Literarischen Vereins in Wien. Bd. XIX und XXI.) Bd. I, Wien 1914, S. 55 und Bd. II, Wien 1915, S. 63.

¹¹⁾ Otto Rommel, Ein Jahrhundert Alt-Wiener Parodie. Wien 1930. S. 278.

Die gleiche Redensart auch bei Ferdinand Kringsteiner, Der Tanzmeister. Eine Posse mit Gesang vom Verfasser des Zwirnhändlers. Wien 1807. S.35.

¹²⁾ Philipp Hafners Gesammelte Werke, hg. Ernst Baum, Bd. II, S. 272.

¹³⁾ Matthias Abel von Lilienberg, Metamorphosis telae judicariae. Das ist-Seltzame Gerichts-Händel. Nürnberg 1712. Teil II, S. 338.

¹⁴⁾ Johann Beer, Die deutschen Winter-Nächte. Die kurzweiligen Sommer-Täge. Neudruck hg. Richard Alewyn. Frankfurt am Main 1963. S. 349.

¹⁵⁾ Theodor Unger und Ferdinand Khull, Steirischer Wortschatz, als Ergänzung zu Schmellers Bayerischem Wörterbuch. Graz 1903. S. 298.

burg" steht, ebenso ist sie in den „Teutschen Arien" aus der Zeit von Kurz-Bernardon enthalten, die ja überhaupt viel Sprichwortgut enthalten¹⁶⁾. Weiters begeben wir dem aufschlußreichen Artikel „B e i n", der unter anderem auch das Bild unseres „Richters" vom Riesenportal zu St. Stephan in Wien bringt. Die Redensart „Einem Beine machen" wird schon im späten 16. Jahrhundert, bei Fischart, nachgewiesen. Sie hat damals und auch später noch „Füße machen" lauten können. Jacob Ayrer in Nürnberg etwa schrieb in seinem „Valentin und Urson" gelegentlich: „Oder ich will dir machen Füß" 17). — Zwischen „Besuch" und „Betrieb" fehlt mir „B e t e n". Wir hätten uns wohl die ironische Redensart „Kinder, tuats beten, der Vater geht stehlen" nicht entgehen lassen. Sie ist zumindest im 19. Jahrhundert gut bezeugt, damals hat sie Hellmesberger auch in eine bekannte Musikanekdote hineingenommen¹⁸⁾. Bei „B e t t e l m a n n" hätte man wohl die Redensart „Wenn der Bettler aufs Roß kommt, kann ihn der Teufel nicht erreiten" erwartet. Ich habe 1942 die mir damals bekannten Belege zusammengestellt¹⁹⁾. Die Redensart findet sich, soviel ich gesehen habe, auch nicht unter „Pferd" oder unter „Roß". Sie gehört so wie manche andere zu jenen weitverbreiteten Redensarten, die offenbar erst im 16. Jahrhundert aufgenommen sind, dann aber vielfach, auch von großen Dichtern, verwendet wurden. — „B i l d, Bildfläche" ergibt einen schönen Artikel. Wir hätten hier vielleicht das Wort vom „sich ein Bild einlegen" hinzugefügt, das vermutlich auf Andachtsbildbrauch zurückgeht. Nestroy hat die Redensart in „Judith und Holofernes" verwendet²⁰⁾. — Im Artikel „B i r n e" ist selbstverständlich auch „Mehr können als Birnenbraten" enthalten, in dieser Form schon bei Abraham a Sancta Clara bezeugt. Philipp Hafner hat in seiner „Förchterlichen Hexe Megära" auch diese Form verwendet²¹⁾, wogegen man heute „Mehr können als Birnensieden" sagt. — Inhaltsreich wieder der Artikel „B o c k". Darin ist auch die schwäbische Redensart „Der Bock ist

¹⁶⁾ Teutsche Arien, Welche auf dem Kayserlich-privilegierten Wienerischen Theatro in unterschiedlich producirtten Comoedien, deren Titul hier jedesmal beygerucket, gesungen worden. Hg. Max Pirker (= Museion. Veröffentlichungen aus der Nationalbibliothek in Wien, Bd. II), Bd. I, Wien 1927. S. 160.

¹⁷⁾ Ayres Dramen. Hg. Adelbert von Keller. Bd. II (= Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. LXXVII), Stuttgart 1865. S. 1315, V. 7.

¹⁸⁾ Karl Liebleitner, Pfefferkörndl und Gwürznagerl. Zwei Stanitzl. Mödling 1910. 1. St., S. 3, 11.

¹⁹⁾ Schmidt, Wiener Redensarten VII. Der Bettler und der Teufel (Das deutsche Volkslied, Bd. 46, 1944, S. 35 f.).

²⁰⁾ Rommel, Ein Jahrhundert Alt-Wiener Parodie, S. 272.

Johann Nestroy, Sämtliche Werke. Hg. Fritz Brukner und Otto Rommel. Bd. 12, Wien 1929. S. 49.

²¹⁾ Philipp Hafners Gesammelte Werke, hg. Ernst Baum, Bd. I, S. 188.

die Geiß, die Geiß den Bock wert". Eine Bezeugung aus dem frühen 18. Jahrhundert wäre wieder in Kurz-Bernardons „Teutschen Arien" zu finden: „Ein Bock von Holz ist einer goldenen Gaiß wohl wert" ²²⁾. In einem eigenen Artikel werden die Redensarten um das „B o c k s h o r n" gemustert. Das „Ins Bockshorn jagen" ist danach zufrühest im 16. Jahrhundert bezeugt. Wir finden das Wort „in ain Pochs horen treiben" schon in einem der Sterzinger Fastnachtspiele, nämlich im „Verstossen Rumpold", der zwar erst im frühen 16. Jahrhundert niedergeschrieben wurde, textlich aber sicher ins 15. Jahrhundert zurückgeht ²³⁾. — Gut und ausführlich wieder der Artikel „B r u n n e n"; ich habe einstmals für das „In den Brunnen gefallen" Material zusammengestellt. Die Belege lassen sich von Hans Sachs bis zur Gegenwart verfolgen ²⁴⁾.

Nun zum „D". Über „Dach" und „Dachs" gehts zum „d a - h e i m". Wieder könnten wir mit einer abschätzigen bairisch-österreichischen Redensart aufwarten, nämlich „daheim (oder auch: zhaus) sterben die Leut". Literarische Belege sind einstweilen nicht zu erbringen. Aber es scheint möglich, daß Grillparzer die Redensart gekannt, und, wie gar nicht so selten, in ein schriftdeutsches Gewand gehüllt hat. Er schreibt nämlich in seinem Gedicht „Schon bin ich müd zu reisen" die bitteren Worte:

So willst du denn nach Hause?
O nein! Nur nicht nach Haus!
Dort stirbt des Lebens Leben
Im Einerlei mir aus. ²⁵⁾

Er hat sich die bitteren Verse am 23. September 1843 im Tagebuch auf der Reise nach Griechenland eingetragen.

„Dreck" ist ein Stichwort, das mancherlei Redensarten zu behandeln gezwungen ist. Hier würde noch die vielfach belegte Redensart „Dastehen wie's Kind beim Dreck" hineingehören. Merkwürdigerweise kann man auch für solche an sich unbedeutenden Worte Belege finden. Mozart, der bekanntlich in seinen Briefen gar nicht fein war, hat die Redensart denn auch gelegentlich verwendet, als er 1777 an einen Vater über einen Musiker schrieb: „der zweyte ist bey der Orgl wie das Kind bey dem Dreck" ²⁵⁾. Auch „D u m m"

²²⁾ Teutsche Arien, hg. Max Pirker, Bd. I, S. 305.

²³⁾ Sterzinger Spiele. Nach Aufzeichnungen des Vigil Raber. Hg. Oswald Zingerle. Bd. II: Elf Fastnachts-Spiele aus den Jahren 1512—1535 (= Wiener Neudrucke, Bd. 11), Wien 1886. S. 37, V. 600.

²⁴⁾ Schmidt, Wiener Redensarten V: Der Brunnen der Vergänglichkeit (Das deutsche Volkslied, Bd. 45, 1943, S. 61 f.).

²⁵⁾ Franz Grillparzer, Sämtliche Werke. Bd. 15, Stuttgart 1887. S. 186.

²⁶⁾ Augsburger Mozartbuch (= Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben, 55. und 56. Bd., 1942/43), Augsburg 1942. S. 470.

ergibt begreiflicher Weise einen inhaltsreichen Artikel. Eine offenbar früher weitverbreitete Redensart, mit der man Gescheiterte tröstete, die sich über Dumme ärgerten, wäre hier anzufügen. Man zitiert sie meist in der Form, in der sie Richard Billinger 1943 in seinem „Spiel von Erasmus Grasser“ angewendet hat. Dort sagt der Tod:

Muß a der Dumm leben,
könnest sunst keine G'scheiten geben.²⁷⁾

Unter „E“ reihen sich aufschlußreiche Artikel aneinander. Bei „E l f“ steht beispielsweise „Von elfe bis Mittag“ als Kennzeichnung einer sehr kurzen Zeit. Das war und ist auch im bairisch-österreichischen Sprachgebiet wohlbekannt. Johann Gabriel Seidl etwa hat es 1844 im Idiotikon zu seinen „Flinserln“ angeführt als „sprichwörtlich für eine Sache die nur eine kurze Frist dauert.“²⁸⁾ In diesem Sinn haben auch die Wiener Volkssänger um 1870 die Redensart „Von elfe bis z'Mittag“ verwendet.²⁹⁾

Bei „E n g e l“ ist selbstverständlich die Redensart „Ein Engel geht durchs Zimmer“ behandelt, die merkwürdige Feststellung, wenn im Gespräch plötzlich eine unerklärliche Stille eintritt. Die verschiedenen Varianten führen verhältnismäßig weit und bezeugen, daß die Erscheinung überall auffallen mußte. Manche Formen sind richtige Oikotypen geworden, nur an eine Verbreitungslandschaft gebunden. Für bairisch-österreichische Verhältnisse würde in diesem Sinn durchaus „Da hat wer die Füaß' übers Kreuz“ gelten, wenn nicht die intellektuelle Oberschicht doch seit Jahrzehnten daneben auch die Redensart von dem Engel kennen würde, der durchs Zimmer geht. Das sind Verhältnisse, die sich leichter beschreiben als etwa kartographisch darstellen lassen. Aber diese Art der Verbreitungsdarstellung ist selbstverständlich dennoch nützlich. 1935 wurde die Redensart für den „Atlas der deutschen Volkskunde“ abgefragt, und jetzt, 1974, ist die ausgezeichnete Karte im gleichen Werk, Neue Folge, erschienen.³⁰⁾ Eine Karte der in anderen Sprachen rings um das deutsche Sprachgebiet verbreiteten Redensarten wäre als Ergänzung interessant. Da würde beispielsweise die bei Röhrich nicht angeführte italienische Form eingezeichnet gehören: „Nasce un frate,“ wie man vor Jahrzehnten in der bürgerlichen römischen Gesellschaft sagte.³¹⁾

²⁷⁾ Richard Billinger, Das Spiel vom Erasmus Grasser. Wien 1943. S. 30.

²⁸⁾ Johann Gabriel Seidl, Gesammelte Werke. Hg. Wolfgang von Wurzbach. Bd. 3, Leipzig 1910. S. 176.

²⁹⁾ Rudolf Wolkan, Wiener Volkslieder aus fünf Jahrhunderten. Wien 1920—1924. Bd. II/2, S. 257 ff., Nr. XCVIII.

³⁰⁾ Atlas der deutschen Volkskunde. Neue Folge. Hg. Matthias Zender. 4. Lieferung. Marburg 1973.

³¹⁾ Albert Zacher, Römische Augenblicksbilder. Oldenburg und Leipzig 1901. S. 61.

Der Artikel „fahren“ ist etwas kurz geraten. Die in Wien wohlbekannte Formel „Besser schlecht fahren wie gut gehen“ gehört beispielsweise hierher. Franz Grillparzer hat sie schon in seinem „Armen Spielmann“ bezeugt: „Das alte Sprichwort: „Besser schlecht gefahren als zu Fuß gegangen.“³²⁾ Merkwürdig ist das langlebige erotische Diktum: „Wer net mehr fahren kann, hört noch gern schnalzen.“ Carl Julius Weber, der „lachende Philosoph“ hat es in den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts von der Wiener Vorstadt-
bühne herunter gehört. Er sah im Leopoldstädter Theater eine Parodie „Orpheus und Eurydice“, und schreibt darüber: „In dem Stück raucht Jupiter im Schlafrocke sein Morgenpfeifchen am Himmelsfenster, und eröffnet das Stück:

Jetzt ist noch mein einzig Gaudi
wenn ich die Menschen da unten sih
schnäbeln, hüpfen und walzen —
es ist ein alt Sprichwort dann —
wer nicht mehr fahren kann,
hört noch gern schnalzen!³³⁾

Auch sonst wäre unter „fahren“ wohl noch einiges zu vermerken, beispielsweise die Mahnung an kleine Kinder, die nicht schlafen gehen wollen, sondern noch irgendetwas tun, irgendwohin gehen oder fahren, und denen die Mutter unwirsch sagen muß, sie würden schon fahren, nämlich „fahren mit dem Hintern übers Leintuch.“ Das klingt wienerisch ungeniert, ist aber sehr weit verbreitet, wie beispielsweise eine Aufzeichnung aus Ostpreußen erweist.³⁴⁾

Beim Artikel „F a u s t“ fehlt selbstverständlich nicht „die Faust aufs Auge“, da schon Luther so schrieb. Seine Zeitgenossen wiederholten das Diktum gern, beispielsweise Michael Lindener in seinem „Katzipori“, 1552.³⁵⁾ Das Wort ist weiterhin in der volkstümlichen Literatur geläufig geblieben, beispielsweise bei dem Lambacher Benediktiner Maurus Lindemayr, der in seiner „Quintessenz eines Arztheaters“ sagen läßt: „Num wie reimt sich da ein Hannswurst? Wie Faust und Auge.“³⁶⁾ Im Artikel „F e d e r“ wird „Von den Federn aufs Stroh kommen“ angeführt, das sich auf die Bettfedern einerseits,

³²⁾ Franz Grillparzer, *Sämtliche Werke*, Bd. 7, S. 38.

³³⁾ Carl Julius Weber, *Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen*. Bd. II, Stuttgart 1834, S. 297 f.

³⁴⁾ H. Frischbier, *Preußische Sprichwörter und volkstümliche Redensarten*. 2. Aufl. Berlin 1865. S. 59, Nr. 787.

³⁵⁾ Michael Lindener, *Rastbüchlein und Katzipori*. Hg. Franz Lichtenstein (= *Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart*, Bd. CLXIII), Tübingen 1883. S. 142, Nr. 87.

³⁶⁾ Konrad Schiffmann, *Drama und Theater in Österreich ob der Enns*. Linz 1904. S. 113.

auf den Strosack anderseits bezieht. Auch diese Redensart vom sozialen Abstieg ist in den Wiener „Teutschen Arien“ schon in einem Rollenlied des Hanswurst der „Comoedia Der ausgelachte Hans-Knotzer“ bezeugt. Es heißt dort:

Im lieben Ehestand gehts gar oft also
Und bringet doch sehr wenig Brod
Man zankt die Federn weg, und ligt aufs Stroh,
Der Spaß verursacht lauter Noth.³⁷⁾

Weiterhin im „F“ vermißt man für den wienerischen Bereich älterer Art einen kleinen Artikel „F i x“, denn der in unserer Großväter-Generation sehr geläufige Ausruf der Verwunderung „Fix und ka Geign“ wäre hier am Platz gewesen. Form und Geltung waren offenbar umstritten. Ein Kenner wie Forschneritsch schrieb in seiner Skizze „Heddy und Rudi“ einmal „Fix an der Geign!“³⁸⁾ was aber keinen rechten Sinn geben dürfte. Ähnlich wienerisch wäre eine Ergänzung zu dem Artikel „f o r t“. Alles liegen und stehen lassen heißt in Wien und weit darüber hinaus „Furtgehn, wia die Dirn vom Tanz“, wobei man immer glaubt, es müsse doch eigentlich — zum Tanz“ heißen, weil sich die „Dirn“ eben so beeile und alles liegen und stehen lasse. — Auch bei „f r e s s e n“ wäre eine ähnliche Ergänzung möglich, nämlich „Das is a Fressn für d'Leut“. Johann Gabriel Seidl kommentierte schon 1844 die Redensart mit den Worten „das ist etwas, woran die Leute ihre Lust haben.“³⁹⁾

Bei „F r e u n d“ wird nur hingewiesen auf „Alter Freund und Kupferstecher“, eine eher sporadisch auftretende, im allgemeinen verklingende Redensart. Barock und bäuerlich wäre bei uns gewesen „Der beste Freund ist der im Sack“, das heißt also, das Geld, wie schon Johann Valentin Neiner 1734 in seinem „Tandelmarkt“ zitierte.⁴⁰⁾ Jedoch, Abraham a Sancta Clara ist eben auf Sprichwörter und Redensarten hin exzerpiert, aber sein Fortsetzer Johann Valentin Neiner nicht, daher solche kleine Lücken. — Die hier vielleicht vermutete Redensart „Friß Vogel oder stirb“ findet sich nicht unter „Friß“, sondern erst im II. Band unter „Vogel“.

³⁷⁾ Teutsche Arien, hg. Max Pirker, S. 289.

³⁸⁾ Hans von M a r o u s c h e k, Wien, wie es weint und lacht. Wien o. J., S. 114.

³⁹⁾ Johann Gabriel Seidl, Werke, hg. Wurzbach, Bd. III, S. 177.

⁴⁰⁾ Aloys W a n n e n m a c h e r, Johann Valentin Neiner. Ein satirischer Volksschriftsteller des barocken Wien (= Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, Bd. 17), Bühl-Baden 1938. S. 38.

Einige kommentierende Bemerkungen zu Erzählmotiven, die Neiner im „Tandlmarkt“ verwendet hat, stehen bei Elfriede Moser-Rath, „Schertz und Ernst beysammen“. Volkstümliches Erzählgut in geistlichen Schriften des 18. Jahrhunderts (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 61, Stuttgart 1965, S. 49 ff.).

Unter „Fuchs“ hätte man auch den bekannten Spieltitel „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“ vermuten können. Er ist zur Goethe- und Mozart-Zeit gern sprichwörtlich verwendet worden.⁴¹⁾ So zitierte ihn Vater Leopold Mozart in einem Brief vom 28. März 1778 in der bekannten Form, mit einer Fortsetzung.⁴²⁾

Goethes Gedicht von 1770 hat mehr als ein halbes Jahrhundert später eine wundervolle Verbildlichung durch Ludwig Richter erfahren. Die Zeichnung „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“, von F. Reuschel in den Holzschnitt umgesetzt, findet sich in Ludwig Richters „Goethe-Album“, Leipzig, 1856. Da sie weitgehend vergessen scheint, und dabei doch das Gesellschaftsspiel mit seinem redensartigen Titel so vorzüglich darstellt, soll sie hier wiedergegeben sein. (Abb.).

Soweit also der Fuchs. Unter „Furz“ finden wir Redensarten, die sonst in den entsprechenden Mundartlandschaften unter „Wind“ oder unter „Schaß“ stehen müßten. Das unruhige Herumgefahren, das hier als „wie ein Furz in der Laterne“ belegt erscheint, wird von Ludwig Göhring als „Wind in der Latern“ angeführt⁴³⁾. Göhring hat damals die in Wien übliche Form „Wia da Schaß in da Reiter“ abgelehnt, was merkwürdig erscheint, da es sich doch um eine bildkräftige Formulierung handelt: Der Darmwind kann aus der viellöchrigen Reiter, dem Mehlsieb, nicht heraus, weil er sich bei so vielen Öffnungen nicht für eine entschließen kann.

Unter „Fuß“ finden sich so manche bildkräftige Redensarten angeführt. Es fehlt die knappe Formulierung für „auf unbegreifliche Weise abhanden kommen“, nämlich „Füaß kriegen“. Daß die Dinge selbst sich aufmachen und davonlaufen, das läßt sich anders kaum so knapp ausdrücken. Im bairisch-österreichischen Sprachgebiet ist es denn auch alt bezeugt. So schrieb ungefähr zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges der Freiherr Erasmus von Rödern in dem von ihm angelegten Inventar seines Schlosses Perg im unteren Mühlviertel, der Maier solle darauf sehen, daß das Futter auf den öden Häusern „nicht Füeß bekomm“ oder heimlich verwendet werde.⁴⁴⁾

⁴¹⁾ Goethes Werke. Hg. Karl Heinemann. Leipzig 1900. Bd. I, S. 11 f.

⁴²⁾ Mozart, Sämtliche Briefe, hg. Erich Müller-Asow. Leipzig 1941. Nr. 462.

Vgl. Erich Schenk, Ein unbekannter Brief Leopold Mozarts. Mit Beiträgen zum Leben und Werk W. A. Mozarts (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Kl., Sitz. Ber. 225 Bd., 1. Abh.), Wien 1947. S. 21.

⁴³⁾ Ludwig Göhring, Volkstümliche Redensarten und Ausdrücke. Deutung noch unerklärter, unvollständig oder gar unrichtig erklärter volkstümlicher Redensarten und Ausdrücke. München 1937. S. 267, Anmerkung.

⁴⁴⁾ Laurenz Pröll, Ein Blick in das Hauswesen eines österreichischen Landedelmannes aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts (Aus: XXXVIII. Jahresbericht über das k. k. Staatsgymnasium im VIII. Bezirk Wiens für das Schuljahr 1888), Wien 1888. S. 16.



Ludwig Richter, Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg. 1856.

Die im gleichen Mundartbereich wohlbekannte Redensart „Die guten Gedanken und die hinkenden Rosse kommen immer hinten nach“ findet sich in dem verhältnismäßig knappen Artikel „G e d a n k e“ nicht. In Wien ist die Redensart jedenfalls gut und alt bezeugt. So läßt Ferdinand Kringsteiner in seiner Posse „Werthers Leiden“, die 1807 im Leopoldstädter Theater aufgeführt wurde, Lotte nach der Szene mit den Kindern sagen: „Allein die guten Gedanken und d’hinkenden Roß kommen hinten nach.“⁴⁵⁾ Die Redensart hat sich in mehr als hundertfünfzig Jahren weder inhaltlich noch formal verändert.

Dagegen findet sich im Artikel „G e i ß“ eine auch uns wohlbekannte Redensart, nämlich „Der hat’s inwendig wie die Geiß das Fett“. „Einwendig wie die Gaß de Fetten“ kann man heute noch in Wien hören. Aber schon Grillparzers Großmutter verwendete die gleiche Redensart von ihrem Enkel, wie der Dichter selbst in seiner Selbstbiographie erzählt.⁴⁶⁾ Damit läßt sich die Redensart also mühelos ins 18. Jahrhundert zurückdatieren. Dagegen findet sich bei Röhrich nicht die redensartige Bezeichnung eines betrüblichen Aussehens: „Der schaut aus wie a abgestochener Geißbock“. Das hat immerhin schon Abraham a Sancta Clara gekannt, der im „Judas“ schreibt „Schaut mit den Augen aus, wie ein abgestochener Geißbock.“⁴⁷⁾ Und weiterhin ist die Redensart in Wien bekannt geblieben. Kringsteiner hat sie beispielsweise in der schon zitierten Posse „Werthers Leiden“ 1807 verwendet,⁴⁸⁾ und spätere Bezeugungen gibt es auch noch.⁴⁹⁾

„G e l d“ ist bei Röhrich ein aufschlußreicher Artikel. Dennoch gibt es so manche Redensarten, die darin nicht enthalten sind. So sagte man in Wien bei zweifelhaften Geschäften gern „Das gute Geld aufs schlechte legen“, wie Ferdinand Kürnberger beispielsweise 1874 bezeugt.⁵⁰⁾ Die heute großväterliche Generation sagte warnend auch gern „Das Geld hat ein’ haalen Schwaaf“, also einen „heilen“, einen glatten, rutschigen Schweif. Das galt nicht nur für Wien und Niederösterreich, sondern vor einem Jahrhundert etwa auch für Tirol.⁵¹⁾

⁴⁵⁾ Gustav Gugitz, *Das Wertherfieber in Österreich. Eine Sammlung von Neudrucken.* Wien 1908. S. 14.

⁴⁶⁾ Grillparzer, *Sämtliche Werke*, Bd. 8, S. 20.

⁴⁷⁾ Friedrich Lauchert, *Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten bei P. Abraham a S. Clara.* Bonn 1893. S. 18.

⁴⁸⁾ Gugitz, *Das Wertherfieber in Österreich*, S. 11.

⁴⁹⁾ Max Mayr, *Wiener Redensarten*, S. 32.

⁵⁰⁾ Ferdinand Kürnbergers *Briefe an eine Freundin (1859—1879)*. Hg. Otto Erich Deutsch (= *Schriften des Literarischen Vereins in Wien*, Bd. VIII), Wien 1907. S. 261.

⁵¹⁾ Ludwig von Hörmann, *Volkstümliche Sprichwörter und Redensarten aus den Alpenlanden*. 2. Aufl. Stuttgart und Berlin 1913. S. 114.

Zwischen „Gesangbuch“ und „Geschichte“ fehlt mir ein Artikel „g e s c h e i t.“ Da hätte zumindest die kurzangebundene, ablehnende Redensart „Gscheit ist schön“ Platz gefunden, die man zu den bezeichnenden Ausdrücken unseres Schatzes an derartigen Aussprüchen wird zählen dürfen. Die Redensart ist zumindest für das frühe 19. Jahrhundert schon gut bezeugt, Johann Gabriel Seidl hat sie 1844 als Titel eines seiner Flinslerl-Gedichte verwendet, „G'scheid ist schön“, das übrigens an sich eine Nachdichtung einer Ode von Horaz (I/II) darstellt.⁵²⁾

Zwischen „gewogen“ und „Gicks“ hätte man das bedeutende Wort von der „Gewohnheit“ erwartet, die ein „eisernes Hemd“ sein könne. Bei Hans Sachs heißt es „Gwonheytt frembd / Ist ein steheles hembd“.⁵³⁾ Der Oberösterreicher Johann Beer umgibt anderthalb Jahrhunderte später das Dictum mit einigem gelehrten Prunk, wenn er in seinem Roman „Prinz Adimantus“ 1679 schreibt: „Der Wolff wird seine Haare wohl verändern, aber sein Gemüth läßt sich so wenig als ein Harnisch umwenden. Consuetudo est altera natura, die Gewohnheit ist ein eisernes Hembd, gleich wie ein eisernes Hembd nicht leichtlich in andere Falten zu bringen, also bleibt der Klotz ein Klotz, der Stock ein Stock usw.“⁵⁴⁾ Johann Andreas Schmeller hat die Redensart mit „Pfoad“ statt „Hemd“ gekannt: „Gwonet is an eisene Pfoad, wer's auszuihht, thuet s' load.“⁵⁵⁾ Da war die Redensart also zu einem Reimspruch geworden.

Vom „Goderlkratzen“ war schon unter „Bart“ die Rede. Da „G o d e r“ hier begreiflicherweise fehlt, soll immerhin darauf hingewiesen werden, daß schon in Kurz-Bernardons „Teutschen Arie“ vom „Goderl zwicken“ die Rede ist.⁵⁶⁾ Sonst endet „G“ mit „gut, Güte“, das nur geläufige allgemeindeutsche Redensarten bringt. In unserem großveräterlichen Bereich hätte man wohl mahnend ergänzt:

Guat sein is brüderlich
aber gar z'guat is liaderlich.

Für Niederösterreich hat Karl Liebleitner, dessen kleine Sammlungen sich in Röhrichs umfangreichem Literaturverzeichnis nicht finden,

⁵²⁾ Johann Gabriel Seidl, Werke, hg. Wurzbach, Bd. III, S. 86/14.

⁵³⁾ Charles Hart Handschin, Das Sprichwort bei Hans Sachs. Madison, Wisconsin 1904. S. 48.

⁵⁴⁾ Johann Beer, Prinz Adimantus und der Königlichen Princeßin Ormizella Liebes-Geschicht. Neudruck hg. Hans Pörnbacher (= Reclams UB 8757), Stuttgart 1967. S. 10.

⁵⁵⁾ Schmeller - Frommann-Maußer, Bayerisches Wörterbuch. Neudruck Leipzig 1940. Bd. II, Sp. 444.

⁵⁶⁾ Teutsche Arien, hg. Max Pirker, Bd. I, S. 293.

die gleiche Redensart schon um die letzte Jahrhundertwende festgehalten.⁵⁷⁾

Der Buchstabe „H“ beginnt mit einem ausführlichen Artikel „H a a r“, das unter anderem zur Redensart „An den Haaren herbeiziehen“ ein Bienenstockstirnbrettchen von 1856 zeigt, an dem der Mann freilich von der Frau nur an den Haaren gezogen wird, damit er endlich aus dem Wirtshaus nach Hause kommt. Zur zitierten Redensart „Der frißt mir die Haare vom Kopf“ sei bemerkt, daß sie auch bei den Donauschwaben bekannt war. „Lange Haare, kurzer Verstand“ ist anscheinend ausgespart. Es ist jedenfalls auch im II. Band nicht unter „Verstand“ zu finden. Dabei ist es doch altbekannt und weit verbreitet. So findet es sich schon im Brixner Emmausspiel, genannt „Der handl von dem walfartgang gen Emaus der brüeder“, um 1530, das eine Erweiterung des von Vigil Raber aufgeschriebenen Emmaus-spieles darstellt. Dort sind unterem „die Weiber“ Gesprächsstoff zwischen den Jüngern Lukas und Kleophas, und von diesen Weibern heißt es dann:

„sy haben kurtz sinn und langes har.“⁵⁸⁾

1737 findet sich „Lang am Haar, kurtz am Verstand“ gelegentlich in Augsburg festgehalten.⁵⁹⁾

Unter „H a c k e“ wird vor allem „der Hacke einen Stiel finden“ behandelt, das beispielsweise schon bei Abraham a Sancta Clara bezeugt ist. Aber die Redensart war schon ein Jahrhundert früher bekannt. Christoph von Schallenberg (1561 bis 1597) widmete Zacharias Eyring ein Hochzeitsgedicht, das viel mit der „Hacke“ spielt, weil die Braut Eyrings eine „Elisae cognomine de securi der von Hakke“ war. Elisabeth von Hacke, brandenburgischen Geschlechtes, heiratete also 1591 in Österreich ein, und Schallenbergs Hochzeitsgedicht fand es geistvoll, fortwährend mit Name und Begriff „Hacke“, bzw. „securis“

⁵⁷⁾ Karl Liebleitner, Pfefferkörndl und Gwürznagerl. 1. Stanitzel. Mödling 1910. S. 8.

⁵⁸⁾ Karl Wolfsgruber und Norbert Hölzl, Das Emmaus-Spiel aus dem spätmittelalterlichen Brixen (Der Schlern, Bd. 42, Bozen 1968. S. 151).

⁵⁹⁾ Und zwar in dem Lied „Von den Weibsbildern, wird aus der Schrifft probirt“:

2. Lang am Haar, kurtz am Verstand,
Ist das Weibsvolck wie bekandt,
Drum laßt mans nit disputiren,
Weder in den Rath einführen.

Vgl. Alfred Klement, Das Lied von bösen Frauen (Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. VII, 1934, S. 106).

zu spielen. Am Schluß des Gedichtes stehen die Verse

Eiring hack hin zum rechten zil,
Der hackhen findt man leicht ein stil.⁶⁰⁾

Die vornehmen Herren haben die Redensart also offensichtlich geschlechtlich verstanden und daher für das Hochzeitscarmen so besonders passend gefunden. An sich lebt die Redensart dann im 17., 18. und 19. Jahrhundert immer weiter. Man findet sie bei Stranitzky, in der „Ollapotrida des durchtriebenen Fuchsmundi“, 1711,⁶¹⁾ man kann sie aber auch noch bei Nestroy entdecken, dessen Reichtum an Redensarten ja immer wieder erstaunlich ist.⁶²⁾

Aber „Hacke“ bleibt nicht auf „der Hacke einen Stiel finden“ beschränkt. Röhrich zitiert „Auf die alte Hacke“ als „schle-sischen Trinkspruch“, ohne weitere Belege zu geben. Aber „Auf die alte Hacke“ muß um 1700 eine verbreitete Redensart gewesen sein, die in Literatur und Kunst eindringen konnte. „Alte Hacke“ hieß man damals mitunter die alte Welt, die alte Ordnung. Unter dieser Voraus-setzung schrieb der Jesuit Franz Callenbach 1715 sein merkwürdiges sittenkritisches Schauspiel „Uti ante hac / Auf die alte Hack. / Olim autem non sic / sive / Revolutio Saeculorum / in deteriora ruentium: / Oder: / Die von den Todten erweckte / alte Welt verweist der Neuen ih-/ ren verdächtigen Lebens-/Wandel. (Vignette: Blumenstock) Ge-druckt in der alten Welt, / Sub Signo Veritatis.“⁶³⁾ Das merkwürdige Lesedrama schließt mit einem bemerkenswerten „Klaglied der teut-schen Treu und Redtlichkeit“, das sich zu Liedern mit dem gleichen Motiv im gleichen Zeitraum stellen läßt.⁶⁴⁾ Auf diese Stimmung be-zieht sich auch eine gleichzeitige Arie des Hanswursts in Kurz-Bernar-dons „Teutschen Arien.“ Es heißt dort in der „Comoedie“ genannt:

⁶⁰⁾ Hans Hurch, Christoph von Schallenberg. Ein österreichischer Lyriker des XVI. Jahrhunderts (= Bibliothek des Litterarischen Vereins Stutt-gart, Bd. CCLIII), Tübingen 1910. S. 89 und 209.

⁶¹⁾ J. A. Stranitzky, Ollapotrida des durchgetriebenen Fuchsmundi (1711). Hg. Richard M. Werner (= Wiener Neudrucke Bd. 10), Wien 1886. S. 316.

⁶²⁾ Johann Nestroy, Sämtliche Werke. Hg. Brukner und Rommel, Bd. 3, S. 193.

⁶³⁾ (Franz Callenbach), Uti ante hac. Auf die alte Hack. o. O. und J. (1715).

Vgl. Hayn-Gotendorf, Bibliotheca Germanorum Erotica. 2, Leip-zig 1885. S. 354.

Rudolf Dammer, Franz Callenbach und seine satirischen Komödien. Stuttgart 1903.

⁶⁴⁾ Vgl. Schmidt, Volksgesang und Volkslied. Proben und Probleme. Berlin 1970. S. 141 f.

„Der Grund-Stein der Stadt Wienn:“

Wer sich durch die Welt will fressen,
Muß stets schaun, auf andere Leut,
Man muß d'alte Hack vergessen,
Und sich richten nach der Zeit.⁶⁵⁾

Daß die Redensart auch als Trinkspruch verwendet wurde, läßt sich gegenständlich schön erweisen. Es gibt im Kunsthandel nämlich einen gedeckelten Trinkpokal, farblos geschnitten und geätzt, auf dem in sechs Zonen musizierende Putten und Rocailleswerk zu sehen sind. Und schließlich findet sich darauf noch die Inschrift „Auf die alte Hacke“. Das 24 cm hohe Stück mag österreichisch sein, um 1725 entstanden. Genauere Herkunft und weiterer Weg haben sich leider nicht ermitteln lassen.⁶⁶⁾

„H“ ist ein bedeutsamer Buchstabe, es finden sich noch wichtige Artikel. So beispielsweise der über den „Hahnreiter“, zu dem sich in der Verfolgung des Bilderbogen- und Lebzeltenmodel-Motives so manches hat sagen lassen.⁶⁷⁾ Auch „H a n d“ ergibt einen umfangreichen Artikel, mit aufschlußreichen Bildbelegen. Selbst die sonst vor allem als wienerisch geltende Redensart „Händ von der Buttn! San Weinbeerln drin“ findet sich behandelt.⁶⁸⁾ Der als weibliche Abwehr-Redensart verwendete Spruch ist bei Abraham a Sancta Clara um 1710, aber auch in den „Teutschen Arien“ wenige Jahre später belegt.⁶⁹⁾ Dort gilt es Hanswurst direkt als „Allgemeines Sprichwort“, das dreistrophige Lied „Ein heisser Hirsch-Breynd und die Lieb / Seynd einerley zu nennen“ ist darauf aufgebaut. Aber mehr als ein Jahrhundert danach hat auch Nestroy die Redensart gekannt und geschätzt. Sowohl in der „Lohengrin“-Parodie wie in seinem „Robert der Teuxel“ hat er sie verwendet.⁷⁰⁾ Die Verbundenheit der Redensart mit der Wiener Bühne läßt sich daran einmal mehr ablesen.

Einen umfangreichen Beitrag widmet Röhrich dem „H a s e n“, es gibt eben überraschend viele Hasen-Redensarten. In Wien würde man sicherlich noch die tröstende Redensart „Schickt der Herr die Haserln, so gibt er auch die Graserln“ hinzufügen die immer verwendet wird, wenn sich unerwartet viele Kinder einstellen. Der vielseitige Johannes Praetorius (1630 bis 1680) hat sie gut gekannt und

⁶⁵⁾ Teutsche Arien, hg. Max Pirker, Bd. I, S. 1.

⁶⁶⁾ Dorotheum Wien, Kunstabteilung. Kunstauktion am 11. Dezember 1946. Nr. 737.

⁶⁷⁾ Schmidt, Lebzeltenmodel aus Österreich. Katalog der gleichnamigen Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde. Wien 1972. S. 17.

⁶⁸⁾ Max Mayr, Wiener Redensarten, S. 58.

⁶⁹⁾ Teutsche Arien, hg. Max Pirker, Bd. I, S. 88.

⁷⁰⁾ Nestroy, Werke, hg. Brukner und Rommel, Bd. 4, S. 264.

Rommel, Ein Jahrhundert Alt-Wiener Parodie, S. 247.

in seinen quellenmäßig so wichtigen Rübezahl-Geschichten verwendet. Es heißt dort, 1668, in der Geschichte „Rübezahl wird zu Gevatter gebethen“ folgendermaßen: „Denn, spricht man, bescheret Gott ein Häsigen, so bescheret er auch ein Gräsigen.“⁷¹⁾ Solche ältere Belege bezeugen sogleich, daß man sich nicht an die neuere lokale Bekanntheit halten darf. Das Verbreitungsgebiet aller solcher Redensarten kann immer schon ein viel weiteres gewesen sein.

Unter „H“ begegnen wir noch dem „Heftelmacher“, der so gut aufpassen muß. Bei uns heißt er „Haftelmacher“, und Johann Gabriel Seidl hat 1844 aufgezeichnet „Er hat Augen wie-r-a Haftlmacher.“⁷²⁾ Aber Abraham a Sancta Clara sagte zu seiner Zeit: „Er schaut wie ein Nadelmacher“, eine Fügung gleicher Art, aber eben auf einen anderen Beruf bezogen.⁷³⁾

Zwischen „Heinzelmännchen“ und „heiß“ wäre wohl noch Platz für „Heirat“ gewesen, es gibt immerhin so manche Redensarten darüber. Als Trost für Kinder, die sich wehgetan haben, sagt man immer noch gern: „Wannst heiratst, wird alles gut“. Das gilt in Wien, aber auch in Ostpreußen.⁷⁴⁾ Für Tirol wissen wir, daß es schon vor etwa zweihundert Jahren so geheißen hat, denn der große Topograph Staffler erzählt von seiner Jugendzeit, also der Zeit um 1790, man habe zu ihm gesagt: „Seid ös lei stille Hansele, dös hoalt schun, bis ös heurathen thüet,“ und es war die damals schon alte Näherin, die ihn so zu trösten versuchte.⁷⁵⁾

Bei „Heller“ wird die schon 1632 bezeugte Redensart „keinen Heller wert sein“ zitiert. In Kurz-Bernardons „Teutschen Arien“ findet sie sich wieder. In der „Comoedia Der ausgelachte Haus-Knotzer“ beschwert sich Grichard: „Heiß ich umsonst so hochgelehrt? Ihr sey doch keinen Heller wert.“⁷⁶⁾ Volkstümlich sagte man im gleichen Sinn wohl „keinen Teuxel wert“, wie beispielsweise vom alten Kärntner Passionsspiel berichtet wird.⁷⁷⁾ Beim „Henker“ möchte man die

71) Johannes Praetorius, Geschichten, das sind warhafftige, und über alle Maßen possierliche oder anmuthige Fratzen, von dem wunderbaren, sehr alten und weitbeschrienen Gespenste, dem Rübezahl. Neuausgabe mit Nachwort von Paul Ernst. Leipzig 1908. S. 85.

72) Johann Gabriel Seidl, Werke, hg. Wurzbach, Bd. 3, S. 182.

73) Lauchert, S. 27.

74) Frischbier, Bd. I, S. 111. Nr. 1551.

75) Johann Jakob Staffler, Selbstbiographie. Hg. Fr. R. v. Wieser (Zeitschrift des Ferdinandeums, III. Folge, Bd. 45, Innsbruck 1901, S. 7).

76) Teutsche Arien, hg. Max Pirker, Bd. I, S. 290.

77) Nach der Schilderung von Franz Sartori von Aufführungen 1806/07: Schmidt, Das deutsche Volksschauspiel in zeitgenössischen Zeugnissen vom Humanismus bis zur Gegenwart (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 7), Berlin 1954. S. 64.

wienerische Redensart einschieben:

Der Schenker ist gestorben,
aber der Henker lebt noch.

Das sagt man unwillig, wenn jemand unbilligerweise etwas geschenkt haben will. Man sagte es genauso auch in Schwaben: „Der Schenker sei gestorbe“, ⁷⁸⁾ und in Ostpreußen ließ sich der gleiche Spruch aufzeichnen. ⁷⁹⁾ Merkwürdigerweise kann man „Schenker“ auch übersetzen, volkstümlich tritt da der hl. Donatus (also von donare = schenken) auf. Und tatsächlich, in Rom sagte man um die Jahrhundertwende, wenn man nichts schenken wollte: „Der hl. Donatus ist tot.“ ⁸⁰⁾

„Den Herrgott einen guten Mann sein lassen“ findet man unter „Gott“ wie unter „Herrgott“. Gottfried Keller hat die Redensart im „Landvogt von Greifensee“ verwendet, aber auch schon viel früher, nämlich im „Grünen Heinrich“, der eben auch „den lieben Gott einen guten Mann sein ließ.“ ⁸¹⁾

Bei „Heu“ wäre vielleicht auch der „H e u w a g e n“ zu berücksichtigen gewesen. Es ist immerhin eine recht bildkräftige Aussage, wenn es heißt „An Bsoffenen soll a Heuwagen ausweichen“. ⁸²⁾ Wenn man das in der Großvätergeneration in Wien und Umgebung sagte und hörte, mochte man kaum daran denken, daß schon Hans Sachs geschrieben hatte

Dieweil ein alt sprichwort thut sagen:
Eym truncken man sol ein hew-wagen
weichen. ⁸³⁾

Die Redensart gehört also wieder der schon mehrfach erwähnten Renaissanceschicht an, was man an sich gar nicht so recht vermuten würde. Aber vielleicht liegt in ihr noch mehr, nämlich ein Hinweis auf die ganze Großmäuligkeit dieses grobianischen 16. Jahrhunderts. Man denkt doch vielleicht an die verwandt anmutende Geschichte aus dem Volksbuch von Doktor Faust, in der der Schwarzkünstler einen Heu-

⁷⁸⁾ (August L ä m m l e), Der Volksmund in Schwaben. 1. Reihe. Schwäbische Lebensweisheit und Spruchkunst in Sprichwörtern, Redensarten und Reimsprüchen (= Schwäbische Volkskunde, Bd. 1), Stuttgart 1924. S. 42, Nr. 428.

⁷⁹⁾ Frischbier, Bd. I, S. 231, Nr. 3284.

⁸⁰⁾ Albert Zacher, Römisches Volksleben der Gegenwart. Stuttgart 1910. S. 87.

⁸¹⁾ Gottfried Keller, Werke. Hg. Max Nußberger. Leipzig und Wien (1921), Bd. 3, S. 373.

⁸²⁾ Liebleitner, Pfefferkörndl und Gwürznagerl, 1. Stanitzel, S. 1.

⁸³⁾ Charles Hart Handschin, Das Sprichwort bei Hans Sachs. 1. Teil: Verzeichnis der Sprichwörter (= Bulletin of the University of Wisconsin, Nd. 103), Madison 1904. S. 87.

wagen zu verschlingen scheint, und die Bauern lassen furchtsam die Augenverblendung über sich ergehen.⁸⁴⁾

Umfangreich ist der Artikel „Himmel“ ausgefallen. Die Redensart vom „Himmel voller Geigen“, über die ich einstmals berichtete,⁸⁵⁾ ist hier ausführlich behandelt, man kann ja die Belege bis zur Gegenwart häufen. Einen Beleg bietet selbstverständlich der hochmusikalische Johann Beer, der als Jan Rebhu musikalisch engagiert wurde, und deshalb schrieb: „Der Himmel war voller Geigen, und Jan Rebhu voll Verlangen!“⁸⁶⁾

Ein gewisser Zusammenhang ist gewiß mit der Vorstellung davon verbunden, daß der Himmel „offen“ stehen könne. Das führt in die weihnachtliche Gedankenwelt der „Himmellucka“, über die Karl Spieß einst bildfreudig gehandelt hat.⁸⁷⁾ Es gibt auch weniger ernsthafte, weniger mystische Anspielungen darauf, so wenn man in Wien sagt „Himmel, tue di auf und laß Zwanzga regna!“ Dazu gibt selbstverständlich wieder Varianten. Von einem Kärntner hörte ich vor dreißig Jahren „Himmi tue di auf und regn Bratwürst!“ Lustig ist die Vorstellung, daß man einem wenig geschätzten, unangenehmen Menschen nicht sagen will, daß er in die Hölle kommt, und ihm daher nur androht, er werde in jenen Himmel kommen, „wo die Engel wauwau schreien“, wie Röhrich angibt. Das hat vor anderthalb Jahrhunderten in Wien geheißen „Sie kommen a in an Himmel, wo die Engerln Schwaferln haben“, also offensichtlich in die Hölle, denn dort haben dann die Teufeln die „Schweiferln“. Der „lachende Philosoph“ Weber hat die Redensart jedenfalls 1834 gehört und veröffentlicht.⁸⁸⁾

Zu „hin ist hin“, das einen eigenen kleinen Artikel ergibt, mit Hinweisen auf mittelalterliche Vorformen der Redensart und ihre direkte Bezeugung bei Luther, sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß es im Sterzinger Fastnachtspiel nach Vigil Rabers Handschrift von 1515 „Der verstossen Rumpold“ heißt „was hin ist, das ist hin“. Dies also immerhin einige Jahre vor der Bezeugung bei Luther und außerhalb seines Sprachbereiches.⁸⁹⁾

⁸⁴⁾ „D. Faustus frißt einem Bawern ein fuder Häw, sampt dem Wagen und Pferden.“: Das Volksbuch vom Doctor Faust, Abdruck der ersten Ausgabe (1587). Hg. Wilhelm Braune (= Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Nr. 7 und 8), Halle a. S. 1878. S. 77 f.

⁸⁵⁾ Schmidt, Wiener Redensarten IV. Der Himmel voller Geigen (Das deutsche Volkslied, Bd. 44, Wien 1942, S. 109 ff.).

⁸⁶⁾ Johannes Beer, Die Abenteuer des jungen Jan Rebhu. Neudruck hg. Josef Friedrich Fuchs. Wien o. J. S. 12.

⁸⁷⁾ Karl von Spieß, Marksteine der Volkskunst, 2. Teil (= Jahrbuch für historische Volkskunde, Bd. VIII/IX), Berlin 1942. S. 249 ff.

⁸⁸⁾ Carl Julius Weber, Deutschland, 1834. Bd. II, S. 224.

⁸⁹⁾ Sterzinger Spiele, hg. Oswald Zingerle, Bd. II, S. 39, V. 657.

Zu „Hintern“ würde sich vielleicht mehr finden lassen. als der hier gebotene Artikel bietet. Zumindest in Wien würde man hinzufügen, daß man hier von einem unentschlossenen Menschen sagt: „Der weiß nicht, wie ihm der Hintern anhängt.“ Das wird doch kaum erst seit der Cul-de-Paris-Mode so gesagt worden sein?

Das Stichwort „Hund“ ergibt wieder einen umfangreichen, auch interessant bebilderten Artikel.

Wohlbekannt und weit verbreitet ist die Redensart von einer Stelle, an der der Hund begraben sei. Johann Beer hat in seinem „Jungfer-Hobel“ 1681 geschrieben: „Ha, gedachte ich, liegt der Hund da begraben? Ich habe mein Lebtag sagen hören, man pfeift dem Vogel so lang und viel, bis man ihn im Garn habe.“⁹⁰⁾

Es fehlt auch nicht die kindermahnende Redensart vom „Hunde ausläuten“. Die Bewegung der Füße, der Beine unter dem Tisch wurde in den mittelalterlichen Tischzuchten verpönt. Man schrieb direkt vor: „die füß laß undtern tisch nit gampern“.⁹¹⁾ Die Beziehung auf den Hund, der offenbar unter dem Tisch liegend gedacht war, hat sich wohl im 16. Jahrhundert eingestellt. Hans Sachs hat sie 1534 verwendet.⁹²⁾ Im gleichen Artikel sehe ich die bekannte Redensart „Wenn man einen Hund schlagen will, findet man einen Stecken“ nicht. Sie gehört wieder zu der Renaissancegruppe von Redensarten, Johannes Fischart hat sie 1575 in seiner Verdeutschung eines französischen Originalen verwendet:

Wann man kurtzum einen tot will haben,
Kan man bald ein ursach von Nägeln schaben,
Und welcher schlagen will ein Hund,
Bald ein Stecken fund.⁹³⁾

Die Redensart hat sich im 19. und 20. Jahrhundert von Ostpreußen bis nach Österreich aufzeichnen lassen, wo sie immer noch fröhlich weiterlebt.⁹⁴⁾

⁹⁰⁾ Johann Beer, Der neu ausgefertigte Jungfer-Hobel. Neudruck hg. Eberhard Haufe (= Insel-Bücherei Nr. 878), Frankfurt am Main 1968. S. 16.

⁹¹⁾ Moritz Geyer, Altdeutsche Tischzuchten. Abhandlung zu dem Osterprogramm des Herzogl. Friedrichsgymnasiums zu Altenburg. Altenburg 1882. S. 30.

⁹²⁾ Hans Sachs, Zwölf Fastnachtspiele aus den Jahren 1518—1539 (= Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Nr. 26 und 27), Halle a. S. 1880.

⁹³⁾ Adolf Hauffen, Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. II, Berlin und Leipzig 1922. S. 28.

⁹⁴⁾ Frischbier, Bd. I, S. 123, Nr. 1730, Bd. II, S. 86, Nr. 1275. Rudolf Eckart, Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten. Braunschweig 1893. S. 222.

Friedrich Heinrich Wilhelm Körte, Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. 2. Aufl. Leipzig 1861. Nr. 3012.

„Gehüpft wie gesprungen“ ergibt einen guten Artikel, der eine Erklärung aus dem jüdischen Kedescha-Gebet versucht. Ich vermag nicht daran zu glauben, halte diese Redensart vielmehr wie so manche andere auch für ein Sprachspiel. In Wien ist es ebenso bekannt wie in den österreichischen Ländern, wo sie der sprichwortfreudige Richard Billinger beispielsweise verwendet hat.⁹⁵⁾ Er hatte dabei gute oberösterreichische Vorgänger, denn der Populär-Aufklärer Johann Valentin Eybl schrieb 1791 in seinen „Die Heiligen nach den Volksbegriffen“ folgendermaßen: „Gehüpft oder gesprungen ist eins soviel als das andere.“⁹⁶⁾ Billinger hatte aber auch in der dramatischen Dichtung einen etwas älteren Zeitgenossen, der die Redensart ebenfalls verwendet, nämlich Hugo von Hofmannsthal, der sie im „Schwierigen“ anbrachte.⁹⁷⁾

Wie alt „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren“ ist, steht wohl noch dahin. Die weite Verbreitung dagegen läßt sich erweisen. Die Verwendung durch österreichische Schriftsteller kommt vor, so hat Felix Braun in seiner Selbstbiographie „Das Licht des Lebens“ das Wort verwendet und ein bißchen melancholisch-philosophisch glossiert.⁹⁸⁾ Merkwürdig ist wohl, daß in anderen Ländern „Gott“ an die Stelle des „Kaisers“ treten kann. So heißt es im Albanischen „Ku s ká, s merr as Perendija“, was wörtlich übersetzt heißt „Wo nichts ist, nimmt selbst Gott nichts“.⁹⁹⁾ Ein weites Feld für eine vergleichende Volkskunde.

Der umfangreiche Artikel „K a t z e“ stützt sich zum Teil wieder auf eine meiner kleinen alten Zusammenstellung, nämlich jene über „Schaut die Katze den Bischof an“.¹⁰⁰⁾ Dazu hat es freilich seit Jahrzehnten Nachträge gegeben, die aber die Herkunft auch nicht weiter erläutern können.¹⁰¹⁾ Daß es sich wieder um eine Redensart aus der deutschen Renaissance handelt, geht auch aus Röhrichs Nachweisen deutlich hervor.

Im ziemlich ausführlichen Artikel „K i n d“ sucht man vielleicht die Redensart „Kinder und Narren sagen die Wahrheit“, findet sie aber nicht behandelt. Sie ist immerhin schon bei Hans Sachs wörtlich

⁹⁵⁾ Richard Billinger, Zwei Spiele. Leipzig 1934. S. 17.

⁹⁶⁾ (J. V. Eybl), Die Heiligen nach den Volksbegriffen. Bd. II, Leipzig 1791. S. 392.

⁹⁷⁾ Hofmannsthal, Gesammelte Werke, Bd. I, Wien 1934, 2. Teil, S. 280.

⁹⁸⁾ Felix Braun, Das Licht des Lebens. Wien 1949. S. 503.

⁹⁹⁾ Nikolaus Rotta und Georg Pekmezi, Albanische Sprüche und Redensarten. Wien 1914. S. 28, Nr. 347.

¹⁰⁰⁾ Schmidt, Wiener Redensarten I: Die Katze und der Bischof (Das deutsche Volkslied, Bd. 42, Wien 1940, S. 73 f.).

¹⁰¹⁾ Vgl. z. B. Johann Andreas Schmeller, Die Mundarten Bayerns. München 1821. S. 513.

bezeugt,¹⁰²⁾ und ein Jahrhundert später bei Abraham a Sancta Clara.¹⁰³⁾

Wieder ein Jahrhundert später hat sie der sehr volkstümliche Oberpfälzer Benediktinerprior Odilo Schreger in seinem „*Studiosus jovialis*“ 1766 bezeugt. Sie bildet dort den Schluß eines kleinen Schwanks, der hier nicht fehlen soll: „Ein gewisser Gast begehrte einstmals von des Wirths Töchterlein ein frisches Wasser, damit er den ihm ausgesetzten Wein mischen könnte; dann dieser Wein war ihm etwas zu starck. Das Mädlein gab ihm zur Antwort: Mein Herr! es ist nicht vonnöthen, daß ihr den Wein mischet, dann mein Vatter hat erst heut Nacht eine gute Stützen voll Wasser in das Wein-Faß geschüttet. Kinder und d’Narren sagen die Wahrheit.“¹⁰⁴⁾

Zwischen „Klammer“ und „Klappe“ wird der Wiener die „Klumpfe“ vermissen, besser gesagt „das Klampfl“, die kleine Verleumdung, die einem so leicht angehängt werden kann.¹⁰⁵⁾ Die Wiener Lokalanekdote, die sich gar nicht selten in Redensarten-Aitiologien ergeht, hat auch dafür eine Erklärung gefunden. Man erzählte sich nämlich vom Gasthaus „Zur Stadt Belgrad“, also in Wien VIII., Auerspergstraße 11 gelegen, daß dieses Gasthaus in den Jahren von 1834 bis 1865 von dem Wirt Josef Klampfl geführt worden sei. Man kennt sogar seine Daten: Er sei am 17. VII. 1807 in Mautern geboren worden und am 8. III. 1865 in Wien gestorben. Hans Rotter, der Chronist der Josefstadt, schrieb vor einem halben Jahrhundert über ihn: „Er war ein gemüthlicher Mann, seine Knüttelreime, die er beim Anbieten seiner Tabakdose fabrizierte, waren ebenso bekannt wie sein Wohlthätigkeitsein und seine Biederkeit. Dadurch erwarb er sich eine angenehme Beliebtheit und sein Geschäft fand riesigen Zuspruch.“¹⁰⁶⁾ Warum unter solchen Umständen die Redensart vom „Klumpfl anhängen“ auf diesen gemüthlichen Wirt zurückgeführt werden sollte, bleibt verborgen. Man darf wohl sagen, daß die beiden Dinge miteinander gar nichts zu tun haben. Der große Max Mayr geht dementsprechend gar nicht darauf ein, sondern verweist darauf, daß im Mittelhochdeutschen „ein klempelin slahen“ eben ein verleumderisches Geschwätz heißen habe. Genauer hat sich schon Rudolf

¹⁰²⁾ Handschin, Das Sprichwort bei Hans Sachs, S. 72.

¹⁰³⁾ Lauchert, S. 11.

¹⁰⁴⁾ Odilo Schreger, *Studiosus jovialis, seu Jocese et honeste discurrendum, in gratiam et usum Studiosorum*. 6. Ausg., Pedeonti 1766. S. 598, Nr. 6. Zu Schreger, einer bisher noch sehr wenig gekannten und genutzten Quelle, vgl. wieder Elfriede Moser-Rath, „Schertz und Ernst beysammen“ (*Zeitschrift für Volkskunde*, Bd. 61, Stuttgart 1965, S. 64 ff.).

¹⁰⁵⁾ Max Mayr, Wiener Redensarten, S. 39.

¹⁰⁶⁾ Hans Rotter, Die Josefstadt. Geschichte des 8. Wiener Gemeindebezirks. Wien 1918. S. 129.

Hildebrand damit beschäftigt, der die Redensart „ein klemperlein anhängen“ als frühneuhochdeutsch nachgewiesen hat.¹⁰⁷⁾ Der Weg zu den Schand- und Büttelflaschen, die man zänkischen Weibern umgehängt haben soll, und den Hildebrand nachzuzeichnen versucht, bleibt für mich freilich dunkel. Weder „klapf“, noch „klempelein“ haben doch jemals „Flasche“ geheißen. So bleibt es also offenbar bei den frühneuhochdeutschen Zeugnissen, die einstweilen nicht weiter erklärbar sind. An der Verwendung der Redensart vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart kann kein Zweifel herrschen. So schreibt Johann Beer als „Wolfgang von Willenhag“ 1704 beispielsweise „In der Compagnie war ein Trummelschläger, desgleichen Spaßvogel unter dem ganzen Regiment nicht gewesen. Es konnte fast kein Mensch vor der Hauptwache vorbeigehen, dem er nicht ein Klämperlein anhängte.“¹⁰⁸⁾ Und an einer zweiten Stelle läßt er den Helden den „Studenten“ warnen, indem er ihm unter anderem sagt: „Es mag in dem Schloß vorübergehen, was da will, so sollte Ihr mir doch nichts davon in das Ohr blasen, noch Euren Nächsten durch ein lästerliches Achseltragen bei mir oder auch bei meinem Weib verkleinern, hinein hauen oder ihm ein Klämpelein anhängen.“¹⁰⁹⁾ Die Lebendigkeit der Redensart im späten 17. Jahrhundert ist dadurch zur Genüge erwiesen. Gelegentlich hat sich auch im volkstümlichen geistlichen Lied des 18. Jahrhunderts ein Beleg dafür gefunden. Das Flugblattlied „Die Schul der Geduld“, zu Steyr bei Joseph Grünenwald gedruckt, beginnt „Was hilft dich Mensch dein Ungeduld / Wann es dir übelgeht“, und schließt jede Strophe mit dem Kehrreim „Geduld“. Die 10. Strophe lautet:

Offt dem ich alles Gute gethan /
 mich hinterrücks verlacht /
 ja henckt mir auch ein Klämpffel an /
 sagt, was ich nie gedacht /
 man müntzt allhier kein anders Geld /
 also zahlt die falsche Welt /
 Geduld.¹¹⁰⁾

Zwischen „Klaps“, „klar“ und „Klavier“ hätte man im bairisch-österreichischen Mundartgebiet wohl „K l a u b e n“ gesucht. Die

¹⁰⁷⁾ Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 11. Aufl. bearbeitet von Alfred Götzsche. Berlin und Leipzig 1934. S. 156 („Fiasko“).

¹⁰⁸⁾ Johannes Beer, Der verliebte Österreicher oder Kurtzweil mit Frauenzimmern. Hg. Fritz Habek. 2. Aufl., Graz 1964. S. 56.

¹⁰⁹⁾ Johannes Beer, ebendort, S. 78.

¹¹⁰⁾ Flugblattdruck „Zwey schöne Geistliche Lieder / 1. Kommet ihr Christen, kommet her / in die Schul des Herren / 2. Die Schul der Gedult genannt. / Was hilft dich Mensch dein Ungedult / wann es dir übel geht / Steyr, Joseph Grünenwald, o. J. (Sammlung Schmidt).

heute noch oft verwendete Redensart „Wannst es net glaubn willst, so laß dir's reitern“ spielt mit der Doppelsinnigkeit von „Glauben“ und „Klauben“, Wörter, die in der Mundart eben völlig gleich ausgesprochen werden. Michael Haberlandt hat einstmals gemeint, hinter der Redensart einen Hinweis auf einen Siebzauber suchen zu müssen.¹¹¹⁾ Davon kann aber nicht die Rede sein, es handelt sich wieder, wie schon öfter, um ein charakteristisches Sprachspiel.¹¹²⁾

Unter „Klee“ findet sich begreiflicherweise „über den grünen Klee loben“, und zwar mit vielen guten Belegen.¹¹³⁾ Freilich glaube ich, daß die Redensart gar nicht die Pflanze, sondern das Blatt der Spielkarten meint. Treff in den französischen Karten wird durch ein Kleeblatt dargestellt.

Zwischen „knistern“ und „Knochen“ fehlt uns der Knoblauch, bairisch-österreichisch der Knofel, der redensartlich wichtig genug ist. Übersetzt man doch die abweisende Gebärde des Herabziehens eines unteren Augenlides sprachlich mit „Da blüaht da Knofel“, worunter sich niemand etwas vorstellen kann, und was doch jeder Betroffene versteht. Die Redensart hat Max Mayr für Wien bezeugt,¹¹⁴⁾ aber sie ist viel weiter verbreitet, wie die Gebärde auch. In den „Teutschen Arien“ wird sie für das frühe 18. Jahrhundert bezeugt, wo es in der „Cantata“ der „Comoedia betitult Die seltsame Rache des Hanns Wurst“ heißt:

Ös Tag-Dieb denckts d'Mensch zu scheren
I män halt i män
Auf d'Nasen wird mir enck thän,
S'denckt mancher Wind Beutel, weils Klüfftel bordiert,
Daß glei a jeds Mädäl aus Liebe crepirt;
Ös Schlenckeln, ös Büffeln, —
Ös Limmeln, ös Schliffeln,
Da wachst uns der Knofel herfür.¹¹⁵⁾

Da muß man sich also zum Text die Gebärde des Darstellers vorstellen. In Wien um 1730 war sie ganz selbstverständlich, hatte man doch genug mit Italienern und Spaniern zu tun, denen sie völlig geläufig war. In der Kurzform sagte und sagt man dazu „s' Äugl geben“, und glaubt dies auf das heruntergezogene Augenlid beziehen zu sollen. Aber

¹¹¹⁾ Michael Haberlandt, „Laß dir's reitern“. Sachliche Grundlagen einer Redensart (Wörter und Sachen, Bd. XII, 1929, S. 91 f.).

¹¹²⁾ Schmidt, Wiener Redensarten II. Klauben und Reitern (Das deutsche Volkslied, Bd. 43, Wien 1941, S. 42).

Als Beleg vgl. noch Karl Liebleitner, Pfefferkörndl und Gwürznagerl, 2. Stanitzel. Mödling 1910. S. 14.

¹¹³⁾ Beispielsweise in Gerhart Hauptmanns Roman „Atlantis“. Buchausgabe 1942. S. 203.

¹¹⁴⁾ Max Mayr, Wiener Redensarten, S. 21.

¹¹⁵⁾ Teutsche Arien, hg. Max Pirker, Bd. I, S. 303.

das bezieht sich offenbar auf „agl“, wie beispielsweise im Rätoromanischen eben der Knoblauch heißt. „ün agl“ heißt in rätoromanischen Sprichwörtern „kein bißchen, keinen Deut.“¹¹⁶⁾ Sprachlich läßt sich also diese Merkwürdigkeit weiter verfolgen, auf die Pyrenäenhalbinsel, sachlich weiter darüber hinaus nach Nordafrika.¹¹⁷⁾ Wir kehren um und suchen nach Bildzeugnissen. Das älteste und gleichzeitig köstlichste Stück habe ich in einer Handschrift aus der Mitte des 12. Jahrhunderts in Engelberg in der Schweiz gefunden. Es handelt sich um die Initiale I im dortigen Frowin-Manuskript, und auf dem I rutscht eine nackte Gestalt, vermutlich doch ein Mädchen, herum, das den Zeigefinger der linken Hand hebt, und mit dem der rechten Hand deutlich das untere Augenlid des rechten Auges herunterzieht. Robert Durrer hat harmlos dazugeschrieben „nackte Knabenfiguren, die sich mit ausgestreckten Zeigefingern necken.“ Der Mann in der Schreiberschule in Engelberg in der Mitte des 12. Jahrhunderts war offensichtlich nicht so harmlos, und zeichnete ein Mädchen, das ganz deutlich einem Partner zu verstehen gab: „Da blüht der Knofel“, aber selbstverständlich auf mittelhochdeutsch.¹¹⁸⁾ Spätere Bildzeugnisse gibt es vor allem aus Italien. Sittenbilder der Spätrenaissance haben solche volkstümliche Züge gern aufgenommen. So hat Bartolomeo Manfredi (1580—1620) auf seinem Bild „Die Wahrsagerin“ dargestellt, wie ein Mann mit Pelzmütze mit dem linken Zeigefinger das linke Augenlid herunterzieht und gleichzeitig mit dem rechten Daumen nach hinten deutet. Der Katalog hat das Motiv nicht erkannt und das Bild dementsprechend falsch beschrieben.¹¹⁹⁾ Kunstgeschichte und Redensartenforschung sind eben etwas weit voneinander entfernt, wie sich gar nicht selten zeigt. Wo sie sich einander nähern, wie bei der Interpretation von Bruegels großartige „Sprichwörtern“, bleiben sie leider sehr lange auf dem gleichen Fleck stehen.

Bei „Kram“ hätte man wohl „Jeder K r a m e r lobt seine Ware“ erwartet. Die Redensart ist nicht nur heute gut bekannt, sie war es auch schon im frühen 18. Jahrhundert, wie wiederum die Verwendung in den „Teutschen Arien“ bezeugt. In der „Comoedia genannt: Der

¹¹⁶⁾ Andri Peer, Das Diczionari Rumantsch Grischun als Fundgrube für den Volkskundler (Schweizer Volkskunde, Bd. 38, Basel 1948, S. 91).

¹¹⁷⁾ Zacher, Römisches Volksleben der Gegenwart, S. 171.

Hermann Urtel, Beiträge zur portugiesischen Volkskunde (= Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde, Bd. 27, Reihe B, Bd. 15), Hamburg 1928. S. 9 f.

¹¹⁸⁾ Robert Durrer, Die Maler- und Schreiberschule von Engelberg (Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, N. F. Bd. III, Zürich 1901, S. 48 und Abb. 47).

¹¹⁹⁾ (Alfred Rohde), Kunstsammlungen der Stadt Königsberg in Preußen. Führer durch die Schausammlungen. II. Teil. Gemäldekatalog. Königsberg o. J., Nr. 98, S. 51 und Abb. 13.

verliebte Tandel-Marck" beginnt eine Händlerin, Signora Zanzara, ihre Arie mit den Worten:

Jeder Cramer lobt die Waaren
Und der Kellner seinen Wein,
Drum die weil ich bey der Liebe
Nichts als Lust und Vortheil übe,
Muß sie mein Vergnügen seyn.¹²⁰⁾

Daß zwischen „Krips" und „Krokodilstränen" der „Kroat", sprich „Krowot" fehlt, nimmt nicht wunder. Aber er ist im 17. und 18. Jahrhundert ins Lied und in die Redensart eingegangen, erst in unseren Tagen nehmen die damit verbundenen Wendungen an Bekanntheit ab. Die geläufigste war in Wien und Niederösterreich zweifellos „Der hat's heraufst wie da Krowot s'Hemmat".¹²¹⁾ Das bedeutete, daß sich einer auf eine eigentlich ungewöhnliche Sache besonders gut verstehe. Aber der Wirklichkeitsbezug war dadurch gegeben, daß die Kroaten, die man seit der Nachbesiedlung nach den Türkenkriegen in Niederösterreich und in Westungarn angesiedelt hatte, damals noch das „Hemmat heraufst", nämlich als Überfallhemd, trugen.¹²²⁾ Die starke Bildhaftigkeit der Redensart ist durch den Wandel der Tracht verloren gegangen, kein auf österreichischem Boden lebende Kroat trägt heute mehr das „Hemmat heraufst".

Beim „Lamm" vermissen wir wieder eine bairisch-österreichische Mundartredensart, nämlich „Zittern wie a L a m p e l s c h w a f." Obwohl kaum einer von den vielen, welche die Redensart verwenden, einen Lämmerschwanz hat zittern gesehen, hat sich das verdeutlichende Wort doch erhalten. Es war schon zur Zeit der „Teutschen Arien" in Wien geläufig, wie aus dem Duett zwischen Hanswurst und Colombine in der „Comoedia betitult Die Welt betrügliche Academie Derer Quacksalber" hervorgeht:

Es gruselt wie ein Korb voll Krebsen,
Es schwermet wie ein Nest voll Websen,
Es klapert wie ein Blauder-Maul,
Es stampft und tobt als wie ein Gaul,
Es wimmelt wie ein Ameiß-Häufel,
Es zittert wie ein Lämpfl-Schweifl.
Es sehnet doch nur um dich,
Das heißt mein Schatz verstehst du mich.¹²³⁾

Im Artikel „L a p p e n" fehlt uns die Redensart „Jedem Lappen gefällt sein Kappen", die sich freilich auf einen „Lapp", also einen zu

¹²⁰⁾ Teutsche Arien, hg. Max Pirker, Bd. I, S. 111.

¹²¹⁾ Liebleitner, Pfefferkörndl und Gwürznagerl. 2. Stanitzel, S. 4.

¹²²⁾ Arthur Haberlandt, Volkskunde des Burgenlandes. Hauskultur und Volkskunst (= Österreichische Kunsttopographie, Bd. XXVI), Wien 1935. S. 30 ff.

¹²³⁾ Teutsche Arien, hg. Max Pirker, Bd. I, S. 320.

harmlosen Menschen, und nicht auf einen „Lappen“ bezieht. Auch die heute noch durchaus bekannte Redensart ist schon in den „Teutschen Arien“ bezeugt, und zwar in der aufgelösten Form „Armer Lapp bhalt nur dei närrische Kappen“.¹²⁴⁾

Die merkwürdige Redensart „Besser eine Laus am Kraut als gar kein Fleisch“ hat Röhrich gut belegt und kann sie auch bis zu Fischart zurückverfolgen. Zur Geltung im 17. Jahrhundert lassen sich wieder Belege bei Johann Beer, dem protestantischen Oberösterreicher am Hof von Weißenfels, beibringen. In den „Teutschen Winter-Nächten“ von 1682 schreibt Beer in musikalischem Zusammenhang: „Weil er auch den Baß fiedelte, strich er auf den Saiten das Fundament oder den bassus ad organum, wie ihn die Musici heißen, welches in der Not perfect genug kam, denn es ist besser eine Laus in dem Kraut als gar kein Fleisch.“¹²⁵⁾ Und im „Jungfern-Hobel“ von 1682 heißt es wieder „Ha, gedachte ich, du Narr, besser eine Laus auf dem Kraut als gar kein Fleisch.“¹²⁶⁾ Sie war und ist in Wien bekannt, wurde auch in Tirol aufgezeichnet,¹²⁷⁾ hat sich aber auch in Hamburg gefunden. Der einstmals vielgelesene Otto Ernst schrieb dort vor Jahrzehnten: „Meine Großmutter pflegte zu sagen ‚Besser eine Laus am Kohl als gar kein Fleisch.‘“¹²⁸⁾ Aber das sind natürlich Zufallsfunde, eben Lese Früchte. Im gleichen Artikel fehlt die auch nicht uncharakteristische Redensart „Was größer ist als eine Laus, trägt man nach Haus.“ Das war im alten Wien geläufig, auch im niederösterreichischen Umland. Das war aber sinngemäß auch in Berlin bekannt, wo Hans Meyer einst die Form aufschrieb: „Watt besser is wie 'ne Laus, det nehm ik mit nach Haus.“¹²⁹⁾

Im Artikel „Z i m m e r m a n n“ finden sich gute Belege zu der Redensart „Wo der Zimmermann das Loch gelassen hat,“ bei Schiller wie bei Jeremias Gotthelf. Da stünde der Wiener Possendichter Kringsteiner in der Mitte, der 1807 in seinem „Tanzmeister“ die Redensart verwendet hat.¹³⁰⁾

Bei „M a g e n“ fehlt nicht „Lieber den Magen verrenkt, als dem Wirt war geschenkt.“ In Wien und seinem Umland sagt man

¹²⁴⁾ ebendort, Bd. I, S. 304.

¹²⁵⁾ Johann Beer, Die teutschen Winter-Nächte. Die kurzweiligen Sommer-Tage. Neudruck hg. Richard Alewyn. Frankfurt am Main 1963. S. 324.

¹²⁶⁾ Johann Beer, Der neu ausgefertigte Jungfer-Hobel. Neudruck hg. Eberhard Haufe (= Insel-Bücherei Nr. 878, Frankfurt am Main 1968. S. 126.

¹²⁷⁾ Liebleitner, Pfefferkörndl und Gwürznagerl, 1. Stanitzes, S. 3.
¹²⁸⁾ Otto Ernst, Ein Ausflug mit allerlei Kleinzeug (= Neuzeit-Büchlein Bd. 4), Berlin o. J., S. 26.

¹²⁹⁾ Hans Meyer, Der Richtige Berliner in Wörtern und Redensarten. 7. Aufl. Berlin 1911. S. 172, Nr. 198.

¹³⁰⁾ Kringsteiner, Der Tanzmeister. Posse. Wien 1807. S. 38.

„Liaber den Magen varrenken, wie den Wirt was schenken“.¹³¹⁾ Und in Berlin zeichnete Hans Meyer auf: „Lieber 'n Darm verrenkt, als'n Wirt jeschenkt.“¹³²⁾ Reimspiel also da und dort, wie so oft.

„Mann“ ist ein vielseitiger Artikel, auch mit einem Wilden Mann zur Illustration. Selbstverständlich hat es manche weitere Redensarten mit „M a n n“ gegeben. So soll man 1562 gesagt haben „Sich stellen wie der alte Mann von Wien“, eine längst verschollene Redensart, deren Sinn sich wohl nicht mehr klären läßt.¹³³⁾ Dagegen kann man noch einigermaßen verstehen, was man einstmals meinte, wenn man von einem ungeschickte Menschen sagte, er stehe da „Wie's Mandl beim Sterz“. Diesen ungeschickten Sterzbereiter hat beispielsweise Nestroy noch festgestellt.¹³⁴⁾ Ein starkes halbes Jahrhundert später hat Max Mayr die Redensart immerhin noch festgehalten.¹³⁵⁾

II.

Der zweite Band des großen Werkes beginnt mit dem zweiten Teil des Lexikons, der von „Maul“ bis „Zwölf“ reicht. Dann folgen noch Bibliographie, Abbildungsverzeichnis und Register.

Wieder liest man mit Genuß die inhaltsreichen, gut bebilderten Artikel. Bei „M a u s“ trifft man auf die „getaufte“ oder gebadete Maus, die schon Hans Sachs kennt¹³⁶⁾. Auch die Redensart von verschiedenen Schwierigkeiten, nämlich „Mäuse machen“, ist enthalten.

¹³¹⁾ Schmidt, Wiener Volkskunde. Ein Aufriß. Wien 1940. S. 69.

¹³²⁾ Hans Meyer, Der Richtige Berliner, S. 172, Nr. 197.

¹³³⁾ Schmeller-Frohmann-Maußer, Bayerisches Wörterbuch. Neuausgabe Leipzig 1939 = Bd. I, Sp. 70: In den Ingolstädter Reimen von 1562 sagt der Knecht zu Joab u. a.:

Spräch ich, du hetst mich gheißn,
Du laugnest hin und hin,
Vnd köndst dich gar wol stellen
Als der alt Mann von Wien.

Schmeller hat die Frage dazu gestellt, ob man sich darunter vielleicht ein Gemälde oder eine Statue vorstellen solle. Bei den Ingolstädter Reimen steht seiner Angabe nach die Anmerkung:

Merck, den alten Mann von Wien, der sieht
dem Niemand's gleich.

Der Anmerkungsschreiber hat also an die zeitbekannte Gestalt des Nemo, des Niemand, gedacht. Vgl. dazu Erich Meyer-Heisig, Vom „Herrn Niemand“. (Zwischen Kunstgeschichte und Volkskunde. Festschrift für Wilhelm Fraenger. Berlin 1960. S. 65 ff.)

¹³⁴⁾ Nestroy, Sämtliche Werke. Hg. Fritz Brukner und Otto Rommel, Bd. 10, S. 247.

¹³⁵⁾ Mayr, Wiener Redensarten, S. 67.

¹³⁶⁾ Hans Sachs, Sämtliche Fabeln und Schwänke. Hg. Edmund Goetze und Karl Drescher (= Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Nr. 231—235), Halle a. S. 1913. Bd. 6, S. 223, V. 37.

Für Wien würden die Belege wieder schon bei den „Teutschen Arien“ beginnen¹³⁷⁾, könnten sich über Kringsteiners Posse „Die Braut in der Klemme“ von 1804 fortsetzen¹³⁸⁾, und zu Nestroy führen, der die Redensart mehrfach verwendet hat¹³⁹⁾. Bei „Messer“ wird auch „mit dem großen Messer aufschneiden“ angeführt, Grimmelshausen hat die Redensart schon verwendet. Im etwas späteren dichterischen Gebrauch findet sich die Redensart in der Form „Und schneidet er gleich mit dem großen Messer / gnug, daß es nicht in leib und leben sticht“ in dem nur mit E. N. signierten Gedicht „Die Großmüthigkeit“ der berühmten Neukirchschen Sammlung¹⁴⁰⁾. Daß Deutscher Michel, Mond, Montag gut bearbeitet sind, versteht sich fast von selbst. Bei „Musik“ findet sich auch der Musikant, mit der bekannten Redensart „Da liegt ein Musikant begraben“, eigentlich ohne Belege. Aber die Redensart steht doch schon bei Hans Sachs, freilich in der älteren Form.

Da wird ein pfeiffer begraben sein,
Wer drüber geht, muß stolpern dran.¹⁴¹⁾

Auch Goethe kannte und verwendete die Redensart, hat aber auch nicht „Musikant“ gesagt, sondern „Spielmann“. Er sagte nämlich am 15. September 1815 zu Sulpiz Boisserée „Wir hingen am Gegenstand und müssen daran hängen, das sei recht, das gehöre zur ganzen Ansicht, aber es sei nicht das Höchste. Der Spielmann sei noch irgend anders begraben“¹⁴²⁾. Im 19. Jahrhundert ist dann die heute geläufige Form mit dem „Musikanten“ vielfach bezeugt, bei Friedrich von Sallet etwa in einem Gedicht¹⁴³⁾, und noch bei Gerhart Hauptmann in seinem „Schluck und Jau“¹⁴⁴⁾.

„N“ ergibt wieder stattliche Artikel. Gleich „Nase“ ist recht umfangreich, Röhrich hat auch meine kleinen Beiträge zur „Spitzen

¹³⁷⁾ Teutsche Arien, hg. Max Pirker, Bd. I, S. 303.

¹³⁸⁾ Kringsteiner, „Die Braut in der Klemme. (Otto Rommel, Aus der Frühzeit der Wiener Volkskomödie. Wien 1912. S. 171.)

¹³⁹⁾ Nestroy, Sämtliche Werke, Bd. 7, S. 557, 10, und Bd. 8, S. 15.

¹⁴⁰⁾ Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Teutschen auslesener und bisher ungedruckter Gedichte. Anderer Theil. Leipzig 1743. S. 270.

¹⁴¹⁾ Handschin, Das Sprichwort bei Hans Sachs, S. 101, unter „Pfeifer“. — Das Beispiel zeigt sehr deutlich, daß man die älteren Aufarbeitungen von Sprichwörtern und Redensarten nicht wie modern registrierte Arbeiten verwenden darf.

Hans Joachim Moser, Geschichte der deutschen Musik, Bd. I, Stuttgart und Berlin 1920. S. 190.

¹⁴²⁾ Goethes Gespräche, ohne die Gespräche mit Eckermann. In Auswahl hg. von Flodoard Freiherr von Biedermann. Wiesbaden 1946. S. 351.

¹⁴³⁾ Friedrich von Sallet, Gesammelte Gedichte. Breslau 1845. S. 187 f.

¹⁴⁴⁾ Gerhard Hauptmann, Schluck und Jau. (Gesammelte Werke Bd. VI, Berlin 1906, S. 178.)

Nase" ¹⁴⁵⁾ und zu „Nimm dich bei der eigenen Nase" ¹⁴⁶⁾ benützt, und auch ein schönes Bild des einstmals von mir so getauften „Vogel Selbsterkenntnis" gebracht. Bei „Nichts" würden wir das vielzitierte „Nix ist gut für die Augen" einschalten ¹⁴⁷⁾ Es ist von medizin-geschichtlicher Seite her mehrfach darauf hingewiesen worden, daß es sich dabei eigentlich um Zinkoxyd handle, das eben „Nihilum album" heiße, volkstümlich einfach „Nix" genannt, und das für die Herstellung von Augensalbe und Schminke verwendet worden sei ¹⁴⁸⁾. Über das „Nichtschen" habe ich einstmals einige Belege zusammengestellt, die Röhrich hier wiederholt ¹⁴⁹⁾. Aus dem Böhmerwald hat einstmals Hans Watzlik die Redensart in die Literatur eingeführt. Er hat in der Weihnachtsgeschichte „Einöde im Schnee" geschrieben, daß der Vater bekümmert seinen Kindern, denen er nichts schenken konnte, gesagt habe: „Ach, diesmal kriegt ihr wirklich nur ein silbernes Nichtslein in in einem goldenen Büchlein." ¹⁵⁰⁾

Beim „O" findet sich sogleich ein umfangreicher Artikel über das Ohr, denn Röhrich schreibt mit Recht „Das Ohr spielt in Sprichwörtern und Redensarten eine größere Rolle als das Auge" ¹⁵¹⁾. Da findet sich also beispielsweise „Bei einem Ohr hinein, beim anderen hinaus," einer der seltenen Fälle, daß eine Redensart bereits im Hochmittelalter in gleicher Form gut bezeugt ist ¹⁵²⁾. Für die Barockzeit kann Abraham a Sancta Clara als Gewährsmann dienen ¹⁵³⁾.

„P" bringt wichtige Artikel zu „Pfaffe" wie zu „Pfeffer". Jemand dorthin wünschen „wo der Pfeffer wächst", ist gut belegt. Im

¹⁴⁵⁾ Schmidt, Spitze Nase, spitzes Kinn. Zu einem Masken- und Typen-spruch (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. VI/55, 1952, S. 59—63).

¹⁴⁶⁾ Schmidt, Der Vogel Selbsterkenntnis. Zwischen Volkskunst und Redensart (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. VI/55, 1952, S. 134—144).

¹⁴⁷⁾ Moritz A. Becker, Der Ötscher und sein Gebiet. Bd. I, Wien 1859. S. 76.

Josef Dürlinger, Historisch-Statistisches Handbuch von Pongau. Hg. Franz Zillner. Salzburg 1867. S. 91.

¹⁴⁸⁾ Elfriede Grabner, „Nichts ist gut für die Augen". Heilchemie, Volksmedizin und Redensart um das „Augennix." (Carinthia I, Bd. 152, Klagenfurt 1962, S. 316—321)

Zur Redensart vgl. noch: Heinrich Merckens, Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Jena 1892. S. 124, Nr. 131.

¹⁴⁹⁾ Schmidt, Wiener Redensarten IX. Das goldene Nichtschen (Das deutsche Volkslied, Bd. 46, Wien 1944, S. 77 f.).

¹⁵⁰⁾ Hans Watzlik, Einöde im Schnee (abgedruckt in: Ewige deutsche Weihnacht. Weihnachtsalmanach der Luftwaffe. 1943. S. 70 ff., bes. S. 72).

¹⁵¹⁾ Röhrich, Bd. II, S. 695.

¹⁵²⁾ Liselotte Hofmann, Der volkskundliche Gehalt der mittelhoch-deutschen Epen von 1100 gegen 1250. Zeulenroda 1939. S. 54 (Wigalois).

¹⁵³⁾ Lauchert, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten bei P. Abraham a S. Clara, S. 27.

barocken Wien war sie durchaus geläufig, wie Stellen in den „Teutschen Arien“¹⁵⁴) und noch im „Odoardo“ von Philipp Hafner¹⁵⁵) zeigen. Zwischen „pinzen“ und „Porzellan“ fehlt der „Pilatus“, weil er schon vorher zwischen „Pik-Sieben“ und „Pille“ steht. Aber man sucht eben „Von Pontius zu Pilatus“ laufen zunächst unter „P o n t i u s“. Sie ist an sich dort gut belegt und erläutert. Zu den barocken Belegen aus Österreich wäre eine Stelle aus dem Vierten „Fasten-Bancket“ des berühmten steirischen Predigers P. Amandus von Graz zu stellen, von 1713¹⁵⁶).

„R“ bringt sogleich den ausführlichen Artikel „R a d“.

Die Redensart „Das Radl laufen lassen“ wird zwar aus der Vorstellung des Glücksrades heraus erklärt, aber kaum den Belegstellen nach behandelt. In der Barockzeit muß die Vorstellung gut bekannt gewesen sein. Darauf deutet vermutlich ein merkwürdiges Bild des steirischen Barockmalers Franz Carl Remp (1674—1718) hin, der in den Supraportenbildern im Palais Attems in Graz unter anderem eine geflügelte Frau gemalt hatte, die offenbar keine Fortuna war, mit dem deutlich kreisenden Rad vor sich. Das schnurrende Rad vor der sitzenden geflügelten Frau hat etwas von einem Spinnrad an sich, vielleicht wollte der Maler doch eine Parze darstellen¹⁵⁷). Im profanen Bereich bezeugen wieder die „Teutschen Arien“ die Beliebtheit der Redensart. So singt Hanswurst in der „Comoedie betitult: Der Desprate Dragoner“ unter anderem:

Ein gut Glaß Wein, ein Pfeiff Toback,
Vertreibt alle Sorgen,
Hab ich kein Geld in meinem Sack,
So muß der Wirt mir borgen,
Wann ich nichts hab, habns andre Leut,
Ich laß das Räd'l laufen,
Wo ich was find, da mach ich Beut,
Dann geht es an ein Sauffen.¹⁵⁸)

„Rausch“ fehlt zwischen „Raupe“ und „Rechnung“. Es wäre immerhin die volkssängerisch klingende Redensart „So ein R ä u s c h e r l

¹⁵⁴) Teutsche Arien, hg. Max Pirker, Bd. I, S. 205.

¹⁵⁵) Hafner, Gesammelte Werke, hg. Ernst Baum, Bd. I, S. 61.

¹⁵⁶) Amandus von Graz, Fasten-Banckets der Christlichen Seelen / die dritte Speisen-Aufftracht von der menschlichen Seelen. Graz 1704. Beigebunden: dasselbe, Vierte Aufftracht. Graz 1713. In Teil IV S. 240.

Zu Amandus vgl. Leopold Kretzenbacher, P. Amandus von Graz, OMCap. Zum 250. Todestag eines steirischen Volkspredigers des 17. Jahrhunderts (in: Aus Archiv und Chronik, Bd. III, Graz 1950, S. 19—25).

¹⁵⁷) Der Barockmaler Franz Carl Remp. 1674—1718. Katalog der gleichnamigen Ausstellung in der Österreichischen Galerie, Wien 1974. Kat.Nr. 10, S. 21, dazu Abb. 3. Ausstellung und Katalog von Kurt Woisetschläger und Eveline Neuburg.

¹⁵⁸) Teutsche Arien, hg. Max Pirker, Bd. I, S. 169.

ist mir lieber / als wia'ra Krankheit oder a Fieber" zu erinnern. Sie klingt gewiß nach „Gründerzeit“ und „Heurigen“, läßt sich aber eben doch bereits bei Philipp Hafner nachweisen, der in seinem „Faßnacht“-Gedicht im „Scherz und Ernst“ von 1763 schreibt „Denn ein Rausch ist jedem lieber / Als ein Apostem und Fieber / Wenn mans recht betrachten will“¹⁵⁹). „Rede“ ergibt einen verhältnismäßig kurzen Artikel. In Wien hätte man „Mit'm Reden kommen d'Leut z'samm“ eingeschoben. Sie war durchaus schon vor Jahrzehnten geläufig wie seine Verwendung durch Hugo von Hofmannsthal zeigt. Hofmannsthal läßt in seinem Trauerspiel „Der Turm“ den Diener Anton zum gefangenen Sigismund sagen „Alle werden wir miteinander diskurieren. Mit Reden kommen die Leut zusammen“¹⁶⁰). Hofmannsthal ist bekanntlich ein guter Kenner und Verwender der barocken Literatur gewesen. Der „Turm“ ahmt die barocken Haupt- und Staatsaktionen nach, und der Diener Anton ist als Wiener Bedienter im Sinn eines gehobenen Stranitzkyschen Hanswurst gedacht. Da paßt die Einschlebung einer Wiener Redensart sicherlich nicht schlecht.

Zwischen „Reiher“ und „Reißen“ findet sich „Reim“, und selbstverständlich wird „Reim dich oder ich friß dich“ dabei herangezogen, mit frühen Belegen im 17. Jahrhundert. Gottfried Wilhelm Sacers Satire „Reime dich oder ich fresse dich“ von 1673 hat sicherlich durch ihren Titel die Redensart noch besonders verbreitet¹⁶¹). Sie war und blieb jahrzehntelang gerade in der volkstümlichen Barockliteratur wohlbekannt. So verwendete sie der ungemein volksnahe Steyrer Jurist Matthias Abele von Lilienberg im II. Teil seiner „Seltsamen Gerichtshändel“, 1712, in einer seiner schwankhaften Antworten: „Es reimt sich halt also: Ey so reime dich / oder ich friß dich“¹⁶²). Zwischen „Rock“ und „Rohrspatz“ steht „Rohr, Röhre“ und man sucht nicht umsonst nach „Im Rohr“ sitzen und sich Pfeifen schneiden“, dies freilich ohne ältere Belege. Aber sie sind doch seit dem 17. Jahrhundert gegeben. So sagte beispielsweise P. Florentius Schilling in einer Predigt in der Michaelerkirche am 18. Mai 1660 unter anderem: „Rohr wäre auch eine Feder und die im Rohr sitzen / schneiden sich die besten Pfeiffen / daraus könnte hernach allerley geschnitten wer-

¹⁵⁹) Philipp Hafner, Scherz und Ernst in Liedern. Neudruck hg. Emil Karl Blümml. Teil I, S. 38.

¹⁶⁰) Hugo von Hofmannsthal, Der Turm. Trauerspiel. In: Hofmannsthal, Gesammelte Werke, Bd. III, 1. Teil, Berlin 1934. S. 19.

¹⁶¹) zu Sacer vgl. Albin Franz, Johann Claj (= Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, Bd. 6), Marburg 1908. S. 20.

¹⁶²) Abele von Lilienberg, Seltsame Gerichtshändel, II. Teil, S. 158.

den'¹⁶³). Abraham a Sancta Clara schreibt in der „Toten-Capelle“ wieder „Er sitzt in Röhren und kann sich Pfeiffen schneiden wie er will“¹⁶⁴). Ähnlich sind die Formen, die in den „Teutschen Arien“ gleich zweimal vorkommen¹⁶⁵). Diese Komödientradition hat sich erhalten, hundert Jahre später hat Johann Nestroy die gleiche Redensart in „Die Papiere des Teufels“ verwendet, 1844¹⁶⁶). Im folgenden stellt „Roß“ einen guten, aber etwas kurzen Artikel. „Ein Roß um ein Pfeiffen“ geben, wird in der Barockzeit öfter gebraucht, so von Hieremias Drexel in seinem „Himmel, die ewig Bleibstatt“, von 1637¹⁶⁷). Ein Menschenalter später hat Abraham a Sancta Clara die gleiche Redensart in seiner „Lauberhütt“ verwendet¹⁶⁸).

„S“ ergibt, wie immer bei solchen Arbeiten, eine sehr lange Artikelreihe. Da findet sich „Salz“ ebenso kenntnisreich behandelt wie „Sau“. Bei „sauer“ hätte man hierzulande wohl die verschiedenen Formen von „Will er sauer, will er süß“ erwartet¹⁶⁹). Abraham a Sancta Clara hat die Redensart, welche sich kritisch auf den Ehestand bezieht, mehrfach verwendet, so in seiner Dorotheenpredigt von 1679¹⁷⁰). Der Abraham-Nachfolger Johann Valentin Neiner benutzt die gleiche Redensart in seinem „Kuriösen Tandelmarkt“¹⁷¹). Aber man muß da weiter zurückgehen, diese Art von Frauenschimpf ist bereits mittelalterlich. In dem vielleicht in Tirol in der Mitte des 13. Jahrhunderts entstandenen Schwank „Die böse Frau“ heißt es doch

- 47 Daz wir zesamen komen sin,
 daran hat min trähtin
 gewendet allen sinen vliz.
 50 und spriche ich ‚swarz‘, si sprichet ‚wiz‘,
 spriche ich ‚wiz‘, si sprichet ‚swarz‘.
 Nu hüete sich umb den nacsnarz¹⁷²)

¹⁶³) Hans Tietze, Ein Besuch in Wien beim Regierungsantritt Kaiser Leopolds I. Nach einem Reisediarium aus dem Jahre 1660 (Berichte und Mitteilungen des Alterthumsvereines, Bd. L, Wien 1918, S. 49).

¹⁶⁴) Lauchert, S. 13.

¹⁶⁵) Teutsche Arien, hg. Max Pirker, Bd. I, S. 112, 156.

¹⁶⁶) Nestroy, Sämtliche Werke, hg. Fritz Brukner und Otto Rommel, Bd. 11, S. 261.

¹⁶⁷) Hieremias Drexel, Himmel, die ewig Bleibstatt. München. 1667. S. 93.

¹⁶⁸) Lauchert, S. 82.

¹⁶⁹) Mayr, Wiener Redensarten, S. 55.

¹⁷⁰) Abraham a Sancta Clara, Werke, aus dem handschriftlichen Nachlaß hg. Karl Bertsche. Wien 1943. Bd. I, S. 139, 426, 498.

¹⁷¹) Johann Valentin Neiner, Neu Ausgelegter Curioser Tändl-Marckt. Ausgabe Wien 1748. S. 107.

¹⁷²) Alfred Kracher, Ist „nacsnarz“ wirklich „eine Art Kopfputz“? Bemerkungen zum mittelhochdeutschen Schwank „Von dem übeln wibe“ (Dona Ethnologica. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde. Festschrift für Leopold Kretzenbacher. München 1973. S. 357 ff.).

swer elichen neme ein wip:
 daz rætet im min tumber lip.
 55 er hat unheiles sich versehen,
 geschicht im sam mir ist geschehen.
 si ist mir ein leider nachgebur.
 spriche ich ‚guot‘, si sprichet ‚sur‘,
 spriche ich ‚sur‘, si sprichet ‚guot‘.
 60 wir haben ungelichen muot. ¹⁷³⁾

Die Klage des bedauernswerten Mannes geht noch eine zeitlang so weiter. Aber im Kern ist eben das Gegensatzpaar „sauer“ und „süß“ enthalten. Das ist in Spruch und Lied übergangen, läßt sich im österreichischen, im tirolischen ¹⁷⁴⁾, im schweizerischen ¹⁷⁵⁾ Bereich verfolgen, und ist infolge der priamelmäßigen Einprägsamkeit bis heute lebendig geblieben.

Bei „Sch“ findet sich sogleich „S c h a b a b“, worüber ich, im Zusammenhang mit der Gebärde des „Rübchenschabens“, vor dreißig Jahren einiges zusammengestellt habe ¹⁷⁶⁾. Röhricht bestreitet, daß „Schabab“ und „Rübchenschaben“ tatsächlich zusammenhängen, die frühe Personifikation von „Schabab“ könnte dagegen sprechen. Aber solche Ausdrücke wirken offenbar nach den verschiedensten Richtungen. „Schabab“ ist gelegentlich auch als Pflanzennamen bezeichnet, und zwar hieß in schweizerischen Mundarten die Kornrade so, das melanthium, eine Pflanze, deren Genuß beispielsweise heftige Bindehautentzündungen hervorruft ¹⁷⁷⁾. Man wünscht also auf jeden Fall dem Partner nichts Gutes, wenn man ihm „schabab“ zuruft. Es ist erfreulich, wenn Belegreihen über solche zunächst unbedeutend dünkende Erscheinungen doch zu längeren und öfteren Diskussionen Anlaß geben.

Unter „Sch“ findet sich weiter der „S c h a d e n“, bei dem wir „Selten ein Schaden, wo nicht ein Nutzen dabei ist“ vermissen, wie in Wien noch allgemein geläufig. Im 17. Jahrhundert bezeugt die Redensart der Heiligenkreuzer Zisterzienser, der seine Flucht vor den Türken 1683 beschrieb. Es heißt bei ihm: „Ist also wahr, das selten ein

¹⁷³⁾ Zwei altdeutsche Schwänke. Die böse Frau. Der Weinschweig. Neu hg. Edward Schröder. 3. Aufl. Leipzig 1935. S. 16 f., V. 47 ff.

¹⁷⁴⁾ Schmidt, Das volkstümliche Biedermeierlied in Tirol (Dichtung und Volkstum. Neue Folge des Euphorion. Bd. 41, Stuttgart 1939. S. 339, Nr. 105).

¹⁷⁵⁾ Vgl. Grolmund, Volkslieder aus dem Kanton Aargau. Basel 1911. Nr. 171, S. 141.

A. L. Gaßmann, Das Volkslied im Luzerner Wiggertal. Basel 1906. S. 57, Nr. 69.

¹⁷⁶⁾ Schmidt, Wiener Redensarten III. Schabab und Schleckabartl (Das deutsche Volkslied, Bd. 43, Wien 1941, S. 119 ff.

¹⁷⁷⁾ Schweizerisches Idiotikon, Bd. II, Sp. 112.

schaden ist, eß ist ein nutzen darbey"¹⁷⁸⁾. Ein Jahrhundert später schrieb der Altwiener Journalist und Bänkelliederdichter Michael Ambros in seinem „Lied auf die Oebstlerweiber“:

Doch selten was Schlimmes,
Wo nicht auch was Gutes.¹⁷⁹⁾

Ambros war eben ein gebildeter Josefiner und wollte nicht die ihm offenbar geläufige volksbarocke Form der Redensart verwenden.

„Schelle“ ergibt wieder viel, auch „Schelm“ selbstverständlich. Aber „Schelm, der mehr gibt, als er hat“, heute noch durchaus bekannt, fehlt doch. Ich glaube, Grillparzer, der eigentlich auch ein später Josefiner war, hat die Redensart gekannt, sie aber durch seinen Text „Ein Tor will mehr, als er kann“ nur durchschimmern lassen¹⁸⁰⁾. Es fehlt mir weiter „Je größer der Schelm, desto besser das Glück“, das zumindest im 17. und 18. Jahrhundert geläufig gewesen sein muß. Abraham a Sancta Clara hat es verwendet¹⁸¹⁾, und in den „Teutschen Arien“ steht es auch¹⁸²⁾. Beim „Schelm“ wäre vielleicht auch noch das „Schelmenbein“ zu erwähnen. Wenn einer offensichtlich das Sichbücken nicht liebt, so kann er verschiedene nicht gerade schmeichelhafte Redensarten hören. Im 16. Jahrhundert sagte man in der Schweiz zu so einer Haltung „Ein schelmenbein steckt ihm im rucken“¹⁸³⁾. In Wien sagte man im 19. Jahrhundert, als es noch Kammerdiener und andere Dienstboten gab, der betreffende habe „einen Abstauber geschluckt“. In den Bundesländern, beispielsweise in Steiermark, ist die gröbere Form, er habe „ein Stangl im Arsch“

¹⁷⁸⁾ Hermann Watzl, *Flucht und Zuflucht*. Wien 1956. S. 90.— Das Manuskript dieses bemerkenswerten Berichtes ist nicht im Original, sondern nur in einer Abschrift des 19. Jahrhunderts erhalten. Es läßt sich also nicht nachprüfen, ob hier ein Originaltext des späten 17. Jahrhunderts vorliegt. Wenn dies doch der Fall sein sollte, dann müßte er längst von der Literaturwissenschaft als ein ganz erstaunlich gutes Stück Prosa dieser Zeit eingeordnet und bewertet worden sein.

¹⁷⁹⁾ Gustav Gugitz, *Ein Altwiener Bänkelsängerdichter und altösterreichischer Journalist (Michael Ambros)*. In: *Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Stadt Wien*. 1928.

Schmidt, *Das Volkslied im alten Wien* (= *Bellaria-Bücherei*, Bd. 11), Wien 1947. S. 62.

¹⁸⁰⁾ Grillparzer, *Sämtliche Werke*, Bd. XVI, S. 81.

¹⁸¹⁾ Lauchert, S. 13.

¹⁸²⁾ *Teutsche Arien*, hg. Max Pirker, Bd. I, S. 223.

¹⁸³⁾ Jakob Bächtold, *Schweizerische Schauspiele des sechszehnten Jahrhunderts*. Bd. II, Zürich 1891, S. 298 (Valentin Boltz, *Der Weltspiegel*, V. 4734).

Von dort soll das Dictum in *Zurflües Bruder-Clausen-Spiel* übergegangen sein, meinte Alexander von Weilen (*Anzeiger für deutsches Altertum*, Bd. 19, 1893, S. 164).

bezeugt¹⁸⁴). Gehören manche Redensarten zu den Gebärden, so andere wohl zur „Haltung“ worüber eigentlich auch einmal geredet werden sollte.

Zwischen „Schiller“ und „Schimmer“ fehlt uns der „Schimmel“. In den österreichischen Landen, aber auch weit darüber hinaus, sagte man, wie Johann Andreas Schmeller einstmal präzise formulierte: „Wer weiß, wem der Vater den Schimmel schenke, man kann nicht wissen, wer's Glück haben werde“¹⁸⁵). Diese Form ist im 18. Jahrhundert schon vorhanden gewesen, der vielseitige Joachim Perinet hat sie beispielsweise in sein „Theatralische Gespräch zwischen Mozart und Schikaneder“ 1802, einfließen lassen, wo es heißt: „Nun, wir wollen sehen, wem der Bauer den Schimmel schenkt“¹⁸⁶). Normalerweise ist es in den jüngeren Aufzeichnungen nie der „Bauer“, sondern immer der „Vater“. Das gilt für Linz¹⁸⁷) ebenso wie für das Egerland¹⁸⁸), und noch für Ostpreußen¹⁸⁹). Noch bei „Sch“ findet sich auch der nützliche Artikel „Schlaf“, mit einigen lustigen Bildern. „Schlafen wie eine Ratte“, das selbstverständlich angeführt wird, steht schon bei Abraham a Sancta Clara¹⁹¹) ebenso wie in den „Teutschen Arien“¹⁹¹.) Dagegen fehlt die altväterisch anmutende Redensart vom „Schlaf nicht austragen“, die man bei der Einladung zum Niedersetzen bei kurzen Besuchen verwendet. Richard Billinger hat die Redensart in seiner „Gabriele Dambronne“ mit den Worten „Den Schlaf da lassen“ anklingen gelassen¹⁹²).

Nun folgen viele schöne, reich ausgearbeitete Stichwörter wie Schlange, Schlaraffenland, schleifen. Bei „Schlucke r“ wäre anzumerken, daß man in Wien den „armen Schlucker“ wieder für eine wirkliche Persönlichkeit hielt, nämlich für jenen Maurer, der für das wenigste Geld die lange Mauer um den Lainzer Tiergarten baute. Es scheint sich um ein ähnliches Gerede wie beim Gastwirt Klampfel zu

¹⁸⁴) Karl Reiterer, Lustige altsteirische Gsangln. Aussee 1906. S. 35, Nr. 7.

¹⁸⁵) Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, Neuausgabe Leipzig 1940, Bd. II, Sp. 420.

¹⁸⁶) Fritz Brukner, Die Zauberflöte. Unbekannte Handschriften und seltene Drucke aus der Frühzeit von Mozarts Oper. Wien o. J. (1934), S. 135.

¹⁸⁷) Hans Commedia, Volkskundliche Streifzüge durch den Linzer Alltag (Heimatgaue, Bd. IX, Linz 1928, S. 157).

¹⁸⁸) Karl Liebleitner, Pfefferkörndl und Gwürznagerl, 1. Stanzel, S. 15.

¹⁸⁹) H. Frischbier, Preußische Sprichwörter und volkstümliche Redensarten, Berlin 1865. S. 271, Nr. 3884.

¹⁹⁰) Lauchert, S. 82.

¹⁹¹) Teutsche Arien, hg. Max Pirker, Bd. I, S. 201.

¹⁹²) Richard Billinger, Drei Dramen. Wien 1942. S. 24.

handeln. — Bei „schmieren“ wäre wohl noch das weit verbreitete „Wer schmiert, der fährt“ anzuführen gewesen. Es ist schon bei Abraham a Sancta Clara belegt¹⁹³⁾, und die „Teutschen Arien“ kennen es in der Form „Wer fahren will, der muß brav schmieren“¹⁹⁴⁾.

Und selbstverständlich, möchte man geradezu sagen, verwendet auch der Oberösterreicher Johann Beer zur gleichen Zeit die Redensart. Bei ihm heißt es im Willenhag' Roman von 1704: „Euer Gestreng wissens ohne dem wohl, daß wer wohl schmiert, auch wohl fährt, herentgegen der nichts zu spendieren hat, dem will der Wagen nicht von der Stelle, obschon die beste War darauf gepackt ist“¹⁹⁵⁾. Wenn man bis zu Hans Sachs zurückgreifen will, findet man tatsächlich ein „Wer da wol schmiert, der selb fert wol“¹⁹⁶⁾. Auch für Österreich hat sich ein Beleg aus dem 16. Jahrhundert ergeben. „Wer schmiert, der fährt“ schrieb 1597 der Abt Alexander von Wilhering anlässlich seiner Mission an den kaiserlichen Hof Rudolfs II. nach Prag, wo, wie allbekannt, sehr viel „geschmiert“ werden mußte¹⁹⁷⁾. So zeigt sich bei einem solchen Diktum, das zunächst am stärksten im Barock bezeugt erscheint, doch auch eine Renaissancegrundlage. Die weitere Verbreitung ist kaum überblickbar. — Im gleichen Artikel hat sich übrigens ein Lese- und Schreibfehler eingeschlichen. Röhrich meint, daß „einen schmieren“, ihn bestechen „wohl eher von dem Einreiben der Hände mit Salbe“ herstamme, und führt unter anderem aus, daß in Ottokars Österreichischer Reimchronik von einer „Hautsalbe“ berichtet werde, die „vierzic tusedt marc“ betrug. Auch das Register schreibt S. 1237 von einer „Hautsalbe“. Bei Ottokar ist aber doch von einer „Handsalbe“ die Rede, was übrigens auch besser in den berührten Zusammenhang paßt¹⁹⁸⁾. Bei „Schneider“ merkt man wieder Röhrichs Vorliebe für das Handwerk und seine Traditionen. — Zwischen „schofel“ und „schön“ vermissen wir unsere lustige Redensart.

Heb di Schöberl,
Sunst bleibst a Dälkn.¹⁹⁹⁾

Man sagt es zu einer Person, die endlich aufstehen soll, der bedeutende Mundartkenner und Mundartdichter Ignaz Franz Castelli schrieb einstmal „höb di' Schöberl = hebe dich von dannen“ als Erläute-

¹⁹³⁾ Lauchert, S. 13.

¹⁹⁴⁾ Teutsche Arien, hg. Max Pirker, Bd. I, S. 38.

¹⁹⁵⁾ Johannes Beer, Der verliebte Österreicher oder Kurtzweil mit Frauenzimmern. Hg. Fritz Habeck. 2. Aufl. Graz 1964. S. 79.

¹⁹⁶⁾ Handschin, Das Sprichwort bei Hans Sachs, S. 117.

¹⁹⁷⁾ Hans Sturmbeger, Georg Erasmus Tschernembl. Religion, Libertät und Widerstand. Graz—Köln 1953. S. 76.

¹⁹⁸⁾ Matthias Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. Bd. I, Leipzig 1872. Sp. 1177.

¹⁹⁹⁾ Schmidt, Wiener Redensarten VI. Schöberl und Dalken (Das deutsche Volkslied, Bd. 46, Wien 1944, S. 17 f.).

200). Ich habe einstmals eine kleine Zusammenstellung der Belege gegeben, die sich gewiß noch vermehren lassen würden. In den „Teutschen Arien“ steht die Redensart jedenfalls schon, wo Hanswurst in der „Comödie genannt: Der lachende Welt-Weise oder das unverhofft geehrte und wieder verachtete Müller-Mädel“ singt:

Bedenk doch die Fräule vom blauen Papier,
Wie schickt sich, wie reimt sich, Ihr Gnaden zu mir,
Dann wo selbst die Herren zu speisen nur pflegen,
Da muß ein Bedienter die Gabel weglegen,
Weg von mir
Stoltzes Thier,
Heb dich Schöberl geh nach Haus,
Treib die Müllers Kälber aus,
Dann mit uns zwey beyden wird nimmer was draus 201).

Die so hart angesprochen wird, läßt sich übrigens damit nicht abfertigen. Man sieht, „Heb di, Schöberl“, ist der Grundbestandteil der Redensart, die zweite Hälfte kann variieren. Sie beruht wieder auf einem Sprachspiel, man will zu der ersten Mehlspeise, die sich „gehoben“ hat, eine zweite hinzunennen, die sich nicht hebt, also heute den „Dalken“. Im 18. Jahrhundert war auch anderes noch üblich. Johann Heumann zitierte in seinen „Opuscula“ von 1747: „Heb dich Schöberl / pack dich Schmarrn“ 202). In seinen verschiedenen Formen ist die pointierte Redensart immer noch durchaus geläufig, eine hauptsächlich von Frauen verwendete Wendung, worauf freilich auch schon die Kenntnis der Mehlspeisen hinweist.

„Schön“ und „Schuh“ sind wieder stoffreiche Artikel. „Schuldigkeit“ ist etwas kurz und einseitig. Wir hätten hier die heute vielleicht schon etwas altertümliche Wendung „Schuldigen Mann gehts Grausen an“ eingefügt, die immer verwendet wird, wenn ein Sünder sich ertappt fühlt. Auch diese Redensart ist schon im Barock bekannt gewesen, der Steyrer Jurist Matthias Abele von Lilienberg schrieb „Den Schuldners-Mann kommt Grausen an“ 203), und angesichts seines Berufes möchte man meinen, es habe sich tatsächlich um eine Wendung aus dem Rechtsleben gehandelt.

„Sch“ klingt mit „Schwung“ aus. „S“ setzt mit „Scylla“ wieder ein. Bei „sieben“ finden sich „Siebensachen“ wie „Siebenschläfer“ nicht aber unsere „falschen Siebzehner“, von denen Max Mayr einstmals gemeint hatte, es seien gar keine Siebzehner, sondern „Süwa-

200) Ignaz Franz Castelli, Wörterbuch der Mundart in Österreich unter der Enns. Ein Hilfsbuch für Einheimische und Fremde. Wien 1847. S. 249. vgl. weiter Schmeiler, Bayerisches Wörterbuch, Bd. II, Sp. 362.

201) Teutsche Arien, hg. Max Pirker, Bd. I, S. 151.

202) Johann Heumann, Opuscula. Nürnberg 1747. S. 701.

203) Abele von Lilienberg, Seltsame Gerichtshändel, Teil I, S. 500.

zehner", Silberzehner, gewesen ²⁰⁴). Er glaubte einfach „daß man sich eine Münze, die auf siebzehn Einheiten gelautet hatte denn doch nicht denken kann". Und dabei hätte er sich nur im Münzkabinett erkundigen müssen: Selbstverständlich hat es Siebzehnkreuzerstücke gegeben ²⁰⁵). Daß sie in Verruf gerieten, soll angeblich dadurch begründet gewesen sein, daß sie in den Zwanziger- und Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts für neue Zwanzigkreuzerstücke ausgegeben wurden ²⁰⁶). Wie dem auch sei, die Siebzehnkreuzerstücke hat es schon im 18. Jahrhundert gegeben, im frühen 19. Jahrhundert aber wurde die Redensart gern kolportiert, nicht zuletzt wieder auf dem Theater. So schrieb Karl Meisl das romantische Märchen „Der Preis einer Lebensstunde", die Musik dazu stammte von Josef Lanner. Und am 23. April 1836 erklang in diesem „Märchen" zum ersten Mal die Arie der Lisette:

Die flatternden Männer,
Die falschen Siebzehner,
Sie wissen zu schwören
Um uns zu betören,
Und will eine bauen,
Darauf mit Vertrauen,
Ja da hat's einen Faden,
Von da bis nach Baden. ²⁰⁷)

Man sieht, in der Strophe waren nicht nur die „falschen Siebzehner" vorhanden, sondern als weitere Redensart noch das langlebige „Da hats an Faden". Übrigens hat auch Nestroy die „falschen Siebzehner" noch mehrfach verwendet ²⁰⁸).

Bei „Sieden" fehlt nicht „Gesotten und gebraten", das sich auch bei uns nachweisen läßt ²⁰⁹). — „Singen" ergibt einen inhaltsreichen Artikel, der sich in der zweiten Hälfte auf eine meiner kleinen Zusammenstellungen stützen kann, jene über „Singen, nicht sagen", was sich immerhin ins 17. Jahrhundert zurückverfolgen läßt ²¹⁰). — Bei „Sitzen" wäre zu den vielen bemerkenswerten Redensarten von uns aus noch „Alten Leuten tuts Sitzen wohl" anzufügen gewesen. Es wird übrigens wie so manche andere Redensart auch gelegentlich ein bißchen travestiert, jüngere Sprecher fügen ungefragt an — „Jungen

²⁰⁴) Mayr, Wiener Redensarten, S. 37.

²⁰⁵) Das deutsche Volkslied, Bd. 40, Wien 1938, S. 31 f., bzw. S. 32, Anm. 1.

²⁰⁶) Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Bd. II/1, Wien 1911. S. 63.

²⁰⁷) Fritz Lange, Josef Lanner und Johann Strauß. Ihre Zeit, ihr Leben und ihre Werke. 2. Aufl. Leipzig 1919. S. 48.

²⁰⁸) Nestroy, Sämtliche Werke, hg. Fritz Brukner und Otto Rommel, Bd. I, S. 172, 511.

²⁰⁹) (Josef Frh. v. H ä r d t l) Fünfundzwanzig Jahre im Staatsdienst. Lose Blätter aus dem Papierkorbe eines Unbedeutenden. Wien 1882. S. 64.

²¹⁰) Schmidt, Singen, nicht sagen. Zwischen Redensart und Schwank (Volkslied, Volkstanz, Volksmusik, Bd. 49, Wien 1948. S. 67 f.).

das Liegen.“ — „Sparen“ ergibt wieder einige gute Redensarten, doch hätten wir wohl noch „Jeder Sparer findet sein Zehrer“ einzu-
fügen gehabt. Die Redensart war früher sicherlich weiter verbreitet.
Es gibt einen schönen Beleg aus Sachsen-Altenburg. Dort schrieb ein
Pfarrer Magister Johann Tauchwitz (1558—1633) Kollektaneen zur
Geschichte von Altenburg zusammen, und darin findet sich auch der
Zweizeiler

Auf einen guten Sparer
Folgt ein guter Zehrer.²¹¹⁾

Die wienerische Geltung der Redensart sei durch den Hinweis auf eine
Zeitungsskizze unterstrichen, die sich zur Illustration von Röhrichs
Lexikon vielleicht gut gemacht hätte. Auf dem sich zur Ringstraße
öffnenden kleinen Georg-Coch-Platz in Wien steht das 1904—1906
von Otto Wagner erbaute Postsparkassenamt. Auf der anderen Seite
der Ringstraße wurde knapp danach, 1909—1913 von Ludwig Bau-
mann das Riesengebäude des Kriegsministeriums errichtet. Vor dieses
neue Kriegsministerium, das alte war am Platz Am Hof gestanden und
hatte demoliert werden müssen, vor diesem Riesengebäude mit seiner
protzigen Fassade steht das Denkmal des Feldmarschalls Grafen
Radetzky, das Caspar Zumbusch schon vierzig Jahre früher eben noch
für den Platz Am Hof geschaffen hatte²¹²⁾. Der Feldmarschall sitzt
zu Pferd, den Marschallstab in der Hand. Als das Denkmal neu ent-
hüllt wurde, sah man, daß es mit dem Rücken gegen das Kriegsmini-
sterium stand, und zur Postsparkasse hinüberblickte. Und es erschien
eine gute Karikatur, in der Radetzky mit der einen Hand auf jenes
Postsparkassenamt hinwies, mit der anderen aber auf das Kriegs-
ministerium in seinem Rücken, und darunter standen nur die Verse:

„Hier die Sparer — dort die Zehrer.“

Bleiben wir noch im engeren Wiener Bereich. Es folgen gute kleine
Monographien über „Steigbügel“ und „Stein“, und auf „Stentor“
folgt „Stern“. Wir hätten natürlich den „Stefan Sturm“ da-
zwischen gesetzt, der eben in der Wiener Redensart eine besondere
Stellung einnimmt. Ich habe einmal in einer kleinen Zusammenstellung,
die Röhrich offensichtlich entgangen ist, auf Alter und Bedeutung der
Redensart vom „Stefan Sturm reiben“ hingewiesen²¹³⁾. Als Strafe für
alte Jungfern wurde diese Tätigkeit auf der Bühne wie im Bild ver-
kündet, in Wortzeugnissen erscheint sie über Abraham a Sancta

²¹¹⁾ M. Geyer, Osterlandsagen. Sagen, Bilder und Geschichten aus dem
Altenburger Ostkreise. Altenburg 1901. S. 18.

²¹²⁾ Alfred von Baldaß, Wien. Ein Führer durch die Stadt und ihre
Umgebung. 5. Aufl. Wien 1929. S. 206.

²¹³⁾ Schmidt, Der Stephansturm in der Wiener Redensart (Lebendige
Stadt. Literarischer Almanach, Bd. III, Wien 1956. S. 255—260).

Clara ²¹⁴⁾ und Johann Valentin Neiner ²¹⁵⁾ bis zu Karl Meisl ²¹⁶⁾, ja noch bis zu Rosegger ²¹⁷⁾ bezeugt. Selbst heute ist sie vor allem unter Frauen noch durchaus nicht verklungen. — Da wird man kaum annehmen, daß sich bei „still, Stille“ das halbironische „In der Still und in der Gham (Gemeine) / Schleicht der Veder zu der Mahm“ finden wird. Aber die Redensart war und ist gut bekannt, und sie war immerhin schon Nestroy geläufig ²¹⁸⁾. Vermutlich haben Volkssängerlieder sie weiter verbreitet ²¹⁹⁾. Nach weiteren vielen gute Kleinmonographien kommen wir zu „stumm“ und „Stunde“. Zwischen „Suade“ und „Sumpfhuhn“ hätten wir vielleicht „s u c h e n“ eingefügt, denn „Den gestrigen Tag suchen“ mag man doch nicht vermissen. Aber es steht eben dann erst unter „Tag“. — Wir kommen zu „S u p p e“, wieder einem reichen Artikel. Früher war „Die Suppe verschütten“ offenbar sehr geläufig. Der Reichshofrat Georg Eder zitiert die Redensart beispielweise in einem Brief von 1573 ²²⁰⁾. Heute noch ist das „Schnittl auf allen Suppen“ von einem Menschen, der überall dabei sein will, recht geläufig. Aber es sind vielleicht doch geschnittene Brotstückchen damit gemeint, nicht etwa der Schnittlauch, wie Fritz Mauthner meint, der die Redensart in seinen Prager Kinderjahren in der Form „Ich war der Schnittlauch auf allen Suppen“ gehört haben dürfte ²²¹⁾.

Das „T“ beginnt mit „Tabak“ und führt bald zu „Tag“, wo man wie gesagt auch „den gestrigen Tag suchen“ kann. Perkonig hat die Redensart in seiner Erzählung „Glück im Hause Beauregard“ 1942 in der Form „einen verlorenen Tag suchen“ verwendet ²²²⁾. Das

²¹⁴⁾ Abraham a Sancta Clara. Werke. In Auslese. Hg. Hans Strigl. Bd. V, Wien 1906. S. 194, Anm. 1.

²¹⁵⁾ Schmidt, Wiener Volkskultur um 1700. Johann Valentin Neiner und die Volkskunde (Geistige Arbeit, Bd. 9, Berlin 1942, H. 2, S. 5 f.).

²¹⁶⁾ Richard Smekal (Hg.), Altwiener Theaterlieder. Vom Hanswurst bis Nestroy. Wien-Berlin 1920. S. 71.

²¹⁷⁾ P. K. Rosegger, Das Volksleben in Steiermark, in Charakter- und Sittenbildern dargestellt. Wien-Pest-Leipzig 1885. S. 238.

Vgl. allgemein Albert Becker, Junggesellen und Alte Jungfern. Volkskundliches um unsere Ehe und Familie (Aus der Enge in die Weite. Beiträge zur Geschichte der Kirche und ihres Volkstums. Festschrift zum 60. Geburtstag von Georg Biundo = Veröffentlichungen des Vereins für Pfälzische Kirchengeschichte, Bd. IV, Grünstadt 1952. S. 150 ff.).

²¹⁸⁾ Nestroy, Sämtliche Werke, hg. Fritz Brukner und Otto Rommel, Bd. VII, S. 36.

²¹⁹⁾ Karl Liebleitner, Jodler aus dem Heizenlande (Das deutsche Volkslied, Bd. 27, Wien 1925, S. 91). Aufzeichnung eines Liedes aus Mariazell.

²²⁰⁾ Karl Schrauf, Der Reichshofrat Georg Eder. Bd. I, Wien 1904. S. XXXII und 34.

²²¹⁾ Fritz Mauthner, Erinnerungen I. Prager Jugendjahre. München 1918. S. 26 (bezogen auf die Zeit um 1860).

²²²⁾ Josef Friedrich Perkonig, Glück im Hause Beauregard. Wien 1942. S. 8.

sind so literarische Verschönerungsversuche, sie kehren ähnlich immer wieder, wirken aber auf den Kenner nie so stark wie die echte Redensart.

Über Taube und Taubenschlag geht es zu Teer und „Teil“. Es fehlt, einigermaßen verständlicher Weise die harte Wiener Redensart „wird nix teilt“. Wenn jemand Ansprüche, unberechtigte Forderungen stellt, dann kann man ihn unmißverständlich, wenn auch nicht böse damit abweisen: Vom Vorhandenen wird nichts ausgeteilt. Das bezeugt schon Philipp Hafner in seiner „Förchterlichen Hexe Megära“ im 18. Jahrhundert²²³), das wiederholen aber auch Schriftsteller noch im späten 19. Jahrhundert, die man vielleicht gar nicht daraufhin lesen würde. Der Feuilletonist Daniel Spitzer etwa schreibt 1868 „wird nix teilt“²²⁴), nicht anders als sein stärker einheimisch orientierter Kollege Ferdinand Kürnberger 1872, letzterer aber in einem Brief an eine Freundin²²⁵). Vermutlich war das Wort auch damals gelegentlich von der Bühne herunter zu hören.

„Teufel“ ergibt einen Artikel, auf den sich Röhrich durch spezielle Studien seit langem vorbereitet hat²²⁶). Dazu gibt es auch viele gute Bildzeugnisse. Daß zu „Den Teufel im Leib haben“ gerade jene italienische Majolika-Votivtafel gebracht wird, die wir auf Gobelsburg ausgestellt haben²²⁷), freut uns begreiflicherweise besonders. So kommen die Sachen unter die Leute, um es einigermaßen redensartlich zu formulieren. Redensartlich wäre wohl auch die Wendung „Wo der Teufel nicht hinkommt, schickt er ein altes Weib“, die bekanntlich den Kern des Hexenspiel-Motives bildet²²⁸). Der unerschöpfliche Johann Valentin Neiner hat die Motiverzählung in seinem „Curiosen Tandelmarkt“ von 1734 zu der Marginalie „Ein alte Hex bringet zwey junge liebe Ehe-Leuth in Uneinigkeit“ gestellt²²⁹).

„T o d“ ergibt wieder einen umfangreichen Artikel, auch wieder mit guten Bildern erläutert. Es fehlt darin nicht „Um den Tod schicken“ als Charakteristik eines besonders Langsamem, Langweili-

²²³) Philipp Hafner, Werke, hg. Ernst Baum, Bd. II, S. 100.

²²⁴) Wiener Meisterfeuilletons. Hg. Jörg Mauthner. Wien 1946. S. 59.

²²⁵) Ferdinand Kürnberger, Briefe an eine Freundin, S. 225.

²²⁶) Lutz Röhrich, Teufelsmärchen und Teufelssagen. In: Sagen und ihre Deutung. Beiträge von Max Lüthi, Lutz Röhrich und Georg Fohrer. Mit einem Geleitwort von Will Erich Peuckert. Göttingen 1965. S. 28 ff.

²²⁷) Schmidt, Schloßmuseum Gobelsburg. Sammlung Altösterreichische Volksmajolika und Waldviertler Volkskunst. Katalog der Außenstelle des Österreichischen Museums für Volkskunde. 2. Aufl. Wien 1968. S. 20, Nr. 42.

²²⁸) Schmidt, Die Volkserzählung. Märchen, Sage, Legende, Schwank. Berlin 1963. S. 70 ff.

²²⁹) Neiner, Neu ausgelegter Curioser Tändl-Marckt. Wien 1734. S. 158 f.

gen. Bei Hans Sachs findet sich die Redensart schon ²³⁰), aber gleichzeitig auch in dem Sterzinger Fastnachtspiel „Die zwen Stendnt“ von 1535 ²³¹). Die Redensart lebte weiter, wurde offenbar auch immer wieder in Bühnenstücken aufgenommen. So läßt Franz Kratter in seiner „Verschwörung wider Peter den Großen“ von 1796 sagen: „Du bist die Trägheit im Bilde. Du gehst, als ob man dich um den Tod für deine Seele geschickt hätte“ ²³²). Allenthalben liegen Zeugnisse aus der mündlichen Volksüberlieferung vor ²³³). Die Brüder Grimm haben die Redensart offenbar gut gekannt, sie haben sie in ihre Fassung des Märchens von „Frieder und Katherlieschen“ (KHM 59) einfließen lassen ²³⁴).

Zwischen „Trab“ und „Tran“ müßte es uns erlaubt sein, eine Redensart mit einem volksredensartlichen, sonst freilich nicht bekannten Heiligen einfließen zu lassen, nämlich dem „Heiligen Trågsnächti“, Er wird von Müttern, denen die Kinder zu langsam handeln, nicht ungerne angerufen, und ist doch nur die Personifikation des „Nachtragens“ ²³⁵). — Viel weiter verbreitet sind selbstverständlich die Redensarten um den „Traum“. . „Aus dem Traum helfen“ ist im bairisch-österreichischen Bereich, einstmals einschließlich des deutschböhmisches, weit verbreitet und belegbar ²³⁶).

Bei „U“ ist der „hl. Ulrich“ gut ausgestattet. Ihm folgt das „Umkehren“, bei dem wir „Umgekehrt ist auch gefahren“ beifügen würden. Aus dem 17. Jahrhundert gibt es eine Predigt „Umb gnädige Abwendung der Pest / vor der Procession und Herumbtragung des wunderthätigen Bildt der glorwürdigsten Jungkfrauen Marien zu Altenoetingen“, von P. Christophorus Camerer S. J. 1649 gehalten, die vielfach mit dem Bild des „Wagen umbkehren“ und auch Fahrens spielt ²³⁷). Da wird also „Umkehren“ aus der Fuhrmannssprache genommen, wogegen man sonst an die Sprache des Pflügers gedacht

²³⁰ Hans Sachs, Zwölf Fastnachtspiele aus den Jahren 1518—1539. Hg. Edmund Goetze (= Neudrucke deutscher Litteraturwerke, Nr. 26 und 27), Halle 1880. S. 41, V. 125 ff.

²³¹ Sterzinger Spiele, hg. Oswald Zingerle. Bd. II, S. 229, V. 1168.

²³² Franz Kratter, Verschwörung wider Peter den Großen. 1796 (Grätzer Sammlung 8), 3, S. 3, I/1.

²³³ Charitas Bischoff, Bilder aus meinem Leben. Berlin 1925. S. 38.

²³⁴ Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Vollständige Ausgabe, mit einem Nachwort von Carl Helbling. Zürich o. J. (Manesse-Bibliothek der Weltliteratur) Bd. I, S. 415.

²³⁵ Liebleitner, Pfefferkörndl und Gwürznagerl, 1. Stanitzel, Mödling 1910. S. 12.

²³⁶ Wilhelm Pleyer, Der Puchner. Roman. München 1934. S. 22.

²³⁷ Maria Angela König, Weihegaben an Unsere Liebe Frau von Altötting. 2. Bd. Im Rahmen der Zeitgeschichte 1492—1750. München 1940. S. 447 ff.

hat²³⁸). Man hat aber auch erwogen, ob es sich nicht um einen Ausdruck aus der erotischen Tanzsprache handeln könne, im Zusammenhang mit dem Rätsel „Was ist das beste am Tanz? Das ist das umbkehren“, womit man sich auf das in vielen Polizeiverboten untersagte Umstürzen der Tänzerinnen in der frühen Neuzeit bezog²³⁹). Wie dem auch sei „Umgekehrt ist auch gefahren“ ist auch dem Kenner barocker Bühnensprache Hugo von Hofmannsthal sehr geläufig gewesen, er hat es nicht nur seinem Ochs von Lerchenau im „Rosenkavalier“ in den Mund gelegt²⁴⁰), sondern auch dem Reiterbuben, der es im Trauerspiel „Der Turm“ zu Julian sagt²⁴¹).

Bei stark verbreiteten Redensarten tut man sich mit den Belegen schwer, weil man sie gewöhnlich gar nicht notiert. Das geht beispielsweise so bei „Unverhofft kommt oft“, das hier zwischen „Unterhose“ und „Uriasbrief“ fehlt, aber doch sehr oft vorkommt, wohl seit dem 17. Jahrhundert. In den „Teutschen Arien Kurz-Bernardons ist es jedenfalls enthalten²⁴²).

Das „V“ ergibt nach „Valentin“ und „Valet“ den „Vater“. Es war nicht zu erwarten, daß hier die Scherz-Redensart „Kinder seids stad, der Vater schreibt sein' Namen“ begegnen würde, wie man aber hierzulande in Erinnerung an Zeiten geringerer Schreibkenntnisse noch immer gern sagt²⁴³). Daß dagegen zwischen „versessen“ und „Verstand“ das „Versoffen“ fehlen würde, hat man doch kaum erwartet. „Alles versoffen vor seinem End / Macht ein richtiges Testament“ war doch ein sehr geläufiges Diktum. Philipp Hafner hat es 1763 in „Scherz und Ernst“ zitiert, und zwar in der Form „Alles vertan —“. In seinem ungewöhnlich interessanten Lied „Die Sprichwörter“ lautet die 2. Strophe:

Das Geld verthan vor seinem End
Macht von sich selbst das Testament.
Drum war bey Herrn von Lustigs Todt
Im ganzen Haus kein Bissen Brod,
Kein Schmuck, kein Geld, noch Wäsch noch Kleider
Noch Testament, noch Kodicill.
Zahlt meine Leiche: das war leider
Für sein Freund der letzte Will.²⁴⁴)

²³⁸) Ludwig von Hörmann, Volkstümliche Sprichwörter und Redensarten aus den Alpenlanden. 2. Aufl. Stuttgart und Berlin 1913. S. 38.

²³⁹) Reinhold Köhler, Kleinere Schriften zur neueren Litteraturgeschichte, Volkskunde und Wortforschung (= Köhler, Kleinere Schriften, hg. Johannes Bolte, Bd. III), Berlin 1900. S. 532.

²⁴⁰) Hofmannsthal, Der Rosenkavalier, Schluß des II. Aktes.

²⁴¹) Hofmannsthal, Der Turm. Trauerspiel (Hofmannsthal, Gesammelte Werke, Bd. III, 1. Teil, Berlin 1934, S. 136).

²⁴²) Teutsche Arien, hg. Max Pirker, Bd. I, S. 108.

²⁴³) Liebleitner, Pfefferkörndl und Gwürznagerl, 1. Stanitzel, S. 10.

²⁴⁴) Philipp Hafner, Scherz und Ernst in Liedern. Hg. Emil Karl Blümml. II, S. 44.

Die geläufige Form findet sich wenige Jahre später wie so manche andere Redensart im Briefwechsel zwischen Vater und Sohn Mozart. Leopold Mozart schrieb also 1777 an seinen Sohn Wolfgang über den Hofrat Öfele „Sic transit gloria mundi! Alles versoffen vor seinem End / macht ein richtiges Testament“²⁴⁵). Was man im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zwei süddeutschen Rokoko-Musikern zubilligt, wird man dagegen einem romantischen norddeutschen Maler im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts kaum zumuten. Und dennoch findet sich die ja nicht gerade feine Redensart auch im Briefwechsel des als eher schwermütig und düster angesehenen Malers Caspar David Friedrich. Der Maler schrieb am 9. Mai 1815 an Luise Seidler, im wesentlichen über gemeinsame Bekannte. Über Caroline Bardua, über den Tod von Emma Körner, und schließlich über seinen Freund Hammerschmidt, der mit ihm Leinwand und Farbe für Luise Seidler auf die Post getragen hatte. Als sie alles bezahlt hatten, blieben ihnen noch 3 Groschen und 6 Pfennig übrig. Hammerschmidt schlug vor, das Geld im Beierschen Brauhaus zu vertrinken, und Friedrich hatte dagegen nichts einzuwenden. Und so schließt er denn seinen brieflichen Bericht mit den Worten: „Wir vertranken das Geld, und noch mehr dazu. — Alles versoffen vor unserem End — macht ein richtig Testament“²⁴⁶). Man sieht, da unterschieden sich die romantischen Maler gar nicht von den Musikern des Rokoko.

Die einprägsame Redensart ist damals offenbar viel zitiert worden. Sie ist auch als Inschrift „an Haus und Gerät“ verwendet worden²⁴⁷), und angeblich auch auf Faßböden. Weber-Demokritus will sie 1805 auf einem Faß in Laxenburg bei Wien gesehen haben. Damals bestand das „Haus der Laune“ noch in seiner ursprünglichen Gestalt, mit allen seinen Wunderlichkeiten, von denen Weber am Schluß schreibt: „Unter dem Dache war der Keller, mit allen Attributen des Bacchus, und am größten Fasse stand: Alles versoffen vor dem End, macht ein richtig Testament“²⁴⁸).

„Vogel“ ist wieder ein umfangreicher Artikel, auch mit guten Abbildungen. Sogar zu „Friß Vogel oder stirb“ gibt es eine lustige Bismarck-Karikatur. Literarisch wird die Redensart von Luther über Grimmelhhausen bis weiter ins 18. Jahrhundert verfolgt. Ab und zu

²⁴⁵) Ernst Fritz Schmid, Mozart und das geistliche Augsburg (in: Augsburger Mozartbuch. Augsburg 1943. S. 71).

²⁴⁶) Helmut Börsch-Suppan — Karl Wilhelm Jähniß, Caspar David Friedrich. Gemälde, Druckgraphik und bildmäßige Zeichnungen (= Studien zur Kunst des 19. Jahrhunderts, Sonderband), München 1973. S. 207 (bei Kesting).

²⁴⁷) Deutsche Inschriften an Haus und Geräth. Zur epigrammatischen Volkspoesie. 5. Aufl. Berlin 1888. S. 48.

²⁴⁸) Carl Julius Weber, Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Bd. II, Stuttgart 1834. S. 349.

ergab das Diktum auch einen Buchtitel, so bei Johann Nikolaus Weislinger, „Friß Vogel oder stirb“, zuerst Straßburg 1726, später noch mehrmals, so Oberammergeau 1751 ²⁴⁹⁾.

Auf der Wiener Vorstadtbühne hat man sich das einprägsame Wort auch nicht entgehen lassen. So entschließt sich die Alceste in der „Neuen Alceste“, einer „Caricatur-Oper“ von Franz Xaver Gewey, 1806, für ihren Admet zu sterben mit den Worten: „Jetzt heißt es also, friß Vogel oder stirb. Darum Kuraschi, Alceste!“ ²⁵⁰⁾.

Weitere, neuere Belege ließen sich häufen ²⁵¹⁾.

Bei „W“ ergibt „Wald“ wieder schöne Belege. Zu „Wie man in den Wald ruft, so ruft es zurück“ wird wohl ein gutes Bildzeugnis von 1627 geboten, aber keine Belegreihe von Wortzeugnissen. Ignaz V. Zingerle hat freilich Belege von Freidank bis zum „Narrenschiff“ zusammengestellt ²⁵²⁾. Aus Niederösterreich gibt es einen bemerkenswerten Beleg des 16. Jahrhunderts. Da schrieb der Magister Johann Hiezschoidt in Raabs 1592 in seiner Aussage in einem Ehrenbeleidigungsprozeß: „Ich geantwortet, ich sei so gut als er, wie man in den Wald schreit, so schallet es herwider“ ²⁵³⁾. — Weiters ergibt „Wasser“ schöne Belege, „Wein“ nicht minder. Nach „Weib“ folgt „Altweibermühle“, nach „weiß“ der „Weizen“, nach der „Welle“ die „Welt“ wobei auch die „Verkehrte Welt“ berücksichtigt erscheint. Man sieht, wie die ganze Volkserzählforschung hier für das Spezialgebiet der Redensart ihre Früchte trägt. — Bei „Wenn“ stehen einige Beispiele der redensartigen Verwendung. Wir könnten mit der seufzenden Wendung „Wänn der Wänn net war“ dienen, die sich immerhin schon seit hundert Jahren verfolgen läßt ²⁵⁴⁾. — Nach „Wie“ folgt die „Wiese“, bei der die „Gemähte Wiese“ mit Belegen seit Grimmelshausen nicht fehlt ²⁵⁵⁾. Bei Abraham a Sancta Clara findet

²⁴⁹⁾ Johann Nikolaus Weislinger, Friß Vogel oder Stirb. Straßburg 1726. Das Buch behandelt protestantisch-katholische Streitfragen. Der Druckort der Auflage von 1751 „Oberammergeau“ dürfte fingiert sein. Beide Auflagen gelegentlich im Wiener Buchhandel.

²⁵⁰⁾ Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Bd. II/1, S. 510.

²⁵¹⁾ H. Frischbier, Preußische Sprichwörter und volkstümliche Redensarten, Nr. 965, S. 71.

²⁵²⁾ Ignaz V. Zingerle, Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter. Wien 1864. S. 162.

²⁵³⁾ Moritz A. Becker, Verstreute Blätter. Wien 1880. S. 162.

²⁵⁴⁾ Johann Gabriel Seidl, Almer. Innerösterreichische Volksweisen. Aus einer größeren Sammlung mitgeteilt. Wien 1850. Bd. I, S. 20, Nr. 69.

²⁵⁵⁾ Grimmelshausen, Simpliciana in Auswahl. Hg. J. H. Scholte (= Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Nr. 315—321), Halle 1943. S. 31.

sie sich ebenso ²⁵⁶) wie im salzburgischen „Muckennetz“ von 1697 ²⁵⁷).

„Wind“ ergibt schöne Belege, „Wolf“ ebenso. Bei „Wort“ vermißt man „Ein gutes Wort findet einen guten Ort“, das doch ein sehr traditionsreiches Diktum ist. Samuel Singer hat es seit den flandrischen „Proverbia rusticorum“ des 13. Jahrhunderts verfolgen können, auf französischem wie auf deutschem Sprachgebiet ²⁵⁸). Es findet sich unter den „Klagenfurter Sprüchen“ des 15. Jahrhunderts ²⁵⁹) ebenso wie bei Jakob Ayrer im 16. Jahrhundert, der im „Fassnachtspiel, der Hämpel genant, so Doctor werden will“ die Fassung „Ein gute red find ein gute stat“ verwendet ²⁶⁰). Die reiche Verbreitung im 19. Jahrhundert könnte nur in Stichproben bezeugt werden ²⁶¹), das Weiterleben im 20. Jahrhundert läßt sich jederzeit bei Mundartsprechern nachprüfen.

„Z“ reicht von „Zachäus“ bis „zwölf“, und Redensarten, die sich auf „Zahn“ oder auf „Zaun“, auf „Zeche“ oder auf „zeitlich“ beziehen, zeigen noch einmal alle Vorteile dieses Lexikons. Bei „Zimmermann“ kann Röhrich noch einmal auf seine Handwerker ²⁶²) ausgreifen, bei „Zunge“ kommen noch einmal rechtsgeschichtliche und brauchkundliche Zusammenhänge zur Sprache. Man sieht, das Lexikon ist vom Anfang bis zum Ende konsequent und gleichmäßig durchgearbeitet, zudem mit zahlreichen Querverweisen versehen, so daß man in Zweifelsfällen schon noch einmal nachschlagen kann, bevor man am Schluß das nützliche Sachregister benützt, ohne das selbst ein Lexikon wie dieses nicht auskommt.

*

Röhrich hat mit Gertraud Meinel zusammen mehrere tausend Redensarten lexikalisch aufbereitet. Meine Lesefrüchte und Randbemerkungen haben für nur etwa hundertfünfundzwanzig verwandte oder gleiche Dikta Ergänzungen, Abrundungen ergeben, und zwar im wesentlichen für das süddeutsch-österreichische Gebiet. Jedes auf Grund

²⁵⁶) Abraham a Sancta Clara, Werke aus dem handschriftlichen Nachlaß. Hg. Karl Bertsche. Wien 1944. Bd. II, S. 40.

²⁵⁷) Schmidt, Das „Muckennetz“. Alpenländische Gesellschaftslyrik des 17. Jahrhunderts (= Österr. Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Kl., Sitzungsberichte, 223. Bd., 4. Abh.), Wien 1944. S. 9.

²⁵⁸) S. Singer, Sprichwörter des Mittelalters. Bern 1944. Bd. II, S. 71 f.

²⁵⁹) Singer, ebendort, Bd. II, S. 72.

²⁶⁰) Ayres Werke, hg. Adelbert von Keller, Bd. V, S. 2941, V. 26.

²⁶¹) Berthold Auerbach, Briefe an Jakob Auerbach. Frankfurt 1884. Bd. II, S. 44 (vom 3. VIII. 1870).

²⁶²) Lutz Röhrich und Gertraud Meinel, Redensarten aus dem Bereich von Handwerk und Gewerbe (Alemannisches Jahrbuch 1971/72, Bühl/Baden [erschienen 1974], S. 163—198).

von solchen erlesenen Belegen aufgerichtete Netz ist und bleibt weitmaschig. Aber vielleicht bedeuten die paar Belege, die sich da allmählich in der bayrisch-österreichischen Netzfalte zusammengefunden haben, doch eine gewisse Ergänzung zu dem großen Werk, an dem man gerade dann seine besondere Freude hat, wenn man es eben kritisch liest und benützt. Zusammen mit den anderen Belegen ergeben vielleicht die hier gesammelten, daß es sich bei den Redensarten um ein besonderes Gebiet handelt, das nach diesen Sammel- und Nachlesearbeiten von anderen Gesichtspunkten her wird betrachtet werden können. Probleme der Schichtung und Geltung dieses Spruchgutes tun sich auf, und ihre Bearbeitung läßt auf neue Einsichten hoffen.

Die Saat im Acker der Gerechten

Zur Vorgeschichte und Sinndeutung der Kornfeldlegende

Von Dietz-Rüdiger Moser

Christliche Ikonographie zu betreiben, bedeutet auf weite Strecken nichts anderes als die Beseitigung von Kommunikationsstörungen¹⁾. Viele Bildwerke vergangener Zeiten scheinen in ihrer Aussage eindeutig zu sein, aber es kommt bei ihrer Interpretation doch nur zu einem Teilverständnis, weil es sich um symbolhafte Darstellungen handelt, zu denen der ursprüngliche Kontext verloren gegangen ist²⁾. Symbolverständnis setzt voraus, daß derjenige, der sich des Symbols bedient, und der, dem es sich erschließen soll, gemeinsame Grundkenntnisse besitzen. Im anderen Fall bleibt der Kommunikationsprozeß gestört, die Verständigung partikular. Bei der Inhaltsanalyse mittelalterlicher Bildwerke, aber auch entsprechender Lieder und Erzählungen, ist immer mit Symbolgehalt zu rechnen. Bilder dienten genau so wie sing- und erzählbare Stoffe auch als Massenkommunikationsmittel, d. h. sie hatten die Kenntnis von Denkweisen zu vermitteln, an deren Verbreitung bestimmten Interessenten, z. B. der Kirche, gelegen war, und sie besaßen damit ähnliche Funktionen wie später die Einblatt- und Flugschriftendrucke, die in der Hand der Missionsorden ein Hauptmittel der Glaubensunterweisung bildeten³⁾. Als in den Drucken seit dem 15. und vor allem im 16. Jahrhundert höherwertige Kommunikationsmittel zur Verfügung standen, verloren die älteren zunehmend an Bedeutung; aus informierenden wurden so dekorative Bilder.

Ein sehr bezeichnendes Beispiel für diesen Vorgang bildet die

¹⁾ Vgl. D.-R. Moser, Werte — Fakten — Symbolik und normative Kultur. Zum Beispiel: „Die Freiheitskerze“ (Zeitschrift für Volkskunde 69, 1973, 161—188).

²⁾ Vgl. H. J. Helle, Zur Soziologie des Symbols (Kunst und Kirche [Linz] 4, 1971, 163—166); G. Schiwy, Zeichen der Freiheit. Strukturalistische Beobachtungen zu Bild und Symbol (ebd. 167—170).

³⁾ Vgl. L. Schmidt, Volkskunde, Gegenreformation, Aufklärung (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 16, 1938, 75—94); D.-R. Moser, Volkslied — Katechese. Ein methodisches Beispiel, in: Festschrift für Wolfgang Boetticher zum 60. Geburtstag, Berlin 1974 (im Druck).

„Kornfeldlegende“ aus der Episodenreihe⁴⁾ der „Flucht nach Ägypten“. Diese Legende nimmt in der Bilderwelt des Spätmittelalters — teils als selbständige Darstellung, teils als Szene in Bilderzyklen, z. B. der Miniaturenmalerei — relativ großen Raum ein, verliert dann aber an Bedeutung, bis ihre Darstellung den übrigen Bildern des Fluchtzyklus bei- und untergeordnet wird. Schließlich verliert sie sich im weiten Hintergrund anderer Episoden, wie der „Ruhe auf der Flucht“, wo sie nur noch genrebildartig das „Milieu“ der Legende zu illustrieren hat⁵⁾. Im Mittelalter ist die dann mehr und mehr zum unverstandenen Bildtopos gewordene Legende vermutlich deshalb so häufig behandelt worden, weil sie nicht nur einen unterhaltsamen Erzählstoff anschaulich vorführte, sondern auch bestimmte katechetische Absichten verfolgte, die in ihr symbolhaft enthalten waren.

Über die Kornfeldlegende gibt es eine reiche Literatur. Nach Emil Mâle (1925)⁶⁾, Karl Vogler (1930)⁷⁾, Joseph Vendryes (1948)⁸⁾, Louis Réau (1957)⁹⁾, Ulrich Steinmann (1964)¹⁰⁾ u. a. haben ihr vor allem Leopold Schmidt (1954, 1955, 1963)¹¹⁾ und Hans Wentzel (1957, 1965)¹²⁾ eigene Untersuchungen gewidmet. Während H. Wentzel vor allem die bildlichen Ausgestaltungen der Legende verfolgte (von denen er eine ungewöhnlich große Zahl nachweisen konnte), widmete Leopold Schmidt ihr eindringende kulturgeschichtliche Untersuchun-

⁴⁾ D.-R. Moser, Die hl. Familie auf der Flucht. Apokryphe Motive in volkstümlichen Legendenliedern (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 21, 1972, 255—328).

⁵⁾ H. Wentzel, Die „Kornfeldlegende“ (Aachener Kunstblätter 30, 1965, 131—143, bes. 132).

⁶⁾ E. Mâle, L'Art Religieux en France, II, 6. Aufl., Paris 1925, 220.

⁷⁾ K. Vogler, Die Ikonographie der Flucht nach Ägypten, Diss. Heidelberg 1931, 43—47.

⁸⁾ J. Vendryes, Le miracle de la Moisson en Galles (Comptes Rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres 1948, Paris 1949, 64 ff.).

⁹⁾ L. Réau, L'Iconographie de l'Art Chrétien, Reihe II, Bd. II, Paris 1937, 277.

¹⁰⁾ U. Steinmann, Das Andachts-Gebetbuch vom Leiden Christi des Kardinals Albrecht von Brandenburg (Aachener Kunstblätter 29, 1964, 139—177, bes. 161 ff.).

¹¹⁾ L. Schmidt, Barbara- und Luciaweizen. Die Verbreitung der weihnachtlichen Tellersaat im Burgenland (Kultur und Volk. Festschrift für Gustav Gugitz, Wien 1954, 387—418); ders., Die Kornfeldlegende. Ein apokryphes Motiv von der Flucht nach Ägypten in Volkserzählung, Volkslied, Schauspiel und bildender Kunst (Alte und neue Kunst. Wiener kunstwissenschaftliche Blätter, IV, 1955, 24 ff.); erweitert in: ders., Die Volkserzählung. Märchen, Sage, Legende, Schwank, Berlin 1963, 259—264.

¹²⁾ H. Wentzel, Die Kornfeldlegende in Parchim, Lübeck, den Niederlanden, England, Frankreich und Skandinavien (Festschrift Kurt Bauch. Kunstgeschichtliche Beiträge zum 25. November 1957, Stuttgart — München 1957, 177—192); ders., Die „Kornfeldlegende“ (wie Anm. 5).

gen, die die große Spannweite der Erzählung zwischen brauchwürdiger Tellersaat, Volksschauspiel, Volkslied und Bilddarstellung aufzeigten und obendrein noch Ergebnisse für die Sachgüter- und Geräteforschung erbrachten. Trotz aller Bemühungen lag jedoch die Entstehungsgeschichte der Legende bisher völlig im Dunkeln, was verständlicherweise zu Spekulationen über ihre Herkunft führte. Zwar hatte L. Schmidt schon 1954 den kulturgeschichtlichen Ort der Legende abgesteckt, als er sie in Beziehung zu manchen Heiligenlegenden aus der Wendezeit zwischen Antike und Frühmittelalter setzte, doch wurde noch 1965 gefragt, ob es sich bei ihr nicht um die Illustration eines Stoffes aus nordgermanischem Legendenschatz und damit um eine Umprägung und Adaptierung eines Themas der vorchristlichen Sage handelte¹³⁾. Früher war bereits versucht worden, die Legende aus französischer Spielmannstradition abzuleiten¹⁴⁾. Fest stand jedenfalls, daß sich die literarische Quelle für sie in den apokryphen Kindheitsevangelien (dem Thomas-Evangelium, dem Evangelium Infantiae Arabicum, dem Ps.-Matthäus-Evangelium) nicht findet. Den ältesten Beleg bietet erst ein französisches Gedicht der Handschrift Paris BN m. fr. 1533 aus dem 13. Jahrhundert. Mehrere weitere Belege aus Frankreich¹⁵⁾ ließen die Vermutung aufkommen, daß die Legende auf französischem Boden entstanden sei. Aber diese Vermutung stützte sich doch auf eine noch relativ schmale Materialbasis. Die Erzählung ist weiter verbreitet gewesen, als die bisherigen Arbeiten zeigen. Vor allem beschränkt sich die Überlieferung nicht auf West- und Nordeuropa. Auch in Karelien, dem ostkirchlichen Bereich Finnlands¹⁶⁾, ferner bei den Sorben in der Ober- und Niederlausitz, sogar in Polen, Rußland und in der Tschechoslowakei ist sie nachweisbar¹⁷⁾.

¹³⁾ H. Wentzel (wie Anm. 5), 132.

¹⁴⁾ W. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas I, Halle 1911, 254; vgl. L. Schmidt, Die Kornfeldlegende (wie Anm. 11), 261.

¹⁵⁾ Zusätzliche Nachweise verdanke ich der Liebenswürdigkeit von Herrn Dr. Klaus Beitzl, Wien. Sie betreffen die Orte Lanslevillard, Mauriennetal, Dép. Savoie (Chapelle St.-Sébastien, Wandmalereien aus dem 15. Jh., Kornfeldlegende im Zyklus des Christuslebens) und La Brigue, Royatal, Dép. Alpes-Maritimes (Wallfahrtskirche Notre-Dame-des-Fontaines, Fresko des 15. Jh., darunter eine Darstellung der Flucht nach Ägypten mit Kornfeldlegende. Abb. bei: Pierre Silvy, Pèlerinage N.-D.-des-Fontaines. Guide-Souvenir. Nice 1963, Abb. 9 auf Tafel zwischen S. 68 und 69).

¹⁶⁾ Abdruck einer aufschlußreichen, durch Triplizierung gesteigerten Fassung der Legende bei Martti Haavio, Die Vögel des Schöpfers, Berlin 1967, 29—34.

¹⁷⁾ L. Haupt—J. E. Schmalzer, Volkslieder der Sorben in der Ober- und Niederlausitz, Berlin 1953 (Nachdruck der Ausgabe Grimma 1841), Nr. 274; Fr. Sušil, Moravské Národní Písň, Bd. I, Brünn 1860, 4. Aufl. Prag 1951, 19, Nr. 16; Bezsonof, Kalyeki Perekhozie II, 116, Nr. 319; Golovatsky, II, 9, Nr. 13.

Mag ihr Vorkommen im ebenfalls noch zu wenig ausgeschöpften englischen Sprachbereich¹⁸⁾ auf französischen Einfluß zurückgehen, ist das bei den osteuropäischen Überlieferungen, vielleicht abgesehen von Polen, eher unwahrscheinlich. Man wird darum eine Herkunft aus dem Bereich der Ostkirche und die Übertragung nach Frankreich im Zusammenhang mit den Kreuzzügen immerhin erwägen müssen. Eine Entscheidung darüber ist im Augenblick noch nicht möglich.

Anders verhält es sich dagegen mit der Frage nach den geschichtlichen und symbolischen Grundlagen der Kornfeldlegende, deren nunmehr mögliche Beantwortung zugleich einen bemerkenswerten theologischen Sinn dieser Erzählung erschließt. Rufen wir uns ihren Inhalt kurz ins Gedächtnis. Die sorbische Fassung lautet¹⁹⁾:

- 1 Gerste säet der arme Mann
Dort am Weg, am Weg, am Steg.
- 2 Da ging die heilige Maria vorbei
Mit ihrem kleinen Kindelein.
- 3 „Helf dir Gott, helf dir Gott, mein lieber Mann,
Helf dir Gott und auch der Gerste dein.
- 4 Wenn du die Gerste wirst haben gesät,
Geh nach der Sichel nur immer nach Haus.
- 5 Säte sie fertig an einem End,
Fang an zu schneiden am anderen End.
- 6 Gehen allhier die Juden vorbei,
Juden, das sündhafte Heidenvolk;
- 7 So verschweige du ihnen mich nicht,
Aber verrate mich ihnen auch nicht.“
- 8 Hinter den Berg war Maria geeilt,
Juden, die sündhaften, kamen gejagt.
- 9 „Helf dir Gott, helf dir Gott, mein lieber Mann!
Helf dir Gott und auch der Gerste dein.
- 10 Ging denn hier nicht ein Weib vorbei
Mit ihrem kleinen Kindelein?“
- 11 „Ja, unlängst ging hier ein Weib vorbei,
Als ich so eben die Gerste gesät.“

¹⁸⁾ Zahlreiche Nachweise bei F. J. Child, *The English and Scottish Popular Ballads*, 2. Aufl. New York 1965, II, Nr. 55 mit Ergänzungen: II, 509; III, 507; IV, 462; V, 220, z. T. ermittelt durch R. Köhler. Deutsche Übersetzung der englischen Fassung bei E. Fried, *Der Stern, der tat sie lenken*, München 1966, 70—73. Zur skandinavischen Überlieferung vgl. auch S. Grundtvig, *Danmarks gamle folkeviser I ff.*, Kopenhagen 1853 ff., bes. III, 882, usw. Zu den bisher bekannten bildlichen Darstellungen tritt eine Detailwiedergabe aus dem Horarium der Sächsischen Landesbibliothek Dresden, Ms. A 147, bei H. Deckert, *Immerwährender Kalender*, Berlin 1970.

¹⁹⁾ Nach L. Haupt — J. E. Schmalier (wie Anm. 17).

- 12 „Über dich dummen und albernen Mann!
Das ist ja schon vor zwölf Wochen geschehn.“
- 13 Alsobald kehrten, ja kehrten dort um
Juden, das sündhafte Heidenvolk,
- 14 Stachen die Kindelein alle tot
Von dem ersten bis zweiten Jahr.
- 15 Stachen die Kindelein alle tot,
Jesum Christum fanden sie nicht.

Vordergründig dient das Wunder von dem unmittelbar nach der Saat aufschießenden Getreide der Lösung einer im Grund unlösbaren Märchenaufgabe: nichts zu verschweigen und dennoch nichts zu sagen. Als die Verfolger kommen und den Mann nach den Gesuchten fragen, kann er ihnen guten Gewissens sagen, daß er sie bei der Saat gesehen habe. Da das Korn bereits gereift ist, wännen die Verfolger, dies sei zwölf Wochen her, und kehren um. Maria und das Kind sind gerettet. Gewiß geht es hier um ein „seltsames Schweben zwischen Wahrheit und Unwahrheit“²⁰⁾, um den frommen Betrug der Schergen, der es ermöglicht, die handfeste Lüge zu umgehen, die Gott — nach Meinung mittelalterlicher Theologen — ebenso haßt wie verfälschende „figmenta“²¹⁾. „Das Gotteskind war da mehr oder minder ein Märchenheld geworden, der sich augenblendender Mittel bedienen durfte“²²⁾ (L. Schmidt) — aber war dies der zugrundeliegende Gedanke, dem Bild und Erzählung Ausdruck verleihen sollten? Auch H. Wentzel spricht in diesem Zusammenhang von einem Märchen²³⁾, und märchenhaft mutet die Geschichte auch an.

Dennoch ist sie in Wirklichkeit anders gemeint gewesen. Sie stellte, wie sich zeigen wird, die bildhafte Ausprägung des Gedankens dar, daß das Korn im Acker derer, die gerecht sind, aufgeht und an das Licht kommt, eine Prägung, die dann umgekehrt dazu gedient hat, die Gerechtigkeit des Säenden und der auf dem Acker Befindlichen durch das Eintreten des Kornwunders unter Beweis zu stellen. Das Wunder war also eigentlich gar kein Wunder im heutigen Sinn, sondern nur die Erfüllung einer Art prophetischer Erkenntnis. Damit entsprach es aber der Definition des hl. Thomas von Aquin, daß ein Wunder ein übernatürliches Geschehen mit Verweischarakter sei. Es trete ein, um auf eine bestimmte Heilswahrheit aufmerksam zu machen. Dem mittel-

²⁰⁾ L. Schmidt, Die Kornfeldlegende (wie Anm. 11), 263—264.

²¹⁾ Vgl. K. Schreiner, Zum Wahrheitsverständnis im Heiligen- und Reliquienwesen des Mittelalters, in: Saeculum (Freiburg — München) 17, 1966, 131—169.

²²⁾ L. Schmidt, Die Kornfeldlegende (wie Anm. 11), 263—264.

²³⁾ H. Wentzel, Die „Kornfeldlegende“ (wie Anm. 5), 143, Anm. 40.

alterlichen Betrachter gab die bildliche, Darstellung nicht nur den Bericht von der Irreführung der Verfolger, sondern zugleich dessen Interpretation. Er verstand zwar auch ohne weitere Vorkenntnisse, daß diese Verfolger ähnlich blind waren wie z. B. der Longinus der Lanzenstichlegende, der Christus einst unmittelbar vor sich gesehen, aber sein Wesen nicht erkannt hatte, und der darum später, als die Blindheit von ihm gewichen war, Maria um Vergebung bitten mußte. Aber er sah noch mehr — daß nämlich die Verfolger das göttliche Signum, das ihnen durch das Kornfeldwunder vor Augen geführt auf Grund ihrer Vorkenntnisse verstanden. Daß hier zu falscher Zeit Korn reift, ist im Grunde genau so wenig übersehbar wie etwa das Blühen der Bäume in der Winternacht der Geburt des Heilandes. Dennoch sehen die Schergen das nicht. Wären sie nicht verstockt, müßten sie sofort begreifen, daß ihre Verfolgung den Falschen gilt. Sie stehen vor dem Acker der Gerechten — und merken es nicht; eindringlicher ließ sich ihre Verstocktheit kaum vor Augen führen. Es ist ein sinnfälliger, keineswegs willkürlicher Zug, daß sie an dieser Stelle umkehren müssen: sie dürfen, ja können den Acker der Gerechten nicht betreten. Das Wunder richtet eine Grenzscheide zwischen den Gerechten, dem armen Bauern und der hl. Familie, und ihnen, den Ungerechten auf, die an die Verfolgten nicht gelangen können. Darum kehren sie nach Bethlehem zurück, wo sie das Leben der kleinen Kinder vernichten. Das dualistische Weltbild des Mittelalters tritt auch hier in sein Recht, findet seinen Ausdruck, seine dichterische Formung.

Der mittelalterliche Betrachter der Kornfeldlegende verstand die Bilderzählung anders als der unbefangene Interpret späterer Zeiten, weil er das Kornfeldwunder aus einer spannungsreichen, geradezu romanhaften Erzählung aus dem Bereich der apokryphen Literatur kannte; allerdings nicht aus den Kindheitslegenden — in denen man es darnach auch vergeblich gesucht hat —, sondern aus den einst weit verbreiteten apokryphen Aposteltaten, den „Acta Petri et Andreae“. Diese Akten, die von W. Schneemelcher und de Santos in das 6. Jahrhundert datiert werden²⁴⁾, setzen die ebenfalls apokryphe „Peregrinatio Apostolorum“ fort, von der ein Teil auf die Andreasakten des zweiten Jahrhunderts zurückgeht. Sie sind in drei Redaktionen überliefert: einer griechischen, einer altslavischen und einer äthiopischen. Leider teilt Schneemelcher keine Texte aus der für die Kulturgeschichte auch sonst sehr bedeutsamen Quelle mit. Immerhin liegt die griechische Redaktion, die teilweise fragmentarisch ist, im Abdruck nach der Handschrift Barocc. 180 der Bibl. Bodleiana bei

²⁴⁾ E. Hennecke — W. Schneemelcher, Neutestamentliche Apokryphen in deutscher Übersetzung, 4. Aufl. Tübingen 1971, II, 403.

Constantinus Tischendorf vor ²⁵⁾, während der altslavische Text in den „Denkmälern der apokryphen Literatur“ von N. Tichonravov ediert worden ist ²⁶⁾. Eine Zusammenstellung der Überlieferung gab bereits R. A. Lipsius 1883 ²⁷⁾, neuere Literatur weisen W. Schneemelcher und de Santos nach.

Die „Acta Petri et Andrae“ schildern die Erlebnisse der Apostel Petrus, Andreas, Matthäus, Alexander und Rufus. Ihnen erscheint Christus in Knabengestalt; er begrüßt Petrus als Oberbischof seiner Kirche, danach den Andreas, ermahnt sie zur Standhaftigkeit und befiehlt ihnen, in die Stadt der Barbaren zu gehen, um dort ihr Bekehrungswerk fortzusetzen. Nachdem er in den Himmel zurückgekehrt ist, brechen die Apostel auf. Nach den Erfahrungen, die sie zuvor in der Menschenfresserstadt gemacht haben, sorgt sich Andreas, daß ihnen in der Barbarenstadt neue Mühsal begegnen könnte. Unterwegs sehen sie in der Ferne einen Bauern auf dem Feld, und Petrus beschließt eine Art Orakel. Er wolle sehen, sagt er zu Andreas, ob ihnen der arbeitende Greis Brot geben werde. Werde er das tun, so werde sie keine Mühsal in der Stadt der Barbaren erwarten. Sollte er ihnen aber kein Brot geben, so wäre dies ein Zeichen, daß neue Mühsalen ihrer harren. Als sie den Bauern erreichen, begrüßt Petrus ihn. Er klagt ihm, daß sie Hunger leiden müßten, während er für seine Kinder und Kindeskinde das Brot anbaue. Sogleich erbarmt sich der Bauer und sagt: „Bleibt hier, achtet auf die Rinder, den Pflug und den Acker, damit ich in die Stadt eile und euch Brot hole.“ Petrus antwortet: „So lange du uns Gastfreundschaft gewährst, werden wir uns um Vieh und Acker kümmern. Sind das deine Rinder?“ Der Bauer verneint; er habe sie nur gemietet. Dann geht er in die Stadt. Petrus erhebt sich, umgürtet sich mit dem Oberkleid und einem leinernen Tuch und sagt zu Andreas, daß der Greis die größte Mühsal erleide, weil er ihretwegen mit dem Pflügen aufgehört habe. Er ergreift den Pflug, während Andreas, nach nur kurzem Widerstreben wegen der neuerlichen Anstrengung, das Korn aussät und dazu spricht: „D a s K o r n,

²⁵⁾ C. Tischendorf, *Apocalypses Apocryphae Mosis, Esdrae, Pauli, Iohannis, Item Mariae Dormitio, Additis Evangeliorum et Actuum Apocryphorum Supplementis*, Leipzig 1866, 163—167, bes. 165—166. Ich gebe eine leicht geraffte Übersetzung des griechischen Textes, bei den Zitaten den Wortlaut.

²⁶⁾ N. Tichonravov, *Pamjatniki otrečennoj russkoj literatury*, St. Petersburg 1863, II, 5—10. Inhaltsangabe auch bei E. Kozak, *Die biblisch-apokryphe Literatur bei den Slawen*, in: *Jahrbücher für protestantische Theologie* 18, 1892, 127—158, bes. 146. Eine Kopie des Textes verdanke ich dem Entgegenkommen von Herrn Dr. Isidor Levin, Leningrad.

²⁷⁾ R. A. Lipsius, *Die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden*, I, Braunschweig 1883, 553—554. Das für die Erzählforschung sehr wichtige Werk verfügt leider nicht über Register, was seine Erschließung verhindert hat. Bei Thompson ist es nicht berücksichtigt.

das in die Erde strömt, gehe auf in dem Acker der Gerechten und komme ans Licht²⁸⁾.

Hier bricht der griechische Text ab. Aber aus dem äthiopischen und dem altslawischen Text sehen wir, was weiter geschieht. Kaum hat Andreas die entscheidenden Worte gesprochen, geht die Saat auf; sie schießt in die Halme und trägt reichliche Frucht. Der Greis kommt mit den Broten zurück und sieht das Wunder, das die Apostel während seiner Abwesenheit vollbracht haben. Er fällt ihnen zu Füßen und bekehrt sich. Auf das Geheiß des Petrus bringt er dann die Ochsen, die er nur gemietet hatte, ihrem Eigentümer zurück und nimmt eine Garbe von den wunderbaren Ähren mit sich, die das Erstaunen des Torwächters (nach dem altslawischen Text: der Bürger) erregt — denn es ist keine Erntezeit. Zuhause bereitet der Greis alles zum Empfang der Apostel vor. Die Kunde von der Wundergarbe verbreitet sich in der Stadt; die Ältesten lassen den Mann vor sich kommen und zwingen ihn, das Geschehene zu erzählen. Was folgt, steht mit dem Kornfeldwunder nur mehr in weiterem Zusammenhang.

Die Legende liegt hier offensichtlich in einer prototypischen Fassung vor, zu der dann das spätere Gegenstück, die Kornfeldlegende im Episodenzyklus der „Flucht nach Ägypten“, die spiegelbildliche Umkehrung bietet. Das Korn im Acker der oder des Gerechten soll nach dem Wunsch des Apostels aufgehen — und es geht auf, womit bewiesen wird, daß der Sämann gerecht ist. Aber wie kann ein Heide, ein Ungetaufter, noch Unbekehrter im christlichen Sinn gerecht sein? Die Legende aus den Apostelakten gibt darauf die gleiche Antwort, die Jesus in der Bergpredigt auf die Formel gebracht hatte: *Beati misericordes; quoniam ipsi misericordiam consequentur* (Matth. 5, 7). Der Barmherzige, der den Not leidenden Aposteln das Brot bringt — diese lebensnotwendige Nahrung, die nach dem Eucharistiedenken auch immer auf den mystischen Leib Christi bezogen ist — und der zu diesem Zweck seinen eigenen Vorteil hintanstellt, ist gerecht auch vor der Bekehrung und Taufe, und er wird wegen dieser seiner Gerechtigkeit durch eine naturüberwindende Tat der Apostel, das Kornwunder, aus seinem Elend erlöst. Und weil er gerecht ist, ist er Christ, auch wenn der formale Akt der Bekehrung noch nicht vollzogen ist: er erkennt das Geschehene als Wunder Gottes und bekehrt sich.

Wie anders die Juden, die in der Kornfeldlegende des „Flucht“-Zyklus vor dem Acker stehen und durch das gleiche Wunder zur

²⁸⁾ C. Tischendorf (wie Anm. 25), 166. In der altslawischen Fassung segnet Petrus den Weizen und sät ihn aus. Rufus, Alexander und Matthäus fordern den himmlischen Tau, den Wind und die Wolken herbei und befehlen ihnen, über dem Acker zu ruhen.

Erkenntnis des Göttlichen gebracht werden könnten! Sie sehen — und sehen doch nicht, weil sie nicht barmherzig, darum auch keine Christen sind. Ihre Blindheit vor dem aus Gottes Allmacht bewirkten Naturwunder beweist es.

Hier schließt sich allerdings die Frage an, ob das Kornwunder innerhalb der Flucht-Legenden wirklich von Anbeginn an dazu gedient hat, die Verfolger der hl. Familie abzuschrecken; oder ob es sich dabei nicht vielmehr erst um eine Sekundärstufe handelt. Die englische und die finnisch-karelische Überlieferung weisen unabhängig voneinander auf eine andere Primärfunktion des Motivs hin. Das englische Lied „The Carnal and the Crane“ (Child Nr. 55) reiht mehrere Episoden aus der Kindheitsgeschichte aneinander (Geburt, hl. drei Könige, Flucht nach Ägypten mit Tierwunder und Kornfeldwunder, Bethlehemischer Kindermord), in denen es wesentlich um die Bezeugung der göttlichen Natur Jesu und seiner Mutter geht. Zunächst verkünden die hl. drei Könige dem Herodes, daß ein Kind geboren sei, welches kein König töten könne. Erzürnt repliziert Herodes: wenn solche Wunder geschähen, solle sein gebratener Hahn auf dem Teller dreimal krähen. Sofort geschieht das Wunder. Das Tier wird zum Zeugnis, daß die drei Könige recht gesprochen haben, wieder lebendig²⁹⁾. In direkter Parallele dazu steht wenig später das Bekenntnis des Bauern im Flucht-Zyklus (Übersetzung von Fried):

Der Sämann fiel auf die Knie
Als er ihn (Jesus) vor Augen sah.
„Gar lang hat man dich erwartet,
Aber nun bist du endlich da.

Und ich glaube nun auch selber,
Daß du Jesus mit Namen heißt
Und daß du der Heiland der Menschheit bist,
Der du Gnade für Recht erweist.”

„Die Wahrheit, Mensch, hast du gesprochen,
Und glaub mir, das wird mir noch schwer,
Denn ich muß vergießen mein kostbares Blut
Für dich und Tausende mehr.

Und wenn hier einer vorbeikommt
Und wenn er dich fragt nach mir,
So sag ihnen, Jesus zog hier vorbei,
Als du gesät hast hier.”

Das Kornwunder bestätigt zunächst das Bekenntnis des Bauern,

²⁹⁾ Vgl. L. Kretzenbacher, Zeugnis der stummen Kreatur. Zur Ikonographie eines Mirakels der Nikolaus von Tolentino-Legende, in: Festschrift Matthias Zender, Bonn 1972, 435—446. Der Verf. weist die Herkunft dieser Version der Hahnenlegende aus der dem Raimbert von Paris zugeschriebenen chanson de geste „Ogier le Danois“ nach (S. 444).

dann erst dient es der Blendung der Verfolger. Die Saat im Acker dessen, der Christus als Heiland begreift, geht spontan auf. Ähnlich in der Version aus Karelien:

Jungfrau Maria, junge Mutter,
heilge Magd, die himmlische,
ging durch Sümpfe, ging durch Felder,
ebenso durch öde Wälder.
Da begegnete sie einem Gerstensämann.
„Guten Tag, Gott helfe dir, Gerstensämann“,
Sagte die Jungfrau Maria.
„Guten Tag, Mutter Gottes“,
Sagte der Gerstensämann...

Und es schließt sich die Erzählung vom Kornwunder an. Die Richtigkeit des Zeugnisses für Christus wird also einmal durch ein Wunder aus dem tierischen Bereich, dann durch ein anderes aus dem pflanzlichen Bereich dargelegt: der Hahn wird lebendig, das Korn reift gleich nach der Saat — in beiden Fällen wird die Natur überwunden. Der Unterschied besteht darin, daß Herodes und seine Leute das zweite Wunder nicht bemerken. Sie Saat geht im Acker des Gerechten auf, und die Irreführung der Verfolger fügt sich an.

Die Kornfeldlegende der „Flucht nach Ägypten“ hat also einen tieferen Sinn als nur den, Christus als Märchenhelden zu zeigen, der sich augenblendender Mittel bedienen durfte. Aber dieser Sinn konnte sich dem heutigen Verständnis nicht erschließen, so lange die apokryphe Quelle für sie nicht gefunden worden war: die so charakteristische, wohl auch typische Missionslegende der „Acta Petri et Andreae“, die das Wort von dem Korn, das im Acker der Gerechten aufgeht, in so einprägsamer Weise umsetzte. Als man im späten Mittelalter diesen Hintergrund vergaß, mußte auch das Verständnis für den symbolischen Gehalt der Darstellung verloren gehen. Durch die homiletische Praxis konnte er sich nicht erschließen, da die Sentenz nicht biblischen Ursprungs ist, sondern nur den Apostelakten angehört. Zwar begegnen verwandte Sentenzen schon im Alten Testament nicht selten (z. B. Proverbien 10 ff.), doch ist der genaue Wortlaut dort nicht enthalten. Immerhin muß der Gedanke noch zur Zeit der Entstehung der Flucht-Episode bekannt gewesen sein, und es scheint sogar, als habe er das Denken auch sonst erfüllt. In der ehemaligen deutschen Außensiedlung Gottschee hat sich ein Legendenlied vom heiligen Ambrosius erhalten (Gesamtausgabe Nr. 177)³⁰⁾, in dem erzählt wird, daß der Heilige ein gottgefälliges Leben führt und jede Arbeit mit dem Satz „In Gottes Namen, in Jesu Namen“ beschließt. Als er mit seinen Knechten und Mägden auf das Feld kommt, ist die

³⁰⁾ R. W. Brednich — W. Suppan, Gottscheer Volkslieder. Gesamtausgabe, II, Mainz 1972, 166—168.

Arbeit bereits getan — die Saat geht auf im Acker des Gerechten. Auch die Legende von dem Turnier, das Maria für einen Ritter siegreich bestreitet, während dieser betet³¹⁾, gehört in diesen Umkreis. Aber das beste Beispiel bietet die Kornfeldlegende, die in der Gottschee (wohl im Anschluß an das Patrocinium) dem hl. Gregor beigelegt worden ist: Als der Heilige seine Felder bestellt, ziehen Wallfahrer zu einer Primiz auf den Gregorsberg. Er läßt seine Arbeit im Stich und schließt sich den Wallfahrern an. Als die Messe vorüber ist und er zu seinem Acker zurückkommt, sieht er die Engel bei der Arbeit. Sie pflügen, Gott selber sät den Weizen, und Maria schneidet hinter ihm die aufschießenden Weizenhalme ab. Der Heilige begleitet dieses Wunder mit den Worten: „Was Gott haben will, ist leicht getan“³²⁾. Aber dieser Kommentar stammt offensichtlich aus einer Zeit, als der Gedanke, der der Erzählung zugrundelag, bereits verblaßt war. Es ging hier wieder um das Zeugnis vom rechten Tun. Der Mann, der seine Arbeit im Stich ließ, um das Sakrament der Priesterweihe mitzufeiern, brachte seine Zeit nicht unnütz zu, sondern erwies sich damit als Gerechter: die Saat im Acker des Gerechten ging auf und kam ans Licht; was Gott selbst säte, konnte Maria für ihn ernten. Auf Andachtsbildchen zu Ehren des Bauernpatrons Isidor sieht man gelegentlich den Heiligen unter einem Kreuz sein Gebet verrichten, während zu gleicher Zeit ein Engel mit dem Ochsespann den Acker pflügt. Da lebt der Gedanke wohl abgeblaßt nach.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Sentenz noch weitere Realisationen erfahren hat. Die vorweihnachtlichen Tellersaaten, zu denen wenigstens im Burgenland auch die Kornfeldlegende getreten ist (L. Schmidt), mögen auch in ihr eine theologische Begründung gehabt haben. Da das unzeitige Aufgehen des Kornes zum Nachweis des Gerechtheits diente, konnte naives Analogiedenken dazu reizen, diese Qualität durch eine schlichte Praktik selbst zu erlangen, durch die Tellersaat, die gerade am Tag der Geburt des Erlösers aufging. Der Adventsbrauch gewinnt so eine neue Perspektive in Richtung auf die Brauchträger. Diese sollten sich bis zur Ankunft des Erlösers von Ungerechten zu Gerechten wandeln — ein Wunsch, der dem zugrundeliegenden Missionsdenken wohl anstand, zumal er sich in der aufsprießenden Saat naturhaft manifest machen ließ. Das kleine Naturwunder der Tellersaat enthüllt so über den Abstand der Jahrhunderte ein Denken, das von der Beobachtung der pflanzlichen und menschlichen Natur ausging und in ihrer Überwindung durch das Über-

³¹⁾ In der Fassung des Passionalis leicht zugänglich bei G. Frenken, Wunder und Taten der Heiligen, München 1964, 232—235.

³²⁾ R. W. Brednich — W. Suppan (wie Anm. 29), 182—183 = Ad. Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee, Graz 1895, 213—214.

natürliche das wahrhaft Göttliche sah, das nur den mit Blindheit Geschlagenen verborgen bleiben mußte — zum Beispiel den Verfolgern der hl. Familie auf der Flucht, die vor dem Acker der Gerechten Halt machen mußten.

Es ist klar, daß mit dieser Herleitung der Kornfeldlegende aus den apokryphen Apostelakten die Theorien über die Entstehung im Bereich der französischen Spielmannsdichtung oder der altgermanischen Sagen an Boden verlieren. Die katechetische Intention setzt den schöpferischen Akt einer Sinnggebung im christlichen Bereich voraus. Wir wissen zwar nicht, wer als erster auf den Gedanken gekommen ist, die Erzählung in die Reihe der Fluchtepisoden zu übernehmen. Aber es ist klar, was sich der Betreffende dabei gedacht hat. Es ging ihm nicht um Märchenwunder, sondern um Heilslehre, die er im Zuge fortdauernder Christianisierung denen darbot, denen sich das Verständnis für sie noch nicht verschlossen hatte.

Um den Begriff der „Gemeinschaft“

Bemerkungen zu der Arbeit von H. Fielhauer, „Maulgabe und Mahlgemeinschaft“

Von Richard Wolfram

Helmut Fielhauer veröffentlichte im 3. Heft des Jahrganges 1973 dieser Zeitschrift eine umfangreiche Arbeit über „Maulgabe und Mahlgemeinschaft“. Sie zeichnet sich durch eine Fülle von Stoff aus erster Hand aus, der vielfach durch eigene Feldforschung und Miterleben gekennzeichnet ist. Ebenso durch ein Streben, die Erscheinungen nach ihrem Wesen zu erkennen und zu ordnen. Ein bisher nicht genügend und zusammenfassend behandeltes Stück Brauchtum wird hier in seinen niederösterreichischen Formen dargelegt und untersucht.

Die Arbeit ist ein Stück aus einem größeren Ganzen, nämlich einer Brauchtumsaufnahme von Niederösterreich, welche die kulturregionale Gliederung dieses Landes hervortreten lassen soll. Sie orientiert sich an meinen schon vor über 30 Jahren begonnenen Brauchtumsaufnahmen von Tirol und Salzburg und wurde weitgehend von mir angeregt und gefördert. Sie geht auch methodisch in der Verbindung von Fragebogen und direkter Feldforschung meine Wege. Die Gesamtdarstellung Niederösterreichs im Brauch war auch als Habilitationsschrift geplant. Formal lehnt sich der hier zu besprechende Aufsatz auch in mehrfacher Hinsicht an Teiluntersuchungen an, die ich als Ausschnitte aus meinen eigenen Flächenuntersuchungen besonders Salzburgs und der Gottschee veröffentlichte. Im Hinblick auf die große Arbeit Fielhauers und in Übereinstimmung mit ihm verzichtete ich im letzten Jahrzehnt auch darauf, eigene Untersuchungen in Niederösterreich voranzutreiben oder zu veröffentlichen.

Wie es so geht, spürt man in der nun erschienenen Teilarbeit H. Fielhauers auch ein Streben, seine Selbständigkeit durch ein gewisses Abstandnehmen von mir darzutun. So weit es sich dabei um einen sachlich begründeten Fortschritt unseres Erkennens handelt und ein Gespräch mit Argument gegen Argument, ist dagegen nichts zu sagen. Unterschwellig ist jedoch aus verschiedenen Formulierungen auch eine emotionale Triebfeder zu erkennen, die zu einem Mißverstehen dessen führt, was ich eigentlich denke und meine. In Anm. 86 kündigt Fielhauer weitere und eingehendere Auseinandersetzungen an, wenn er im Hinblick auf meine Abhandlung „Prinzipien und Probleme der

Brauchtumsforschung" ¹⁾ schreibt: „Diese Zusammenfassung seiner Forschungsprinzipien läßt allerdings gut die methodischen Schwächen und grundsätzlichen Mißverständnisse erkennen, auf die andernorts eigens einzugehen sein wird". Es könnte daher einem Ausräumen von Mißverständnissen — auch solcher Fielhauers — dienen, wenn nachfolgend einiges Grundsätzliche zum Gemeinschaftsbegriff gesagt wird, den Fielhauer bei mir besonders aufs Korn nimmt. Auch für die Gesamtdiskussion in unserem Fache, die heute ziemlich „engagiert" geführt wird, könnte das von Nutzen sein. Vor allem aber erklärt es meine Stellungnahmen, wenn ich darstelle, wieso es zu ihnen kam und was ihre Absicht war.

1969 geschah im Zusammenhang mit der deutschen Volkskundetagung in Detmold der Vorstoß einer neuen Richtung in der Volkskunde, welche sich vorwiegend an der Soziologie ausrichtet. Die Auseinandersetzung kann man an einem Hauptbeispiel im 65. Jahrgang der deutschen Zeitschrift für Volkskunde ablesen. Der Vorstoß geschah mit einem Hintergrund der Leidenschaft und des Umstürzenwollens, die sich auch in der Sprache dieser Stellungnahmen ausdrücken. Ich führe nur die Formulierung von Utz Jeggle ²⁾ an: „Bestimmte volkskundliche Grundbegriffe müssen ausgetrieben werden: Volk, Grundschicht, Sitte, Gemeinschaft (samt verkappten Nachfolgern) u. a. m."

Dieser Extremismus ist es, gegen den ich mich wandte. Denn wenn auch die Ausdruckweise nicht bei allen Verfechtern der neuen Ansichten gleich scharf ist, im Sachlichen stimmen sie überein.

Bei meinen Einwänden, die besonders das Ausscheiden des Gemeinschaftsbegriffes betrafen, wies ich auf etliche — zugegeben — Extremfälle hin, welche verdeutlichen sollten, daß die heutige Soziologie, die vor allem Verhältnisse der Industriegesellschaft untersucht, mit ihren Maßstäben und Fachwörtern nicht alles in den Griff bekommt, was im Volksleben vorhanden ist. Ich verwies auf das Gefühl der Zusammengehörigkeit alles Lebendigen, das zu einem Hof gehört, wie es sich im Einladen auch der Tiere, Bäume und Felder zum „heiligen Mahl" am Mittag des 24. Dezember offenbart, wo das Leben für die Zeitspanne des kommenden Jahres neu befestigt wird ³⁾. Die

¹⁾ Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte, 278. Band, 2. Abhandlung, Wien 1972.

²⁾ Hessische Blätter für Volkskunde, 60. Bd., Gießen 1969, S. 253.

³⁾ vgl. R. Wolfram, Weihnachtsgast und heiliges Mahl, Zs. f. Volkskunde 58. Jg., Stuttgart 1962; dazu auch M. Eliade, Der Mythos der ewigen Wiederkehr, Düsseldorf 1953; ders.: Die Religionen und das Heilige, Salzburg 1954. Im übrigen stieß ich nicht erst einige Jahre nach Burgstaller (1957 seine „Brauchtumsgebäcke") auf die weihnachtliche Maulgabe und das „heilige Mahl", wie Fielhauer S. 202 annimmt, sondern schon 1940 in Tirol und 1950 in Salzburg.

gleiche Verbundenheit gibt sich ja auch kund im Ansagen des Todes des Hausvaters an die Haustiere ⁴⁾. „All das ist nicht mehr ‚Gruppe‘ (im Sinne der heutigen Soziologie), sondern etwas ganz anderes“, schrieb ich damals.

H. Fielhauer erklärt demgegenüber, die Annahme einer Gemeinschaft zwischen Mensch und Natur sei unhaltbar. „Derartige Gefühlswerte als bindendes Element sind denn doch ... bloß auf Gegenseitigkeit ... denkbar. Wenn sich ein Einzelner oder eine bestimmte Gruppe jemandem anderen gegenüber verbunden fühlen, so ist das üblicherweise erst dann als Gemeinschaft anzusprechen, wenn der andere Teil diese Empfindungen erwidert. Inwieweit dies aber etwa im Hinblick auf ein ‚mythisches Zusammengehörigkeitsgefühl‘ seitens der Haustiere, Apfelbäume, Felder, Brunnen und Herdstellen möglich ist, braucht nicht weiter erwogen zu werden. Der Gemeinschaftsbegriff muß — wenn man seiner trotz aller Unklarheiten nicht entraten zu können glaubt — in einer soziokulturellen Fragestellung dem Menschen vorbehalten bleiben“.

Nun, eine „Gemeinschaft“ im strengen Sinne ist es insofern nicht, als das Gemeinschaftsempfinden vom Menschen ausgeht und das andere, das dem Hof zugehört, nur als ein Lebendiges von ihm empfunden wird. Aber darauf kommt es doch an. Ich brauche nur auf die bekannten Erscheinungen der Personifizierung von Gegenständen bis zu der von K. S. Kramer untersuchten „Dingbeseelung“ ⁵⁾ zu verweisen. Die betreffenden Menschen spüren in den anderen zugehörigen Dingen auch ein Lebendes, das — etwa beim Tier — auch bis zu einem gewissen Grad zu „antworten“ vermag. Mit dem von der Soziologie hauptsächlich verwendeten Begriff „Gruppe“ wird man das noch viel weniger fassen können als mit „Gemeinschaft“. Denn Gemeinschaft ist ihrem Wesen nach ein seelisches Phänomen, das auf Gefühl beruht, und die daraus entstehende Bindung hat „**nicht rationalen, sondern irrationalen Charakter**“ ⁶⁾. Auch die Soziologen verweisen darauf, daß es immer wieder das einzelne „Ich“ ist, von dem dieses Gefühl ausgeht und sich zum „Wir“ erweitert. Das gilt auch für unser Beispiel, nur daß hier die Gegenseitigkeit eine geglaubte und subjektiv empfundene ist. Der soziologische Begriff bedarf bei solchen Erscheinungen einer Ausweitung, er reicht hier nicht zu. Genau so wie er vor der Erscheinung des „Totemismus“ versagt, mit dem es die Völkerkunde erheblich zu tun hat, wo sehr wohl Menschen und Tiere eine sogar abstammungsmäßig geglaubte Gemeinschaft bilden

⁴⁾ Darüber R. Wolfram, Lebensanfang und Lebensende im Brauchtum der Gottschee, Jahrb. f. ostdeutsche Volkskunde Bd. 16 (im Druck).

⁵⁾ „Die Dingbeseelung in der germanischen Überlieferung“, München 1939.

⁶⁾ F. Bülow in W. Bernsdorf, Wörterbuch der Soziologie, 2. Aufl., Stuttgart 1969, S. 338.

können. Auch der Ahnenkult, die gefühlte und verpflichtende Gemeinschaft mit den Toten, geht über die landläufige Definition der soziologischen „Gruppe“ hinaus und ist doch eine Tatsache mit unverkennbarer Gemeinschaftsbetonung.

Aus all dem erhellt eine grundlegende Forderung: Nicht unsere Anschauungen und Begriffe sind entscheidend und dürfen absolut gesetzt werden, wenn wir dem Fühlen, Denken und Handeln des Volkes gerecht werden wollen. Wir müssen unsere Schlüsse aus dem ziehen, was das Volk tut und spricht und daraus die Kategorien bilden. Was uns unmöglich erscheint, und dem wir daher Wirklichkeit und Ernst abzusprechen geneigt sind, kann für den Volksmenschen durchaus real sein. Die diesem Sachverhalt angemessene saubere Methode ist es daher, ein Verstehen und Beurteilen aus diesem besonderen Sein anzustreben. Ergeben sich Unterschiede zu unserem Denken, so können wir das feststellen. Aber das, worauf es ankommt, ist nicht unsere Haltung, unser Begriffsapparat, sondern jener der Menschen, deren Art und kulturelle Äußerungen wir untersuchen. Passen unsere Begriffe nicht, so müssen sie eben jenen des Volkes angepaßt werden und nicht umgekehrt, wenn wir Verzeichnung und Fehlurteil vermeiden wollen. Dies ist auch die Antwort auf Fielhauers Satz, mir bleibe unbenommen wenn ich meine, hier irrationalen Momente sehen zu müssen; „ich halte es jedenfalls für ertragreicher, zunächst mit dem rational Faßbaren zu argumentieren“ (S. 204 f.). Als ob das Irrationale keine Tatsache wäre, dessen Wirkung abgelesen werden kann! Solche Kräfte aber zu vernachlässigen führt in folgenschwere Einseitigkeit und nicht bloß zu „exakter Wissenschaftlichkeit“.

Zur weiteren Verdeutlichung noch zwei Beispiele. Von den Slowenen in der Nachbarschaft des Suchener Hochtales der Gottschee konnte ich aufzeichnen, daß sie um Mitternacht zu Neujahr zum Brunnen gingen, neues Wasser holten und ein Stück Brot in den Brunnen warfen. Dabei sprachen sie: „Guten Morgen, du Wasserpate, wir bringen dir ein Stück Brot und du gibst uns ein gutes Jahr“. Sehen wir zunächst von dem „do ut des“ ab, so ist aus diesen Worten zu ersehen, daß eine Personifizierung stattfand. Und eine gewichtige, wie es in einem wasserarmen Karstland verständlich ist. „Pate“ bedeutet eine starke, beschützende, dauernde Bindung. Beim Umzug in ein neues Haus war es bei den Russen Brauch, daß die älteste Frau der Familie ein wenig Herdglut aus dem alten Herde nahm und in einem neuen, noch nie gebrauchten Topf auf den Herd der neuen Wohnstätte trug. Dort zerschlug sie den Topf mit den Worten: „Bitte, Väterchen, folgen Sie mir in das neue Haus“⁷⁾. Auch hier eine

⁷⁾ Ähnlich auch bei F. Haase, Volksglaube und Brauchtum der Ostslawen, Breslau 1939, S. 23.

Personifikation und ein Ansprechen als Verwandte, somit zur Gemeinschaft gehörige.

Was ich mit all dem veranschaulichen wollte ist, daß es doch nicht ratsam erscheint, den Begriff der „Gemeinschaft“ einfach über Bord zu werfen und durch „Gruppe“ zu ersetzen. Wenn von den Gegnern des alten Fachwortes immer wieder betont wird, „Gemeinschaft“ sei zu unklar und gefühlsbeladen, so möchte ich einwenden: Es ist richtig, daß im Wort „Gemeinschaft“ leicht eine Gefühlskomponente mitschwingt, was aber legitim ist, da Gemeinschaft auf Gefühl beruht. Die — deutlich auch ideologisch begründete — radikale Gegnerschaft gegen den Gemeinschaftsbegriff kommt aus der — auch ideologisch gewesenen — Überbetonung und Mißbrauch in einer vergangenen Periode. Aber diese Zeiterscheinung trifft nicht das Wesen der Gemeinschaft an sich. Der Begriff hat weiterhin die Möglichkeit, gewisse Formen am besten zu kennzeichnen, besser als „Gruppe“. Im übrigen denkt ja auch niemand daran, den Begriff „Demokratie“ über Bord zu werfen, obwohl es Systeme gibt, die ihn sinnwidrig verwenden. Man könnte auch Überlegungen darüber anstellen, wie weit bei der heftigen Ablehnung der „Gemeinschaft“ auch die heute so stark hervortretende Abneigung gegen Bindungen aller Art unbewußt mitschwingt.

Nun möchte ich mit aller Deutlichkeit klarstellen, daß ich keineswegs den Begriff „Gruppe“ an sich ablehne, sondern nur seine alleinige Verwendung⁵⁾. Gruppe ist ein abstrakter, gewissermaßen leerer Begriff, der alle möglichen Arten von Verbindungen umfassen kann, aber erläuternde Zusätze erfahren muß, wenn über die Art des Zu-

⁵⁾ Die in Anmerkung 83 gegen mich vorgebrachten Einwände Fielhauers zielen daher ins Leere. Wenn er ferner schreibt, daß ich Paul Geiger, Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch, Berlin 1936, S. 3, insofern „verfälscht“ zitiere, als auch Geiger in seiner Definition von „Überlieferung in einer Gruppe oder Gemeinschaft von Menschen spricht“, ist dazu — abgesehen von der häßlichen Formulierung Fielhauers — zu sagen: Das Wort „Gruppe“ im obigen Zitat wurde von mir nicht willentlich ausgelassen. Ich verwendete ein älteres Exzerpt, in dem ich nur „Gemeinschaft“ eingetragen hatte, sah leider nicht mehr im Original nach. Die Auslassung ist aber sachlich belanglos, denn Geiger unterscheidet nicht zwischen Gruppe und Gemeinschaft. In den Kapiteln „die Gemeinschaft“ (S. 16), „die verschiedenen Arten der Gemeinschaft“ (S. 17), „Städtische Formen der Gemeinschaft“ (S. 22), „Gemeinschaft mit den Toten“ (S. 24), „Entwicklung neuer Formen“ (S. 25) und „Bedeutung der Gemeinschaft für das Leben des Brauchs“ (S. 26) spricht er ausnahmslos von „Gemeinschaft“. Das Wort „Gruppe“ kommt bloß in der Definition am Anfang einmal vor, auf ihm liegt gar kein Gewicht, man hat den Eindruck, daß hier eine ähnliche Doppelheit Pate stand wie in „Sitte und Brauch“. Nur daß Geiger bei Sitte und Brauch sich sehr wohl darüber Gedanken macht, ob hier inhaltlich zu unterscheiden wäre, bei Gruppe und Gemeinschaft jedoch nicht.

sammenschlusses etwas ausgesagt werden soll. Zum Beispiel Primärgruppe, Sekundärgruppe, Kleingruppe, Großgruppe, Leistungsgruppe, herrschaftsstrukturierte Gruppe, informelle Gruppe usf. Das Wörterbuch der Soziologie von W. Bernsdorf (vgl. Anm. 6) gibt S. 385 zu, daß der soziologische Begriff „Gruppe“ jung und überaus vieldeutig ist, und zwar nicht nur im deutschen, sondern auch im englischen und französischen Sprachgebrauch. Er hat somit nichts vor der als zu vieldeutig betrachteten „Gemeinschaft“ voraus. Die mehrdeutige Verwendungsmöglichkeit bildet also keinen Grund für die Abschaffung.

Es stimmt, daß auch „Gemeinschaft“ als allgemeine Begriffshülse verwendet werden kann, so wie „Gruppe“. Man spricht von „Interessengemeinschaft“, „Aktionsgemeinschaft“ usf. Das Wort enthält jedoch einen starken Hinweis auf das Gemeinsame und Bindende. Und darin liegt seine Besonderheit und Verdeutlichungskraft. Es ist — die gebrachten Beispiele aus der Volkskultur deuteten es an — auch am ehesten Teilen des Stoffes angepaßt, mit dem es die Volkskunde zu tun hat. „Intimgruppe“ vermag nicht alles zu umspannen, was eben angeführt wurde.

Ich trete daher mit guten Gründen für das Beibehalten des Wortes „Gemeinschaft“ ein. Es ist nur eine Frage der Übereinkunft, ob man damit vielleicht innerhalb der Gruppierungen nur solche mit starker und ernster Bindung bezeichnet, die für den Träger zugleich mit einem Wertbegriff verbunden zu sein pflegen. Solche Zusammenschlüsse sind auch dadurch gekennzeichnet, daß man bereit ist, für sie unter Umständen auch hohe Opfer zu bringen, äußerstenfalls bis zum Opfer des Lebens. Niemand kann leugnen, daß es solche Gruppen gibt, ihnen eignet oft hohe geschichtliche Bedeutung. Sie pflegen auch verbindende und verbindliche Ausdrucksformen zu entwickeln. Die Bereitschaft zum Opfer selbst des Lebens grenzt solche Formen aber auch von Erklärungsversuchen nur durch den Egoismus ab, wie sie neuesten auch ins Treffen geführt werden. Da reichen sie nicht aus, auch wenn Eigensucht natürlich mehr oder weniger in allen Menschen vorhanden ist. Aber gerade in solchen Fällen ist nicht sie entscheidend. Gemeinschaften der beschriebenen Art werden von starken Gefühlen getragen. Wenn dies auch in der Bezeichnung zum Ausdruck kommt, ist das nur angemessen⁹⁾.

⁹⁾ Ich gebe zu, daß die Abgrenzung nicht scharf ist. Denn Gefühls- und Bindungsstärke haben Gradunterschiede. Es wird nicht immer leicht sein, Schwellen festzulegen. Trotzdem gibt es zahlreiche Fälle, wo „Gemeinschaft“ zweifellos am besten paßt. Bei anderen wieder „Gruppe“, z. B. bei ökonomischen Zusammenschlüssen oder anderen, in denen das Gefühl nicht stärker und dauernd beteiligt ist, oder wenn man deren Zusammensetzung nicht kennt.

Die Volkskultur weicht in vielem von den landläufigen Vorstellungen des modernen Menschen ab, sie enthält oft Teile einer altertümlichen Auffassung und besitzt — allerdings nicht nur sie allein — auch die Möglichkeit zu deren archetypischer Erneuerung. Es ist kein Vorwurf gegen die Soziologie, daß sie sich damit nicht befaßt hat, denn ihr Arbeitsfeld war bisher in der Hauptsache das moderne Leben der Industriegesellschaft. Aber daraus folgt auch, daß die Begriffe und Ergebnisse der modernen Soziologie nicht die alleinige Richtschnur für die Volkskunde sein können. Denn diese hat es mit Dingen zu tun, die sehr anders sein können ^{9a)}, eine fast fremde Welt für den bloßen Zweckrationalismus.

Man kann sich das sehr schön verdeutlichen, wenn man Verhältnisse der Vorzeit betrachtet. Etwa die großartige Darstellung des Dänen Wilhelm Grönbech „Kultur und Religion der Germanen“ ¹⁰⁾. Er geht nach einem Grundsatz vor, der auch manchen neuen Betrachtern der Volkskultur anzuraten wäre: Das Ablegen unserer vorgefaßten Meinungen darüber, wie die Welt und die Menschen sein sollen. Man wird Angehörigen einer archaischen Kultur nur gerecht, wenn man sie allein daraus zu verstehen sucht, was sie sagen, wie sie reagieren. Nicht wie wir denken, daß es ihnen gemäß wäre. Dabei ergibt sich, daß der Unterschied schon bei den Begriffen beginnt. „Friede“ oder „Liebe“ bedeuten in der alten Zeit etwas ganz anderes als uns heutigen, obwohl es noch die gleichen Worte sind.

Die beiden Bände Grönbechs enthalten höchst eindrucksvolle Veranschaulichungen für das, was man als „Gemeinschaft“ im strengen Sinn bezeichnet. Zum Beispiel die Sippenbindung, die untereinander absolut unverletzlich macht, aber auch zum unbedingten Beistand verpflichtet, auch wenn der betreffende Sippenangehörige ein minderwertiger Mensch oder im Unrecht ist. Der Konflikt kann als hart empfunden werden, Handlungsweise gibt es aber nur eine. Den Ernst solcher Bindung kann niemand verkennen, der etwa an das Gesetz der Blutrache denkt, die ja in Resten noch in unserem Jahrhundert in Europa anzutreffen ist. Die Sippenangehörigen sind wie ein Leib, in einem von ihnen werden sie alle getroffen. Und die Rache galt in der frühen Zeit der Germanen nicht etwa nur dem fremden Missetäter, sondern dem besten Mann der anderen Sippe, mochte der auch un-

^{9a)} Im übrigen ist die Volkskunde eine eigene Wissenschaft, bei der es nicht nur um das Zwischenmenschliche geht, und der soziologische Gesichtspunkt nur einer, den sie anlegt, neben dem geschichtlichen, geographischen oder psychologischen, um nur die wichtigsten zu nennen. Man sollte das nicht vergessen.

¹⁰⁾ Dänische Originalausgabe „Vor Folkeæt i Oldtiden“, Kopenhagen 1909—12, englische Ausgabe „The Culture of the Teutons“, London 1928, deutsche Ausgabe Hamburg 1937.

schuldig sein; aber die fremde Sippe wurde dadurch am härtesten getroffen. Wieder ein Extrembeispiel, aber eines, das der Verdeutlichung dienen soll und nicht als alleinige Ausdrucksform der Gemeinschaft hingestellt ist.

Daraus erhellt aber noch ein weiteres. Fielhauer erklärt den Gemeinschaftsbegriff als gefährlich, weil er Einheitlichkeit vortäusche und „das Trennende als das eigentliche Problem der Gemeinschaft gerne verdeckt“ (S. 202). Daß Gemeinschaft keine uniforme Gleichheit bedeutet, dürfte seit dem Mißverständnis Hans Naumanns und aller Polemik dagegen in den Zwanziger- und Dreißigerjahren doch wohl klargestellt sein. Ebenso wenig kann ein wirklicher Kenner der Dinge in den Glauben verfallen, Gemeinschaft sei problemlos, spannungslos, konfliktlos. Solche Naivität sollte man in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung nicht ins Treffen führen; was Nichtfachleute vielleicht meinen, kann hier nicht entscheiden. Andererseits muß man doch feststellen, daß es nicht das Trennende ist, das die Gemeinschaft zusammenhält oder vor allem kennzeichnet, sondern über alles Trennende hinweg das Gemeinsame und die Kraft der daraus fließenden Bindung.

Ein gut bezeugter Begriff ist die „rituelle Speisengemeinschaft“¹¹⁾. Sie hat eine wichtige Stellung im Kult, sie gab den Gilden einst ihren Namen und sie wirkt auch darüber hinaus als ein Besiegeln des Gemeinsamen: „com-panio“, der vom gleichen Brote ißt. Mit solchen Vorstellungen dürfte es auch zusammenhängen, daß man dem Käufer eines Rindes, Pferdes oder Schweines, das nicht zum Schlachten bestimmt ist, ein Stück Brot mitgibt, das Käufer und Tier im neuen Heim verzehren müssen. Manchmal sollen sogar alle im neuen Heim davon essen¹²⁾. Hat der Käufer ein solches Brot nicht, folgt ihm das Tier nach dem Volksglauben nicht in die neue Umgebung. Das Brot selbst heißt „Glücksbrot“. Es stellt eine neue Beziehung her, die von der früheren überleitet.

Das Einladen auch der Tiere zum „heiligen Mahl“ der Weihnachtszeit und die außerdem tatsächlich erfolgende „Maulgabe“ kann als Ausdruck der Speisengemeinschaft gewertet werden, die an diesem entscheidenden Tage der Zeitwende stattfindet¹³⁾. Allerdings gibt es

¹¹⁾ Über ihre geschichtliche Bedeutung vgl. K. Hauck, Rituelle Speisengemeinschaft im 10. und 11. Jahrhundert (Studium Generale, 3. Jg. 1950, Heft 11).

¹²⁾ R. Wolfram, Einige Bemerkungen zum Umfang der Hofgemeinschaft und ihrer Erkennbarkeit (Kieler Blätter zur Volkskunde III, Kiel 1971, bes. S. 134 f.).

¹³⁾ Die Maulgabe kann zwei Bestandteile haben: Reste vom Mahl der Menschen, an dem das Tier somit wirklich teilnimmt, und geweihte Dinge (Salz, Weihwasser, Palmkätzchen), welche Segens- und Schutzbedeutung haben.

noch weitere Anlässe mit besonderer Begründung. H. Fielhauer will in der Maulgabe mehr ein nützlichkeitsbetontes Handeln sehen mit dem Zweck, menschliche Lebensbedürfnisse zu erhalten, wozu noch ein gewisser Entlohnungscharakter kommt. Ob das mit H. Bausinger¹⁴⁾ nur als ein Teilhabenlassen der Kreatur an den Gütern der Menschen in diesem festlichen Augenblick gedeutet werden kann (im Sinne franziszeischer Ideen) oder ein spielerisches Verhalten, möchte ich bezweifeln. Fielhauer schließt sich dem auch nicht an und rechnet mit der Handlung als einem „Wirkenden Mahl“, das Existenz bewahren und steigern soll, wie ich es vorschlug. Er betont jedoch den Nutzcharakter und verweist darauf, daß man auch Wind, Wasser und Feuer bedenkt, die an sich ja kaum zur Gemeinschaft gerechnet werden können.

Im Verhältnis zu den Elementen tut man wohl gut daran, nicht zu schematisch vorzugehen. Wir befinden uns in einem Bereich des Halbbewußtsein, in dem Gefühle unterschiedlicher Färbung stärker oder schwächer hervortreten können. Die Elemente können freundlich und hilfreich sein wie das Wasser des Brunnens, der von den Slowenen als „Wasserpate“ angesprochen wird, oder das wärmende Feuer. Es stammt auch kaum bloß aus einer Vorstellung vom Fegefeuer, daß Herd und Herdfeuer als Stätte der Seelen und Sitz des Hausgeistes gedacht sind, denen der Erstback und zu Weihnachten ein Gebildbrot gegeben wird.

Aber bei den Elementen, die auch drohende und unberechenbare Seiten haben, ist auch mit anderen Haltungen zu rechnen. Die Gaben — oft von Gebildbrot — an Wasser und Feuer und von Mehl an den Wind haben auch Opfercharakter. Nicht umsonst prägte man in der Volkskunde den Ausdruck „Elementeopfer“. Da steht nicht ein Einbeziehen in eine Mahlgemeinschaft im Vordergrund, sondern ein Besänftigenwollen, Gewinnenwollen. Das kann bis zur Abwehr reichen, wenn zum Beispiel in den Ostertagen als geweiht geltende Antlaßeier neben einem Bach vergraben werden, der dem Haus oder Feld zuweilen gefährlich wird. Gleicher Schutzgedanke hat dazu geführt, daß Antlaßeier auf dem Dachboden gegen den Blitz aufbewahrt werden. Von Mahlgemeinschaft kann hier keine Rede sein. Wenn hingegen Antlaßeier in einem Acker vergraben werden, tritt der Gedanke der Segensübertragung und Förderung in den Vordergrund. Unbeschadet dessen, daß die Eier auch der Dürre und dem Hagel wehren können. Davon unterscheidet sich aber die Einladung auch des Ackers zum

¹⁴⁾ „Volkskunde“, Deutsche Buchgemeinschaft, Reihe: Das Wissen der Gegenwart, o. J., S. 95. Bausingers Einwände S. 96 gegen mein Anführen des „heiligen Mahles“ im Zusammenhang mit dem Streit um den Gemeinschaftsbegriff sind durch die Ausführungen des vorliegenden Aufsatzes entkräftet.

bedeutungsvollen Mahl am 24. Dezember, wo der Gemeinsamkeitsgedanke im Vordergrund steht und das auf einander Angewiesensein.

Wenn man einem neugekauften Tier, das man in den Stall führt, in der Gottschee sagte „sei glücklich“, so kann auch hier verschiedenes enthalten sein. Einmal der Wunsch nach Gedeihen und somit auch zum „Nutzen“. Aber nicht zu übersehen ist doch auch das Freundliche, Eingliedernde. Die Antriebe sind zusammengesetzt. Ich habe mit zunehmendem Alter immer eindringlicher vor Vereinfachung gewarnt und das zum Beispiel in meiner Abhandlung über die Prinzipien und Probleme der Brauchtumsforschung in die Worte gekleidet, daß ein Brauch nicht nur mehrgesetzlich, sondern historisch gesehen auch mehrschichtig und inhaltsmäßig mehrgesichtig zu sein pflegt. Das sollte man auch bei unseren Überlegungen bedenken.

Zwei weitere Nachweise von Kröninger Ware in Jochberg bei Kitzbühel

Von Richard Pittioni

Im Anschluß an die vier Aufschlüsse in Jochberg, p. B. Kitzbühel, Tirol, die in Ergänzung zu dem Fundmaterial von Jochbergwald vorgelegt wurden¹⁾, kann ich noch zwei weitere Nachweise von Kröninger Ware aus dem Ortsbereich von Jochberg beibringen. Damit erhöht sich die Gesamtzahl dieser Fundstellen auf sieben (1 Jochbergwald-Fiderialboden und 6 in Jochberg), an die ich dann noch eine weitere in Kitzbühel selbst anfügen kann. Dieses mir von Herrn M. Rupert bekannt gemachte Material wird an anderer Stelle veröffentlicht werden.

5. Jochberg, Garten des Altersheim.

Kröninger Ware ist belegt durch ein Bodenwandstück einer konischen Schüssel mit gut abgesetzter Standfläche, gelber Außen- und schokoladebrauner Innenglasur. Dann liegen noch vor ein Randstück einer konischen Schüssel mit leicht eingezogenem, nach außen verdicktem Rand, der untergriffig von der Wand abgesetzt ist, sowie ein Randstück eines enghalsigen Gefäßes mit gelber Innen- und schokoladebrauner Außenglasur. Ein ganz kleines Randstück mit gelber Innen- und brauner Außenglasur dürfte gleichfalls von einer Schüssel stammen, während ganz kleine Wandstücke mit zitronengelber oder mehr orange-gelber Innenglasur und dunkelbrauner Außenglasur formmäßig nicht bestimmbar sind; sie können aber gleichfalls von Schüsseln stammen, die die Hauptform der Kröninger Ware darstellen dürfte.

Erwähnenswert ist dann noch der Nachweis eines Randstückes aus hellgrauem Material von einem Steinzeugkrug, der wahrscheinlich wie die Kröninger Ware dem 18. Jhd. angehören dürfte.

Einheimische Töpferei ist nur durch einige kleine Wandbruchstücke vertreten

6. Jochberg, Vordered.

Vordered liegt etwas nach Norden abgesetzt vom Ort Jochberg. Dieses alte Bauernhaus, das seinerzeit dem Neffen des Sturmhauptmannes Anton Oppacher, Herrn Matthäus Oppacher, gehört hatte, wurde vor wenigen Jahren vom Nachbar Franz Hechenberger erworben und 1972 renoviert. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der alte, in den dreißiger Jahren neben dem Stallgebäude aufgerichtete Backofen weggerissen, wobei zahlreiche Reste der hier im 18. und frühen 19. Jh. abgelagerten Gefäße zutage kamen.

Die Kröninger Ware ist hiebei mit mehreren Randstücken von konischen Schüsseln mit umgelegtem Rand vertreten; sie sind außen gelb und innen dunkelbraun glasiert. Ein Randstück zeigt auf beiden Seiten gelbe Glasur. Dazu kommen dann noch fünf Bodenstücke von konischen Schüsseln mit leicht ab-

¹⁾ R. Pittioni, Nachtrag zur Tiroler Gasthausarchäologie (Österr. Zeitschrift für Volkskunde, XXVII/76, 1973, 141 ff.).

gesetzter Standfläche und mit gelber Außen- und schokoladebrauner Innenglasur sowie zahlreiche kleine Wandstücke mit gelber Innen- und brauner Außenglasur.

Besonders hervorzuheben ist dann auch noch das Randstück einer Steinzeugschale aus hellblaugrauem Ton mit Resten eines in Dunkelblau ausgeführten Blattmusters auf der Außenfläche. Wohl gleichfalls 18. Jh.

Die einheimische Ware ist im Vergleich zum Kröninger Material nur recht schwach durch wenige kleine Bruchstücke vertreten.

Chronik der Volkskunde

Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1973

Die Ordentliche Generalversammlung 1974 des Vereines für Volkskunde wurde am 29. März 1974 im Festsaal der Hochschule für Musik und darstellende Kunst, Seilerstätte 26, Wien 1, in Anwesenheit einer großen Zahl von Mitgliedern aus Wien und aus den Bundesländern abgehalten. Die diesjährige Generalversammlung fällt in das 80. Jahr des Bestehens des Vereines für Volkskunde in Wien. Dieses Jubiläum wird am 7. Juni 1974 im Schloßmuseum Gobelburg gefeiert werden.

Gemäß Tagesordnung wurden folgende fünf Punkte behandelt:

1. Jahresbericht des Vereines und des Österreichischen Museums für Volkskunde für das Jahr 1973

A. Verein

a) Mitgliederbewegung

Der Mitgliederstand hat sich bis zum 31. 12. 1973 auf 612 Einzelpersonen und Institutionen erhöht, was im Vergleich zum Vorjahr einen reinen Zuwachs von 36 Mitgliedern bedeutet. Neben 578 ordentlichen Mitgliedern wurden 2 Ehrenmitglieder und 32 korrespondierende Mitglieder verzeichnet.

Die Anzahl der Neuanmeldungen betrug im Berichtsjahr indess insgesamt 54 Mitglieder, von denen 30 in Wien, 15 in den Bundesländern und 9 im Ausland wohnhaft sind.

Den Neuanmeldungen standen 18 Abgänge von Mitgliedern gegenüber.

Die Generalversammlung hatte 9 verstorbener Mitglieder zu gedenken, denen verschiedentlich schon ein Nachruf in der Zeitschrift gewidmet war: Ehrenmitglied Uni.-Prof. Dr. Rudolf Kriss, Berchtesgaden (Ehrenmitglied seit 1973, korr. Mitglied seit 1955), korrespondierende Mitglieder Hofrat Dir. i. R. Dr. Josef Ringle, Innsbruck (korr. Mitglied seit 1961) und ordentliche Mitglieder Alois Gulder, Wien (1965), Kaplan Dr. Johannes Hambröer, Arnsberg/BRD (1954), Margarethe Kasting, Maria Enzersdorf NÖ. (1954), Pfarrer Dr. Richard Matt, Wien-Strebersdorf (1954), Leopold Schriefel, Gloggnitz/NÖ. (1963) und Univ.-Prof. Dr. Archer Taylor, Napa/USA (1970).

Auf eigenes Verlangen sind 3 Mitglieder aus dem Verein ausgeschieden; drei weitere Mitglieder wurden auf Beschluß des Vorstandes wegen mehr als dreijährigen Beitragsrückstandes gestrichen; ein weiteres Mitglied ist unbekannt verzogen; zwei Abgänge ergaben sich schließlich aus der Überleitung von ordentlichen zu korr. bzw. Ehrenmitgliedern.

b) Vereinsveranstaltungen

In den zehn Monaten des Jahres 1973, während welcher der Verein tätig ist, konnten 14 Veranstaltungen angesetzt werden (6 wissenschaftliche Vorträge, teilweise mit Lichtbildern und Filmvorführungen, 4 Ausstellungsführungen bzw. Ausstellungseröffnungen, 2 Studienfahrten und 2 wissenschaftliche Tagungen).

Die einzelnen Veranstaltungen ergaben folgendes Jahresprogramm:

2. Februar 1973: Vortrag Dipl.-Architekt Dr. techn. Marian Farka, „Die volkstümliche Architektur in Böhmen und Mähren, CSSR. Inventarisierung und Schutz“ (mit Lichtbildern);

2. März 1973: Führung winkl. Hofrat Prof. Dr. Violetta Becker-Doner durch die Sonderausstellung „Volkskunst in Lateinamerika“ im Völkerkundemuseum;

23. März 1973: Vortrag und Filmvorführung Dr. Tamás Hofer (Budapest), „Stilperioden der ungarischen Volkskunst“ mit dem Film „Blume und Axt“;

13. April 1973: Ordentliche Generalversammlung 1973. Im Anschluß daran Vortrag Wiss. Oberrat Dr. Kurt Conrad (Salzburg), „Heimatismuseen im Lande Salzburg und das Projekt eines Salzburger Freilichtmuseums“ (mit Lichtbildern);

18. Mai 1973: Vortrag wiss. Rat Dr. Klaus Beitzl, „Der Stand der wissenschaftlichen Volkskunde in Frankreich“ (mit Lichtbildern), gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien;

2. Juni 1973: 27. Studienfahrt „Bildstöcke und Flurdenkmäler in der Eggenburger Bucht und im Kamptal“ (Führung: Wiss. Rat Dr. Emil Schneeweis) und „Bauernmöbel aus Österreich im Schloßmuseum Gobelsburg“ (Führung: winkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt);

21. bis 23. Juni 1973: Tagung für Volkskunde in Niederösterreich 1973 mit dem Rahmenthema „Arbeitervolkskunde“;

22. September 1973: Führung durch die Ausstellung im Amtshaus des 7. Wiener Gemeindebezirkes anlässlich der Wiener Festwochen 1973 „Georg Kotek und sein Werk“ (Führung: Prof. Dr. Georg Kotek);

2. bis 5. Oktober 1973: 12. Österreichischer Historikertag in Bregenz, Sektion 7: Historische Volks- und Völkerkunde (Vorsitzender winkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt) mit dem Rahmenthema „Historische Volkskunde des Alpwesens“. Drei Vorträge: Hochschulprofessor Dr. Josef Kühne (Wien), „Alte Volks- und Gewohnheitsrechte und Formen traditioneller Gemeinschaftsnutzung im Alpwesen Vorarlberg“, Univ.-Prof. DDDr. Nikolaus Grass (Innsbruck), „Ausgewählte Kapitel aus einer Wirtschafts- und Kulturgeschichte des Alpwesens, mit Beispielen aus Vorarlberg“ und Dr. Brigitte Geiser (Bern), „Volkstümliche Musikinstrumente, besonders Alphörner, in der Schweiz“ (mit Lichtbildern) sowie Führung durch die Sonderausstellung „Quellen zur Geschichte des Alpwesens in Vorarlberg“ im Vorarlberger Landesarchiv (Führung/Blandesarchivrät DDr. Karl Heinz Burmeister und Hochschulprofessor Dr. Josef Kühne);

20. Oktober 1973: 28. Studienfahrt nach Eggenburg zur Besichtigung der Sonderausstellung „Zum Gedenken an Johann Krauhletz“ (Führung: Stadtrat Dr. Heinrich Reinhart) und nach Horn zum Besuch des neueröffneten Höbarthmuseums;

26. Oktober 1973: Ausstellungseröffnung der Sonderausstellung „Häuser und Menschen in Osttirol“ des Österreichischen Museums für Volkskunde anlässlich des Nationalfeiertages 1973 (Führung: winkl. Hofrat Univ.-Prof. Doktor Leopold Schmidt);

30. November 1973: Vortrag Univ.-Prof. Dr. Hans Trümpp (Basel), „Totenehrung zu Weihnachten, insbesondere Weihnachtslichter in schweizerischen Friedhöfen. Innovation und Ausbreitung eines Brauches“;

14. November 1973: Vortrag mit Dokumentarfilmvorführung Oberassistent

Dr. Helmut Fielhauer, „Wissenschaftliche Brauchfilme aus Niederösterreich: Allerheiligenstriezel aus Stroh und Dreikönigsbrauchtum — ‚Maulgab‘, ‚Räuchern‘, ‚Sampermilch‘ (S 1277)“.

c) Vereinspublikationen

Die Österr. Zeitschrift für Volkskunde ist im Jahr 1973 im XXVII. Band der Neuen Serie und 77. Jahrgang der Gesamtreihe abermals mit vier Heften regelmäßig erschienen. Die Auflage beträgt gegenwärtig 1000 Exemplare.

Die Zahl der Dauerbezieher hat sich im Vergleich zum Vorjahr um 23 Exemplare erhöht. Die Zahl der Abonnenten beträgt somit 787 (454 Mitglieder- und Direktabonnements, 122 feste Buchhandelsbestellungen, 183 Tauschexemplare und 28 Pflicht- und Bibliotheksstücke).

Die Finanzierung der Zeitschrift hat sich angesichts des andauernden Preisanstiegs im Berichtsjahr als schwierig erwiesen. Die regelmäßige Erscheinungsweise der Zeitschrift konnte wiederum nur dank großzügig gewährter Druckkostenbeiträge seitens des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, der Landesregierungen von Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg, des Magistrates der Stadt Wien und des Verbandes der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs sichergestellt werden.

Das Nachrichtenblatt „Volkskunde in Österreich“ wurde dagegen ausschließlich aus den Mitgliederbeiträgen bestritten. Die Herstellungs- und Vertriebskosten der zehn Folgen des 8. Jahrgangs des Nachrichtenblattes, das den Vereinsmitgliedern kostenlos überlassen wird, entsprechen bereits 75 Prozent des Gesamtaufkommens aus den Mitgliedsbeiträgen.

d) Förderung volkscundlicher Publikationen

Die von Klaus Beitzl im Auftrag des Vereines herausgegebene und beim Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs verlegte „Österreichische volkscundliche Bibliographie“ konnte nach einer verlagsmäßig bedingten Verzögerung 1973 fortgesetzt werden. Gegen Jahresende wurde an die Abonnenten und Einzelbesteller die Folge 6 (Verzeichnis der Neuerscheinungen für das Jahr 1970) ausgeliefert werden. Mitarbeiter dieser Folge waren neben dem Herausgeber (Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Vorarlberg) wiederum Elfriede Grabner (Kärnten und Steiermark), Hans Griebmair (Südtirol) und Maria Kundegraber (Burgenland, Niederösterreich und Wien).

Die Jahrgänge 1971 und 1972 der Bibliographie werden als Folge 7 und 8 in einem Doppelband zusammengefaßt erscheinen, um den zeitlichen Rückstand wieder aufzuholen. Die redaktionellen Vorarbeiten sind weitgehend abgeschlossen, so daß nunmehr der Druck eingeleitet werden kann. Die Auslieferung dieses Doppelbandes ist noch vor Jahresende zu erwarten.

e) Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung

Die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaft bestand im Berichtszeitraum vor allem in der Erstellung eines Entwurfes für die Erfassungskarte durch den Arbeitsausschuß sowie in der Durchführung von Vortragsabenden mit Literaturschau und -besprechung.

Durch den Ausfall einer Mitarbeiterin wurde das Weiterführen der Literaturschau und ähnlicher Agenden unterbrochen. Auch die geplante gemeinsame Veranstaltung mit der deutschen „AG Denkmalforschung“ (Dr. Azzola) konnte infolge deren Absage noch nicht realisiert werden.

Die Zusammenkünfte der Arbeitsgemeinschaft im Hörsaal des Öster-

reichischen Museums für Volkskunde brachten eine überaus rege Teilnahme der meist 20 bis 25 Besucher mit lebhaften Diskussionen, auch über restauratorische sowie ikonographische Fragen, um nur einiges zu nennen:

Am 6. April 1973 sprach Herr Boesch über Typisierungsprobleme, Familie Koller zeigte Dias und Herr Landrichter brachte ein Tableau als Muster für restlose Erfassung eines Objektes.

Am 2. Juni fand die Fahrt in die Eggenburger Bucht und ins Kamptal zu den dortigen Flurdenkmalen statt. Am 15. November sprach Univ.-Ass. Dr. Maier über Kärntner Beispiele auch neueren Datums. Der 6. Dezember brachte eine durch Gebildbrotspenden termingerechte Stimmung mit Dias von Frl. Koller.

Eine relativ starke Tätigkeit ergab sich durch Korrespondenz infolge von Anfragen, Kontakten wie mit dem N.Ö. Landesmuseum und Einzelpersonen, Pfarrämtern u.ä. Da die Arbeitsgemeinschaft öfters erwähnt wird, wie zum Beispiel in der Österreichischen Hochschulzeitung oder im Rundfunk, werden diese Anfragen immer häufiger. Dank der Förderung durch den Vereinsvorstand war es möglich, das Organ der Deutschen Steinkreuzgesellschaft, „Das Steinkreuz“, im Tauschverkehr zu erwerben sowie die Publikationen der französischen „Amis des Oratoires“ anzuschaffen.

Einso wird ein dauernder Kontakt mit der Arbeitsgemeinschaft der Heimatforscher im NÖ. Bildungs- und Heimatwerk gepflegt. Nach eingehenden Beratungen mit dem Bundesdenkmalamt (Frau Doz. Dr. Eva Frodl und Landeskonservator Dr. Friedrich Berg) soll die lang ersehnte Erfassungskarte in absehbarer Zeit gedruckt werden, womit ein entscheidender Schritt in unserer Arbeit getan sein wird.

Emil Schneewis

B. Österreichisches Museum für Volkskunde

Außer den normalen anfallenden Arbeiten, zu denen auch die steigende Zahl von wissenschaftlichen Begutachtungen und (schriftlichen und mündlichen) Auskünften gehört, sowie die inventarmäßige Bewältigung eines Teiles der zahlreichen Widmungen (ohne die Kleinen Andachtsbildchen, die so nicht mehr bewältigt werden können), wurden im Museum (Hauptgebäude) mehrere räumliche und einrichtungsmäßige Verbesserungen durchgeführt.

Bei diesen von den Handwerkern des Hauses durchgeführten Verbesserungen handelte es sich vor allem um die Erstellung weiterer Regale und Aufsatzkasten für Bibliothek und Photothek. Ferner wurden die Bereiche der Bibliothek (Gänge, Stiegenaufgang) ausgemalt und dort sämtliche Türen neu gestrichen. Außerdem mußte von einem Dachdeckermeister ein Teil des Daches am Langegassentrakt neu eingedeckt werden, da sich bereits bedenkliche Regenschäden ergaben.

In der Schausammlung wurde der Raum „Zunftzeichen“ abgebaut und das Material in neuer Anordnung in der Gartenvitrine zur Aufstellung gebracht. Im Raum Süddeutsche Volkskunst wurden die Wandvitrinen beleuchtet. Im Schlittenraum wurde ein funktionsloses Fenster zu einer beleuchteten Fenster- vitrine umgebaut.

Ausstellungen im Haus: In der Gartenvitrine wurden die Zunftzeichen neu aufgestellt, bei der Gelegenheit erschien der Bildband „Zunftzeichen, Zeugnisse alter Handwerkskunst“ (Dr. Schmidt) im Residenzverlag. Im ehemaligen Zunftsaal finden künftig kleine Wechselausstellungen statt. Als erste

wurde die Ausstellung „Häuser und Menschen in Kärnten“ gestaltet. Am Nationalfeiertag wurde die zweite dieser Ausstellungen „Häuser und Menschen in Osttirol“ eröffnet. Zu beiden Ausstellungen erschienen kleine vervielfältigte Kataloge.

Schloßmuseum Gobelsburg. In der Außenstelle wurde am 18. Mai 1973 die große Ausstellung „Bauernmöbel“ eröffnet. Die auf 5 Räume ausgeweitete Ausstellung war zur Gänze (mit Untersätzen, Hängern, Vitrinen usw.) im Haupthaus vorbereitet worden und konnte daher in kürzester Zeit an Ort und Stelle montiert werden. Zur Ausstellung erschien ein eigener ausführlicher gedruckter Katalog.

Entlehnungen für fremde Ausstellungen: An das Niederösterreichische Landesmuseum wurden Ratschen usw. zur Osterausstellung entlehnt. Der Stadtgemeinde Krumnußbaum wurde zu ihrer Tausendjahrfeier eine ganze kleine Keramikausstellung zur Verfügung gestellt. Zum Weltspartag wurde im Österreichischen Credit-Institut (Wien I., Herrngasse) eine kleine, bedacht ausgewählte Bauernmöbelausstellung veranstaltet, die starke Beachtung fand, da das ÖCI dafür ein Plakat affizierte.

Statistik:

Hauptsammlung: Die Hauptsammlung steht zur Zeit bei 66.382 inventarisierten Stücken, das bedeutet einen Zuwachs um ca. 300 Nummern.

Photothek: Negative Stand 12.286, Zuwachs 606, Positive Stand 43.334, Zuwachs 129, Diapositive Stand 6877, Zuwachs 309.

Bibliothek: Stand 22.551, Zuwachs 215, davon 7 Zeitschriften.

Da nur mehr 3 wissenschaftliche Beamte zur Verfügung stehen — Doktor Mais wurde zur Verfügung gestellt — sind diese stark überlastet. Zu den normalen Inventarisierungs- und anderen Arbeiten kommen noch die Führungen, die sowohl am Sonntag wie unter der Woche anfallen. Dazu kommt der Betrieb des Vereines für Volkskunde, der praktisch von 2 Beamten mitgeleitet werden muß, einschließlich Zeitschrift und Nachrichtenblatt. Dazu kommen Vorträge sowie die Teilnahme an wissenschaftlichen Kongressen und Arbeitsgemeinschaften. Daraus ergibt sich auch wie bisher die Veröffentlichungstätigkeit, da auch 1973 stattlich war. Besonders sind die Bildbände „Zunftzeichen“ (Schmidt) und „Votivbilder“ (Beitl) zu nennen, die ohne Subvention vom Residenzverlag verlegt wurden, und ausschließlich Objekte des Museums in Abbildungen zeigen. Die Reihe wird fortgesetzt, so daß der Kernbestand des Museums in absehbarer Zeit in modernen Farbaufnahmen veröffentlicht vorliegen wird.

Leopold Schmidt

2. Kassenbericht 1973

Der Abgang des Jahres 1972 war, wie aus dem damaligen Kassenbericht hervorging, zum Teil durch die Herausgabe des zweiten Bandes der Sonderchriften des Vereines bedingt. Da im Berichtsjahr S 20.500,— an verspäteten Subventionen und Verkaufserlös eingingen, sind die Kosten der Schrift fast zur Gänze beglichen.

Im Berichtsjahr weist der Rechnungsabschluß einen Überschuß von S 31.651,65 auf, der dadurch gegeben ist, daß das Forschungsministerium eine Sondersubvention gewährt hatte und nur drei Hefte der Zeitschrift zu bezahlen waren.

Die im Jahre 1974 anfallende Rechnung für das vierte Heft belastet schon das Budget dieses Jahres, das einen größeren Abgang erkennen läßt. Der Abgang hat sich schon 1973 auch auf den Vereinsbetrieb erstreckt und war hier vor

allem durch die gestiegenen Druckkosten für das Nachrichtenblatt gegeben (1972 — S 8725,—, 1973 — S 13.523,—). Die Kosten für die Zeitschrift werden im Jahre 1974 um mindestens 12 Prozent steigen. Es war daher notwendig den Preis der Zeitschrift stark zu erhöhen, er wird für Vereinsmitglieder ab nächstem Jahr (1975) S 144,— betragen.

Franz Maresch

3. Bestellung der Mitglieder des Vorstandes, des Ausschusses und des Kontrollorgans

Es oblag der ordentlichen Generalversammlung, den Vorstand, den Ausschuß, den Museumsausschuß und das Kontrollorgan nach Ablauf der dreijährigen Funktionsperiode neu zu bestellen. Für die kommenden drei Jahre 1974 bis 1977 wurden folgende Vereinsorgane einstimmig gewählt:

Vorstand:

Präsident: wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, Wien
1. Vizepräsident: Landtagspräsident Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren, Graz
2. Vizepräsident: wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Franz Lipp, Linz
Generalsekretär: Wiss. Rat Dr. Klaus Beitzl, Wien
Kassier: Prof. Ing. Franz Maresch, Wien

Ausschuß:

Wirkl. Hofrat Dir. Dr. Hans Aurenhammer, Wien
Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg, Innsbruck
Kustos Dr. Maria Kundegraber, Stainz
Ministerialrat Dr. Hermann Lein, Wien
Prälat Univ.-Prof. Dr. Franz Loidl, Wien
Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser, Graz
Univ.-Prof. Dr. Richard Pittioni, Wien
Senatsrat Dir. Dr. Friederike Prodingner, Salzburg
Dir. Franz Schunko, Wien
Wiss. Rat Dr. Emil Schneeweis, Wien
Kooptierte Ausschußmitglieder:
ao. Prof. Walter Deutsch, Wien
Dr. Franz Grieshofer, Wien
Bezirksschulinspektor Reg. Rat Hans Gruber, Kierling
Prof. Dr. Helene Grönn, Linz
cand. phil. Hans Haid, Wien

Kontrollorgan (Rechnungsprüfer):

Prof. Dr. Stephan Löscher, Wien
Prof. Dr. Martha Sammer, Klosterneuburg

Museumsausschuß:

Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde
Wirkl. Hofrat Dr. Hans Aurenhammer, Direktor der Österreichischen Galerie
Wiss. Rat Dr. Klaus Beitzl, Österreichisches Museum für Volkskunde.

4. Korrespondierende Mitglieder

Die Generalversammlung hat die vom Vereinsausschuß gewählten korrespondierenden Mitglieder Wirkl. Hofrat Dr. Hans Hochenegg, Solbad Hall/Tirol, Conservateur Roger Lecotté, Tours/Frankreich und Univ.-Prof. Dr. Erhard Riemann, Kiel/BRD, einstimmig bestätigt.

5. Stiftung einer Ehrenmedaille anlässlich des 80jährigen Vereinsjubiläums

Der Beschluß des Vereinsvorstandes, anlässlich des 1974 zu begehenden 80jährigen Vereinsjubiläums eine Ehrenmedaille zu schaffen, wurde von der Generalversammlung gutgeheißen. Die Bestimmungen über die Schaffung und Verleihung einer solchen Medaille wurden nach einer Diskussion einstimmig beschlossen. Sie haben folgenden Wortlaut:

„Bestimmungen über die Schaffung und Verleihung der ‚Michael Haberlandt-Medaille‘.

Der Verein für Volkskunde in Wien hat mit Beschluß der ordentlichen Generalversammlung vom 29. März 1974 anlässlich des achtzigjährigen Vereinsjubiläums eine Ehrenmedaille geschaffen, die an Personen, die sich um den Verein für Volkskunde in Wien oder um das Österreichische Museum für Volkskunde besonders verdient gemacht haben, verliehen werden soll.

1. Die Würdigkeit einer für die Verleihung in Aussicht genommenen Person bestimmt der Vorstand. Dabei ist ein strenger Maßstab anzulegen.

2. Die Medaille ist aus Silber (●/1000 fein) und hat einen Durchmesser von 50 mm. Die Vorderseite bringt das Porträt des Begründers des Vereines für Volkskunde in Wien und des Österreichischen Museums für Volkskunde Michael Haberlandt von dem Medailleur Heinz Klarmler und als Umschrift „Michael Haberlandt 1860—1940/Verein für Volkskunde in Wien“, die Rückseite ist für einen besonderen Widmungstext freigehalten.

3. Die Münze geht in das Eigentum des Beliehenen über.

4. Der Verein für Volkskunde in Wien führt ein Ehrenbuch, in das die mit dieser Medaille Ausgezeichneten eingetragen werden.

5. Als Stiftungstag der Medaille wird der 29. März 1974 festgesetzt.“

Die Verleihung der ersten Medaillen wird im Rahmen des achtzigjährigen Jubiläumsfestes des Vereines für Volkskunde am 7. Juni 1974 im Schloßmuseum Gobelburg erfolgen.

Im Anschluß an die Generalversammlung hielt vor einem überaus zahlreich erschienenen Publikum der Präsident des Vereines, Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, einen von Lichtbildern begleiteten Vortrag über „Die Volkskultur der Renaissance in Österreich“.

Nach der ordentlichen Generalversammlung und dem Vortrag hatte der Verein wie in den Vorjahren seine Mitglieder und Freunde zu einem geselligen Zusammensein in die Räume der Museumsaußenstelle „Sammlung Religiöse Volkskunst“ im ehemaligen Ursulinenkloster eingeladen.

Klaus Beitzl

Literatur der Volkskunde

Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich. Herausgegeben im Auftrag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften von Eberhard Kranz-mayer, unter Mitwirkung von Maria Hornung (Redaktor), Werner Bauer, Albrecht Etz, Elisabeth Groschopf, Erika Kühn und Wilfried Schabus. II. Band, (Lieferungen 1—3), und Beiheft Nr. 1: Erläuterungen zum Wörterbuch. Literaturverzeichnis, Abkürzungsverzeichnis, Lauttabelle, Verzeichnis der Gegendnamen (mit einer Karte). Bearbeitet von Werner Bauer und Albrecht Etz. Wien 1971—1973. Ab der 3. Lieferung Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Das große Mundartwörterbuch ist seit unserer letzten Anzeige beträchtlich weitergewachsen. Es hat sich dabei verbessert und verschönt. Im Gegensatz zum I. Band sind die Artikel etwas konziser geworden, dafür die Satzanordnung besser, einsichtiger. Das 1. Beiheft bringt alle notwendigen Verweise, Abkürzungen usw., wodurch die Artikel entlastet erscheinen. Die beigegebene Karte der Gegendnamen, bearbeitet von Albrecht Etz, wird sich für alle Benützer als nützlich erweisen.

Die Artikel der ersten 3 Lieferungen des II. Bandes reichen von B, P bis Bauer. Sie sind, wie immer reich und wohlgegliedert, und greifen, wo es das Material ergibt, gern in Richtung Volkskunde aus, das heißt, Redensarten, Glaubens- und Brauchzüge usw. werden nach dem Wörterbuchmaterial dargeboten. Man kann da nur auf einige besonders auffallende Artikel hinweisen, also beispielsweise auf Bach (10 f.) mit Fingerabzählversen; bachen, Brotbacken (26) mit Schilderungen des Backvorganges; Bad (69) mit Redensarten; balestern (112) mit Schilderung einer alten Form des Schlagballspieles; Balg (123) mit Hinweisen auf den Wechselbalg; Palm (147) mit Wetterregeln; Banda (197 ff.) eingehend auf die Musikbanda; Bank (211) das Sitzmöbel, mit Redensarten, dort auch die Heinzelbank (220); Pater, Gepatter (245) für den Heuboden; Papier (266) mit vielen Zusammensetzungen; Pappe II (277) für den Mund; Barbara (313) mit Legende, aber auch mit dem Drahdwaberl (313); Bartl (371) für die Krampusgestalt, und dazu auch Schleckabartl (373); Bartholomäus (380) mit Legende, Wetterregeln (381) und Brauchtum (382); Bahrung (383) für Aufbahrung, mit Totenbrauchtum; Paschen (394), das rhythmische Klatschen z. B. im Salzkammergut; Passion (439) mit Volksglaubensvorstellungen.

Stichproben zeigen, daß die Artikel genauer als früher gearbeitet sind, daß in den volkskundlichen Bemerkungen fehlerhafte Interpretationen älterer Art vermieden erscheinen. Daß mitunter kleinere volkskundliche Literatur fehlt, wird man entschuldigen. Daß umgekehrt die Artikel in vieler Hinsicht, beispielsweise für Spiel, Musik, Lied usw., manche Beiträge und Anregungen enthalten, sollte dankbar zur Kenntnis genommen werden. Man darf dem großen Werk weiteres gutes Wachstum wünschen, und seine sehr große Bedeutung auch für unser Fach bescheinigen.

Leopold Schmidt

Leopold Kretzenbacher, Kettenkirchen in Bayern und in Österreich. Vergleichend-volkskundliche Studien zur Devotionalform der cinctura an Sacralobjekten als kultisches Hegen und magisches Binden (= Bayerische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, Abhandlungen, Neue Folge, Heft 76) Großoktav, 109 Seiten, 34 Abb. auf Tafeln. München 1973, Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Leopold Kretzenbacher hat sich schon vor zwanzig Jahren, damals in der Festschrift für Gustav Gugitz, mit dem Thema der umgürteten Leonhardskirchen im Ostalpenraum beschäftigt. Die in dieser Abhandlung gebrachte Karte auf S. 12 erinnert noch daran. Er hat sich auch in der Zwischenzeit wiederholt zu dem Thema geäußert so in seinem Band „Heimat im Volksbarock“ 1961, und in seinem Vortrag „Bayerische Landesforschung und Vergleichende Volkskunde“ 1967. Die hier nun in der Akademieschrift zusammengeordneten Kapitel greifen freilich weit über bisher Gesagtes, Veröffentlichtes hinaus.

Zunächst wiederholt Kretzenbacher noch einmal in Kürze, was über die Kettenkirchen in Bayern und Österreich zu sagen ist, wobei schon von den Eisenketten auf die Wachs zug-Umgürtungen ausgegriffen wird. Im nächsten Kapitel „Früh- und hochmittelalterliche Zeugnisse zur Kultobjekt-Gürtung in Europa“ führt von den frühen Zeugnissen für Ketten um Kirchen in Neapel, einerseits, in Uppsala, beim Odhinn-Thor-Fricco-Tempel andererseits zu den Gürtungen mit Fäden und Umsteckungen mit Ruten, wie sie, allen Unklarheiten der Quellenstellen zum Trotz, offenbar doch vorhanden gewesen sein müssen. Was davon Spiegelung der Schilderungen des Salomonischen Tempels gewesen sein mag, läßt sich offenbar nicht genauer sagen. Es folgt hier jedenfalls ein belegreicher Abschnitt über „Votiv-Gürtungen (ceintures) in der westlichen Romania“ mit vielen französischen Zeugnissen aus dem Hochmittelalter. Umgürtungen mit Stoffbändern oder mit Wachszügen sind da nicht nur für Kirchen, sondern für ganze Städte bezeugt. Das setzt sich zu den Pestabwehrmaßnahmen im 17. Jahrhundert fort, spiegelt sich auch in bretonischen Liedern, deren Echtheit freilich bekanntlich immer etwas bezweifelt wurde. Daß es noch im 19. Jahrhundert mit Wachsfäden umgürtete Kirchen nahe der bretonischen Nordküste gegeben hat, wird man Kennern wie Sebillot und Van Gennep glauben müssen.

Nun wechselt der Schauplatz, Kretzenbacher wendet sich dem ihm so besonders vertrauten Südosten Europas zu. Zunächst behandelt er „Hegung, Friedebereich, Marktrecht und Kirchengürtung bei den Slowenen.“ Es geht zum Teil um die Erläuterung von slow. opasilo mit „Kirchen-Umgürtung“ dann allgemeiner „Kirchweihfest“. Die Beziehungen zwischen Umhegtem Platz und Friedhof werden herausgearbeitet. Im benachbarten Friaul hat es jedenfalls im 14. und 15. Jahrhundert Umgürtungen gegeben, es sind doch wohl Wachsgürtungen gewesen. Da auch die alpendeutschen Kettenkirchen sehr nahe liegen, war es wohl im letzten Teil des alten „Innerösterreich“ nicht viel anders, Faden- und Kettenumgürtungen dürften auch dort vorhanden gewesen sein.

Slowenien ist katholisch. Kretzenbacher schreitet von hier aber nunmehr in den orthodoxen Bereich weiter und behandelt „Volksreligiöse Riten einer Sakralobjekt-Gürtung bei Kroaten, Serben und Slawo-Makedonen.“ Umgürtungen hat es offenbar auch in diesem Bereich gegeben, Wachsfadenumgürtungen von Wallfahrtskirchen an ihrem Patroziniumstag. Dazu kommen dort noch die Umgürtungen zur Erlangung von Kindersegen, es verstärkt sich der Eindruck, daß man mit den weiteren Schritten nach dem Südosten die älteren Schichten des Brauches erreicht, hinter der Umgürtung allmählich das Umgürtete selbst wahrnehmen kann. Kretzenbacher hat in Südwest-Makedonien Spuren

solchen Brauches selbst feststellen können. Unfruchtbare Frauen aller im Lande vertretener Konfessionen (mit Ausnahme der Juden) nehmen an solchen Bräuchen teil. Weiter nach den Südosten führen die folgenden Ausführungen über „Ex-voto-Gürtungen an orthodoxen Kultbauten bei den Neugriechen zwischen Makedonien, dem Epiros und Cypern.“ Hier konnte Kretzenbacher zum Teil an Aufzeichnungen von Rudolf Kriss und Hubert Kriss-Heinrich anknüpfen, zum anderen Teil trieb er eigene Feldforschungen auf der Peloponnes und lernte die Umgürtung mit Wachsfäden bei einem Marienheiligtum auf dem Taygetos kennen. Die eindrucksvollen Aufzeichnungen, durch eine Reihe eigener Aufnahmen unterstützt, bilden einen der Höhepunkte dieser so bemerkenswerten Abhandlungsreihe.

Um nach dem Osten hin einigermaßen abzuschließen, führt ein weiteres Kapitel zu den „Rituellen Faden- und Handtuch-Gürtungen an Kultobjekten in Georgien, Weiß- und Großrußland“. Kretzenbacher kann sich dabei im wesentlichen nur auf Eugen Kagarow (1930) berufen. Für Georgien könnte vermutlich mehr Material vorliegen, handelt es sich doch um eine kulturell äußerst vielschichtige Landschaft, aus der auch Eisenopfer bekannt sind. Das kurze Kapitel schneidet zweifellos eine Anzahl von Problemen nur an, die mithilfe anderer Materialien vielleicht weiter behandelt werden könnten. — Ein Blick, ein „Vergleichsblick nach dem Vorderen Orient“, erweist Kretzenbacher wieder auf den Spuren von Rudolf Kriss. Im Libanon gibt es Gürtungen, Säulenumwicklungen, als Krankheitsabwehr. Inwieweit hier Spuren der Mittelmeerantike weiterwirken, oder doch ältere, für Syrien und Palästina geltende, schon in alttestamentarischer Zeit geltende, Anschauungen, muß einstweilen wohl noch offenbleiben. Aber Kretzenbacher greift von hier aus auf die klassische Antike zurück, umreißt „Magisches und kultisches Hegen und Binden im Bereich der mittelmeerischen Antike-Kultur“ und überlegt die Möglichkeiten hier vorkommender „Gürtungen“ nicht nur von den Fäden oder Ketten aus, sondern vom „Umwandeln“ von der „circumambulatio“ her, die uns eben für den griechisch-römischen Bereich so überaus deutlich bezeugt ist. Hegung der Gerichtsstätte, Gürtung des delphischen Omphalos, all das wird hier mit in Erwägung gezogen, man merkt die genaue Kenntnis und die Freude an dem wichtigen, gut bezeugten Stoff, der von klassischen Philologen und Archäologen auch beachtlich voraufgearbeitet ist. Die Überlegungen gehen schließlich zur künstlerischen Darstellung solcher Hegungen hinüber, zu den in Stein gemeißelten Binden, die ganze Tempelbauten umziehen. Daran schließen ganz selbstverständlich die Überlegungen zu „Heiltums-Gürtung — Knotenmagie — Steinzierat des Seilstabes (torsade)“ im letzten Teil dieser Abhandlungsreihe. Für die Kunstgeschichte haben diese Flechtwerke, Flechtbänder, Seilstäbe in der Regel nur Schmuckelemente bedeutet. Die Herleitungstheorien gerade dieser Elemente sind immer umstritten geblieben. Aber daß man die Zierate durchaus auch als Versteinerungen von organischen Binden von Wachszügen usw. ansehen kann, das wird hier doch sehr deutlich gezeigt, an Beispielen der romanischen Bauplastik vor allem, aber auch an Steingürteln rumänischer Kirchen, wobei Kretzenbacher wieder seine vielen Wanderfahrten gerade zu rumänischen Klöstern sehr zurecht kommen.

Für ihn bedeuten alle diese bildlichen Hinweise letztlich Gestaltungen von Ideen, von den Vorstellungen des „Bindens“, wie sie das frühe Christentum ausführte. Nicht umsonst überschreibt Kretzenbacher einen Unterabschnitt mit „Band und Fessel als Sinnbilder der Ordnung“. Die Verbindung zum Heiligen mit der Kette, dem hl. Leonhard, stellt sich dabei ungezwungen ein.

Man sieht, mit Anmerkungen und Abbildungen zusammen eine sehr beachtliche Abhandlung, die in ihren Teilen zum Hauptthema viel Neues bringt, und in der Gesamtinterpretation den bisherigen Gesichtskreis beträchtlich erweitert.

Daß dabei manche Fragen dennoch offenbleiben, daß das Hereinziehen von scheinbar Ab- oder Außenliegendem auch manche Schwierigkeiten bringt, versteht sich fast von selbst. Vielleicht wäre eine gewisse „Summa“ nach Abschluß der Untersuchungsreihe angebracht gewesen, die einige problematische Themen noch hätte erläutern oder in den Gesamtbereich näher einordnen können. Aber es steht doch auch so fest, daß hier ein vorzügliches Beispiel für jene Art der Sammlung und Sichtung von Forschungsmaterialien vorliegt, für die Kretzenbacher betont den Titel „Vergleichende Volkskunde“ in Anspruch nimmt, dessen Berechtigung nach dieser Veröffentlichung sicherlich wieder festgelegt erscheint.

Leopold Schmidt

Rolf Wilhelm Brednich, Lutz Röhrich, Wolfgang Suppan (Hg.), Handbuch des Volksliedes. Band I: Die Gattungen des Volksliedes (= Motive. Freiburger Folkloristische Forschungen, Bd. 1/I) 967 Seiten, 41 Abb. auf Tafeln. München, Wilhelm Fink Verlag.

Von dem seit langem angekündigten Werk ist jetzt der erste Band erschienen. Ein sehr wuchtiger Band, wie man sagen muß, der 31 Beiträge von 26 Sachbearbeitern enthält.

Lutz Röhrich, Spinitus rector des ganzen Freiburger Unternehmens, kündigt im „Vorwort“ an, was beabsichtigt war, eben ein „möglichst breites Spektrum von Gesichtspunkten der Volksliedforschung auszubreiten“. Röhrich bestreitet dann sogleich auch den ersten Beitrag, nämlich „Die Textgattungen des popularen Liedes“, wobei die Bestimmung der Gattung als „popular“ nach den Wortklaubereien der späten Sechziger Jahre schmeckt. Aber Röhrich versteht es doch, sieben Gruppen der Bestimmung herauszustellen, mit denen man schon einigermaßen auskommen kann. Dann folgen die Beiträge zur Ballade, an denen nun einmal das Herz der Freiburger Schule hängt. Vom verstorbenen Erich Seemann wird ein großartiger Übersichtsbeitrag „Die europäische Volksballade“ abgedruckt, wozu man als Textband die „European Folk Ballads“, herausgegeben von Erich Seemann, Dag Strömbäck und Bengt R. Jonsson (= European Folklore Series, Bd. 2) Kopenhagen 1967, heranziehen sollte. Es folgt Hellmut Rosenfeld mit der „Heldenballade“, einer vorzüglichen altgermanistischen Darstellung, die sogleich vom „Europäischen“, das Seemann zuletzt anstrebte, wegführt. Rosenfeld geht auch gelegentlich (so S. 77) auf die inneren Widersprüche in Seemanns Haltung ein. Nun folgt der eher harmlose Beitrag von Max Lüthi über die „Familienballade“, also einer Gruppierung jener erzählenden Lieder, in denen Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester in irgendwelchen Verflechtungen genannt werden. Das ist von der Volkszahlforschung aus gesehen, für die Lüthi sehr zuständig ist, und läßt sich innerhalb der Liedforschung als nicht sehr ergiebig ansprechen. Dagegen behandelt im nächsten Beitrag Lutz Röhrich wieder die „Sagenballade“ und zeigt sich als Meister der Sagenforschung dieser Ausweitung durchaus gewachsen. Von den fünf Fragestellungen angefangen (S. 102), die Röhrich aufwirft, ist der Beitrag wohl gegliedert und macht das in sich sehr verschiedenartige Material überschaubar. Ein Musterstück der Erarbeitung eines bisher kaum zusammengefaßten Materials bietet dann Rolf Wilh. Brednich mit der „Schwankballade“. Auch wenn man die Bezeichnung für die liedmäßigen Umsetzungen von erzählten Schwänken für nicht recht glücklich halten mag, wird man der Darstellung des derzeit bekannten Standes durchaus zustimmen können, und die weitere Berücksichtigung dieser oft grotesk-lustigen Lieder wünschen.

Mit mehr als 200 Seiten ist somit der Ballade gehuldigt worden. Nunmehr leitet Lutz Röhrich wieder mit einer kleinen, aber vorzüglichen Monographie über das „Rätsellied“ zu anderen Einzeldarstellungen über. Beim Rätsel-

lied muß die Bindung zum Brauchtum bereits betont werden, andere Beiträge kommen darauf noch deutlicher zu sprechen. Zunächst aber kommt Leander Petzoldt mit dem völlig „runden“, allseits aufgeschlossenen Beitrag „Bänkelsang“ zu Wort. Da steht nun wirklich alles drin, von den Drucken bis zu den Bildern, was bisher dazu gefördert wurde, es handelt sich also um einen wirklich handbuchgerechten Überblick. Gleichfalls als sehr geglückt wird man die Abhandlung über „Das historisch-politische Lied“ von Dietmar Sauer mann ansprechen, der sich ja durch ein ausführliches Buch über die Historischen Volkslieder des 18. und 19. Jahrhunderts als genauer Sachkenner ausgewiesen hat. Der für die Bereiche des Volksbrauches, des religiösen Volksglaubens, der Legende vor allem ausgewiesene Leopold Kretzenbacher hat den Abschnitt „Legendenlied“ übernommen. Es ist in mancher Hinsicht vielleicht erst ein Vorbericht, denn eine größere Arbeit über die „Legendenballade“ bereitet Kretzenbacher erst vor. Für den reinen Liedforscher wird der Beitrag besonders wichtig sein, weil er verschiedene Fenster zu sonst nicht leicht zugänglichen Nachbargebieten aufstößt.

Hinrich Siuts setzt dann mit einem großangelegten Überblick über das „Brauchtumslied“ ein, wozu er durch seine mächtige Monographie über das Ansgelied hervorragend berufen erscheint. Die kurze Miterücksichtigung des Arbeitsliedes deutet vielleicht erst eine weitere Blickrichtung an. Ganz dem Gebiet des Brauchtumsliedes gehört jedenfalls der nächste Beitrag über das „Neujahrslied“ an, den Arne Holtorf im Zusammenhang mit seiner Dissertation erarbeitet hat, worauf hier erst vor kurzem hinzuweisen war (ÖZV 77, 1974, S. 74 f.). An Holtorfs eingehende Kurzmonographie schließt sich die Abhandlung über das „Martinslied“ von Dietmar Sauer mann an, der über das Thema bereits gearbeitet hat (Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 16, 1969, S. 70 ff.). Sauer mann faßt nicht nur das vor allem einst von Wilhelm Jürgensen (1910) gewonnene Material zusammen, sondern greift auf die Weiterentwicklung in der Gegenwart aus, was wichtig erscheint.

Ungefähr im Zusammenhang der Brauchtumslieder, aber doch mit der besonderen Geltung des geistlichen Volksgesanges sind die folgenden Beiträge zu verstehen. Zunächst behandelt Sigrid Abel-Struth „Die Texte weihnachtlicher Hirtenlieder“, also im wesentlichen die barocken süddeutsch-österreichischen Weihnachtslieder. Eigentlich der Nachklang einer Mainzer Dissertation von 1949, und daher auch als solche zu bewerten. Umgekehrt stellt der nächste Beitrag eine ganz neue Sonderbearbeitung dar: Georg R. Schroubek, bisher vor allem auf dem Gebiet der Wallfahrtsvolkskunde bewährt, behandelt hier sinngemäß „Das Wallfahrts- und Prozessionslied“. Wenn man von leichten Fehlleistungen wie den „neolithischen Wurzeln des Prozessionsliedes“ (S. 445) absieht, ist es sicherlich eine gediegene Arbeit, die der geschichtlichen Entfaltung dieses Liedgutes geistlicher Art gerechtzuwerden versucht. Sachlich richtig schließt hier die Abhandlung von Helmut Husenbeth „Toten-, Begräbnis- und Armeseelenlied — Lieder aus dem Bereich des Totenbrauchtums“ an. Wenn man bedenkt, wie stark das „Totenwachtsingen“ in manchen Landschaften noch bis an die Gegenwart heran lebt, wieviel dafür auch in den letzten Jahrzehnten noch getan werden konnte, wird man es begrüßen, daß dem Thema ein eigener Abschnitt gewidmet wurde.

Nach dem Totenlied das Liebeslied: Zunächst bringt Gisela Rösch mit „Kiltlied und Tagelied“ einen recht umfangreichen Auszug aus ihrer gleichnamigen Tübinger Dissertation von 1957. Dann behandelt Ingeborg Weber-Kellermann die „Hochzeits- und Ehestandslieder“, eigentlich der erste Beitrag in dem Band, der ganz wesentlich auf eigenerlebtes Brauchtum zurückgeht. Frau Weber-Kellermann hat die Hochzeiten der Donauschwaben mitgemacht, kennt die handschriftlichen Liederbücher der Leute aus dem Süd-

osten und weiß dementsprechend mit vielen Beispielen ein buntes Bild dieses Hochzeitsliedgutes zu zeichnen. Rolf Wilhelm Brednich, der danach das „Erotische Lied“ behandelt, muß dagegen die ganze, zum Teil doch recht seltsame Literatur zu diesem Thema ausschöpfen. Der Überblick über das schwierige Gebiet, wofür merkwürdigerweise österreichische Sammler sehr viel zusammengetragen haben, erscheint mir sehr geglückt. Daran wieder anschließend kommt Klaus Beitzl mit einer gedrängten Monographie über das „Schnaderhüpfel“ zu Wort. Beitzl kann sich auf eine äußerst ausgebreitete Literatur stützen, hat auch die beiden Dissertationen über das Thema, von Wayland D. Hand (1936) und von Hilde Derbel (1949) verwerten können. Ein sehr eingehendes Literaturverzeichnis erscheint gerade bei dieser so verstreut veröffentlichten Materie von größtem Nutzen.

Nun folgen andere Beiträge, zum Teil von erheblicher Eigenart. Zunächst handelt Hermann Bausinger über „Schlager und Volkslied“, worüber er schon 1956 in unserem Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes schrieb. Für Bausinger bedeutet die romantische Vokabel „Volkslied“ nichts mehr. Seine Einstellung läßt sich vielleicht durch seine Anmerkung 23 am besten charakterisieren: „Eine kluge und detaillierte Analyse des Phänomens Heintje sagte über die gegenwärtige „Volkskultur“ gewiß mehr aus als jede Volkslied-untersuchung.“ Darauf passen am ehesten „Scherz- und Spottlieder“, und über diese handelt der amerikanische Germanist Donald J. Ward in durchaus sachkundiger Weise. Eine äußerst lesenswerte Abhandlung, etwa der von Rosenfeld über die „Heldenballaden“ an die Seite zu stellen.

Wieder eine Wegbiegung: Nun folgt Ernst Klusen mit „Das sozialkritische Lied“. Was nicht schon bei Steinitz und bei Strobach steht, findet sich hier noch beigesetzt: „Gruppenlied“, „Protestsänger“ und ähnliches mehr. Wenn man so liest: „Systemimmanente Sozialkritik in den Liedern von Edelräubern wie Störtebäcker und Rinaldini“ (S. 747) und ähnliches, bekommt man bald das Gruseln, wie leicht manchen Autoren das Zeitungsdeutsch dieser Jahre in die Schreibmaschine fließt. Auch das Quellenverzeichnis spricht da sehr deutlich. Gerhard Heilfurth, der danach mit dem „Bergmannslied“ zu Worte kommt, stimmt in diese Töne nicht ein. Er hat sein gewaltiges Standard-Werk über das Bergmannslied seit 1954 hinter sich, und kann sich daher auf einen knappen Auszug daraus beschränken. Neu in solchem Zusammenhang ist eine Darstellung der Gruppe „Seemannslied“. Diese hat Helge Gerndt geliefert, der seit seiner Dissertation „Fliegender Holländer und Klabautermann“ (= Schriften zur niederdeutschen Volkskunde, Bd. 4), Göttingen 1971, als Kenner und kritischer Darsteller des Gebietes angesehen werden kann. Er hat sich demgemäß auch um dieses Thema bemüht und eine gute knappe Zusammenfassung vorgelegt. Nun könnten eigentlich „Handwerkerlieder“ folgen. Es folgt aber nur eine Spezialdarstellung, nämlich über „Das Schneiderlied“ von Monika Hasse, die es angesichts der vielen Vorarbeiten zu dem Thema nicht allzuschwer hatte. Eine nützliche Zusammenfassung. Nun folgt „Das Soldatenlied“, für das Hannjost Lixfeld, sonst vor allem als guter Sagenforscher bekannt, gewonnen wurde. Das umfangreiche, manchmal längere Zeiträume hindurch wenig beliebte Thema ist halbwegs objektiv dargestellt. Es folgt ein Abschnitt „Das Vereinslied des 19. Jahrhunderts“ von Heinrich W. Schwab, wobei eigens angemerkt wird, daß „Die Quellenbeschaffung zu der vorliegenden Studie dankenswerterweise durch ein Stipendium der Fritz-Thyssen-Stiftung ermöglicht wurde“ (S. 863). Man möchte meinen, daß sich da so mancher Volksliedsammler- und Forscher der vergangenen Generationen, der freiwillig und ohne jegliche Unterstützung jahraus jahrein gesammelt, aufgezeichnet, an die Archive eingeschickt hat, noch in seinem Grab umdreht. Aber bitte: Man kann also die Lieder, wie sie in den verschiedenen gedruckten Lieder-

büchern — die Bibliographie nennt 125 Nummern — veröffentlicht wurden, hier nun ordentlich besprochen finden. Wenn das Entstehen eines solchen Beitrages schon melancholisch stimmen mochte, so kommt der anschließende Artikel gerade zurecht: Ina-Maria Greverus handelt über das „Heimat- und Heimwehlied“. Die Spezialistin der Erforschung des heimatgebundenen, des „territorialen“ Menschen kann aus ihren interessanten Vorforschungen zu diesem Gebiet schöpfen. Den besänftigenden Abschluß des Bandes bildet die Abhandlung über „Das Kinderlied“ von Emily Gerstner-Hirzel. Das vielgesammelte und vielbehandelte Kinderlied erfährt hier eine besonnene Darstellung, welche Gattungen, Struktur und Typologie zu differenzieren versteht. Die Bibliographie, selbstverständlich nur in Auswahl, erscheint auch hier als sehr begrüßenswert.

Überblickt man den mächtigen Band, dem ja noch ein zweiter folgen soll, dann wird man zunächst dafür dankbar sein, daß die vielen, fast durchwegs guten, mitunter sogar ausgezeichneten Beiträge hier nun vorliegen. Sie bilden, wie man vermutlich feststellen wird, kein „Handbuch“ im eigentlichen Sinn, vielleicht werden boshafte Kritiker direkt von einer „Buchbindersynthese“ sprechen. Daß es sich nicht einfach um „Volkslied“, sondern eben doch um „Deutsches Volkslied“ handelt, dürfte nach der kurzen Inhaltsangabe klar geworden sein. Man hätte das also im Titel ruhig ausdrücken dürfen. Auch mit der Reihenfolge wird man nicht in jeder Hinsicht einverstanden sein. Einige Beiträge, so etwa die von Bausinger und von Klusen, eventuell auch der von Schwab, gehören nicht in den Hauptband des Werkes, sondern hätten eventuell in einem Ergänzungsband Platz finden können. Aber um darüber noch genauer urteilen zu können, sollte man doch erst das Erscheinen des 2. Bandes abwarten. Hoffentlich läßt er nicht zulange auf sich warten.

Leopold Schmidt

Walter Kainz, Weststeirische Sagen, Märchen und Schwänke.
Mit einem Geleitwort v. Hanns Koren. Graz, Verlag für Sammler, 1974.
Geb. 199 Seiten, 14 Zeichnungen im Text, öS 110,—.

Im Nu war die erste Auflage dieses Buches, einer wirklichen Schatzkammer weststeirischer Volksüberlieferung an „G'schichten“, wie man dort ohne Gattungsunterscheidungen sagt, vergriffen. Die ungekünstelte, auch in der zumeist ins Schriftdeutsche umgeschriebenen Mundart-Sprache kraftvoll verbliebene Ausdrucksart, dazu die anheimeligen Zeichnungen von Frau Emmy Siinger-Hießleitner, die für Hans Kloepfer wie für Viktor Geramb gezeichnet hatte, die nette Ausstattung durch den „Verlag für Sammler“ der uns so viel Gutes schon zu bieten hat, das wirkte zusammen, ein rechtes „Heimatbuch“ zu erstellen, dem man die warm einfühlend einführenden Geleitworte des Weststeirers Hanns Koren ebenso vergönnt wie die — gewiß begründete! — Hoffnung, daß auch noch ein (schon vorbereiteter!) Band von Kindersprüchen, Rätseln, Reimen und Liedern, von Spruchdichtung und Wetterregeln ebenso folgen möge wie als dritter Teil ein Band weststeirischer Bauernschwänke, den W. Kainz mit Eduard Walcher gesammelt hat. Es ist auch hier schon wie in der schmalen Erstausgabe von 1936 (Verlag L. Kriehuber, Voitsberg, damals von Hans Kloepfer eingeleitet, als „Volksdichtung aus dem Kainachtale“) reiches Sammelgut der Jahre 1925—1936. Was an Spruch-Reim- und Rätselgut in harter Kriegszeit 1943 nur hektographiert erschienen war, ist so gut wie unzugänglich so wie manches andere, das dieser fleißige, wirklich „volkskundige“ Walter Kainz seinerzeit wandernd, genau horchend und liebevoll wiedergebend als „Bezirksaushilfslehrer“ beim Landvolk zwischen Koralm und Kainachboden aufgenommen hatte. Die Sagengruppen sind gut gegliedert:

Tod und Seelen, Spukgeschichten, Hexen und Zauberer, geheimnisvolle Tiere, Bäume, Alm- und Wassergeister, Schatzhüter, Schrattn und Teufel, Frevler und Bestrafte und dazu die Widerspiegelung einer oft leidvollen Geschichte in der Bauernbedrängnis von Pest, Hunger und Wölfen, von Türken und Räubern. Da reihen sich dann etliche Legenden, Märchen und Schwänke an, manches besonders im Anhangteil auch in gut lesbarer Mundart, von der schwerer Verständliches auch (S. 161 ff.) erklärt wird. Nicht nur für die Weststeiermark also ein „Heimatbuch“ im besten Wortsinne. Für die Wissenschaft vom Volke auch ein erwünschtes Quellenwerk, auch wenn sie in den Erläuterungen vorsichtiger formulieren, tiefer graben und weiter umschauen wird müssen. Die Aarne-Thompson-Typisierung wird der wissenschaftliche Benützer dieses Quellenwerkes selbst nachtragen können. Gar zu oft kommt auch das leidige Wort „uralt“ vor, das die Volkskunde unbedingt vermeiden sollte, da jede Erscheinung der sogenannten Volkskultur selbstverständlich ihren festen Punkt im Koordinatenkreuz von Zeit und Raum hat, den es ja zu bestimmen gilt. Zu leicht stellen sich unbeweisbare Bezüge oder Postulate auf „eine uralte (keltische oder germanische) Götterdreiheit“ (S. 174, Nr. 56) ein, an denen bereits manches Gute von Georg Graber gescheitert war. Die Häufigkeit, mit der der „glühändigi Schab“ (glühender Schab) (Nr. 16, I-IV, S. 14 f. und nochmals S. 165 f.) begegnet, erinnert an eine besondere Dichtverbreitung einer Grundvorstellung im alten Innerösterreich, wie sie Deutschen und Slawen gemeinsam ist und auch im Nordostbereich bis Finnland-Karelien und Lappland-Pohjola hin dominant erscheint. Darauf wurde für unseren Raum schon 1941 verwiesen¹⁾ und erst jüngst wieder von slowenischer Seite²⁾. Die Neubelege von W. Kainz sind überaus willkommen und ermöglichen neue Aspekte (Sage vom Grab der drei Juden hinter Kainach und nächtlicher Kampf der glühenden Geißböcke, S. 15). Die „Heidenweiber“ (die „Hadischen Leut“) und die „Saligen“ (S. 173 zu Nr. 47) sollte man (auch wegen der Vergleichsnotwendigkeit mit den nachbarlich-slowenischen Vertretungen mit den deutschen Lehnwortbezeichnungen von „Ajdi“, „Zalik žene“ u. ä. für Erscheinungsformen der Sagenwelt in Hypostasen recht verschiedenartiger Archetypen voneinander trennen³⁾. Doch wissenschaftliche Fachliteratur ist ja kaum jemals herangezogen. Sonst dürften ja auch Feststellungen wie „Kümmernus wurde im Mittelalter besonders in Bayern und in Tirol verehrt“ (S. 190) nicht aufscheinen. Das „Mittelalter“ kennt bei uns in den Ostalpen wohl mancherlei Kultbild-darstellungen nach dem Volto Santo von Lucca in Glasscheiben (Weiten, NÖ) oder in Fresken (Martinskirche in Linz/D., Bozen, Dominikanerkirche, St. Benedikten bei Knittelfeld, Oberstmk., usw.), als „Kümmernis“ (wie die besonders schöne weststeirische Skulptur von Geisttal) sind erst die Barock-Umprägungen anzusprechen⁴⁾.

¹⁾ Vgl. L. Kretzenbacher, Germanische Mythen in der epischen Volksdichtung der Slowenen. Graz 1941, S. 48 ff., bes. 67 ff. (Schrattl und glühender Schab gegenüber Skratec und Skopnjak u. dgl.).

²⁾ M. Matičetov, Koroško zvezdno ime „Skopnjekovo gnezdo“ — Ein Kärntner Sternname — „Skopnjek-Nest“. (Zs. Traditiones I, Ljubljana 1972, S. 53—64).

³⁾ Siehe Anm. 1, S. 80 ff.

⁴⁾ K. Spieß, Zwei neu aufgedeckte Volto-santo-Kümmernis-Fresken im Rahmen der Kümmernisfrage. (Österr. Zs. f. Volkskunde, N. S. V, Wien 1951, S. 9—25, 124—142); dazu

L. Schmidt, Das Linzer Volto-Santo-Fresko im Gefüge der spätmittelalterlichen Heiligenverehrung und Wallfahrtskunst im Raum von Oberösterreich. (Kunstjahrbuch der Stadt Linz 1964, Wien 1964, S. 59—67);

L. Kretzenbacher, St. Kümmernis in Innerösterreich. Bilder, Legenden und Lieder. (Zs. d. Hist. Ver. f. Steierm. XLIV, Graz 1953, S. 128—159).

Doch solche Anmerkungen sind keine wesentlichen Einwände gegen dieses von der Volkskunde zuerst als Quellensammlung und nicht als Untersuchung zu wertende Buch von Walter Kainz, das von ihm und dem Verlag der steirischen Heimat wirklich als ein Geschenk dargebracht wurde.

Leopold Kretzenbacher

Salzburger Bildungswerk, 20 Jahre Arbeitskreis für Heimatsammlungen. Eine Dokumentation. 40 Seiten, 1 Karte im Text. Schriftleitung Walter Sulzberger. Salzburg 1973, Verlag Salzburger Bildungswerk.

Das schmale Heft ist ausgesprochen wichtig. Legt es doch Zeugnis ab für die vielleicht bedeutendste Welle von Museumsgründungen, die es bei uns jemals gegeben haben dürfte. Wenn das Land Salzburg heute 25 Heimatmuseen sein eigen nennt, dann muß man ihre Gründungsdaten anschauen: Seekirchen 1951, Hollersbach 1956, Arnsdorf 1957, Michaelbeuern 1958, Mattsee 1960, Bramberg 1961, Kuchl 1963, Tamsweg 1965, Saalfelden 1965, Vigaun 1966, Pfarrwerfen 1966, Ebenau 1967, St. Kolomann 1967, Mittersill 1969, Golling 1971, Altenmarkt 1972, Großarl 1972, Unken 1973 und Zell am See 1973. Der Anstoß ging eindeutig von Hauptschuldirektor Ernst Büchlmann aus, dessen Anregungen in den verschiedensten Orten aufgegriffen, und dessen Bestrebungen sehr bald von Land und Stadt Salzburg gefördert wurden und weiterhin werden. Die meisten dieser Museen haben eigene, wenn auch zum Teil sehr beschränkte Räumlichkeiten. Kataloge gibt es fast keine, Veröffentlichungen meist nur lokaler Art, dazu ist das alles zu geschwind gegangen. Unter den Gründern und Leitern finden sich so manche Namen, die der Volkskunde wohlbekannt sind, also etwa Heinrich Zimburg für Badgastein, Josef Lahnsteiner für Hollersbach, Gerbert Lauth für Mittersill, Arno Watteck für Tamsweg, Nora Watteck für Pfarrwerfen, Karl Fiala für Großarl.

Das Bändchen umfaßt die wohlwollenden Grußworte des Landeshauptmannes Hans Lechner, des Landeshauptmannstellvertreters Karl Steiner, ferner die das Werden und den Sinn dieser Sammlungen reflektierenden Vorträge von Ernst Wenisch über Heimatmuseen und Erwachsenenbildung, Friederike Prodingner über „Warum Heimatsammlungen?“, Kurt Conrad über Die Salzburger Heimatmuseen: Erbe und Auftrag, und schließlich Ernst Büchlmann über 20 Jahre Arbeitskreis für Heimatsammlungen. Alle diese Beiträge haben ihre spezielle Bedeutung, ebenso, wie man die sachlichen Mitteilungen von Karl Merhaut, den landesamtlichen Betreuer dieser Sammlungen über die Förderung der Heimatmuseen durch die Dienststelle für Heimatpflege im Amt der Salzburger Landesregierung schätzen wird. Wenn man fachlich einen Beitrag herausheben darf, dann muß es wohl der Vortrag von Kurt Conrad sein, der sich nicht nur mit der zuweilen umstrittenen Sinnggebung der Heimatmuseen beschäftigt, sondern die konkrete Eingebundenheit der einzelnen tatsächlichen Sammlungen kennzeichnet, auch die innere Verbindung zu den Anfängen des Museumswesens in Salzburg überhaupt nachzeichnet, vom Freiherrn von Moll angefangen, und bei den älteren Sammlungen in Hallein, in Badgastein und in Rauris die starken privaten Anstöße, das Herauswachsen der Museen aus Privatsammlungen richtig darzustellen versteht. Auch die Erwägungen über den gegenwärtigen Stand — „die Pionierzeit, die Aufbauzeit der Heimatmuseen ist vorbei“ — und über die möglichen Zukunftsaspekte sind lesenswert. Wenn man aus der Sicht des Faches Volkskunde etwas anschließen dürfte, wären es nur Hinweise: Man gebe diesen gutgemeinten Sammlungen ein etwas stärkeres geistiges Fundament,

lasse ihre Gründer und Betreuer mehr als bisher am lebendigen Wirken unseres Faches mehr Anteil zukommen, und lenke ihre Energie auch zu jenen Tätigkeiten, die nicht sogleich schaubare Ergebnisse bringen, nämlich zur Inventarisierungs- und Katalogisierungsarbeit; und wenn solche gelegentlich vorliegen sollten, dann schaffe man Veröffentlichungsmöglichkeiten dafür. Die Grundlagen für einen ersten fundierten Überblick wären in Salzburg zur Zeit, wie das Heft deutlich zeigt, gegeben. Nun ist es soweit, daß auch ein zweiter Schritt getan werden könnte.

Leopold Schmidt

Matthias Maierbrugger, Bauernbrauch im Kärntner Nockgebiet
(= Kärntner Heimatleben, Bd. 16) 140 Seiten, mit 19 Aufnahmen. Klagenfurt 1974, Verlag des Landesmuseums für Kärnten. S 120,—.

Der hübsche Band enthält 19 Kapitel, Schilderungen von Lebensbräuchen (Geburt, Liebesleben, Bauernhochzeit) sowie von Jahreslaufbräuchen (Palmsonntag, österlicher Weihkorb, Taufpatenbrauch zu Ostern, Himmelfahrt, Kirchtag), wozu weitere Schilderungen von Volksspielen (Kugelwerfen, Ringen, Brechelhochzeit) und Arbeitsvorgängen (Zaunflechten, Störchuster, Brotbacken) und vom Rest eines Wallfahrtsbrauches (Schweinshaxelversteigerung von St. Wolfgang am Fratres), kommen, meist mit jüngst aufgenommenen Bildern versehen. Die Schilderungen versuchen jedesmal ein Ganzes zu geben, einen Ablauf zu schildern und Glaubenszüge, Vierzeiler, Spruchfolgen einzubauen, wobei nicht ganz klar wird, ob alle diese Elemente vom Verfasser bei gleicher Gelegenheit aufgezeichnet wurden, oder ob sie älteren Aufschreibungen entstammen, und welchen. An sich muß man den Schilderungen vertrauen, da Oskar Moser das Manuskript durchgesehen hat und somit die Gewähr der sachlichen Richtigkeit besteht.

Maierbrugger repräsentiert den heute schon selten gewordenen Typ des volkskundlichen Feuilletonisten. Er ist offenbar ein Kenner, bringt für das Nockgebiet, also die Höfe im Bereich von Kleinkirchheim bis Kaning usw. vielleicht mehr bei, als bisher zusammenhängend geschildert wurde, kennzeichnet aber nicht, was Beobachtung oder auch Angeregtheit aus bisheriger Literatur ist. Auch bei den Bildern mag man hie und da zögern, inwieweit es sich dabei um tatsächliche Momentaufnahmen, oder um „gestellte“ Bilder handeln mag, und welcher Schicht und Gruppe die dargestellten Menschen gehören mögen. So wird man das kleine Buch, das zum 60. Geburtstag Maierbruggers herausgebracht wurde, als eine recht gut lesbare alpenländische Lektüre schätzen, bei der quellenmäßigen Benutzung aber wohl kritische Bemühung einschalten, wie man dies freilich beim ganzen volkskundlichen Feuilletonismus seit Rosegger und seinen Zeitgenossen und Nachfolgern tun muß.

Leopold Schmidt

Willibrord Neumüller, Speculum humanae salvationis. Vollst. farbige Facsimile-Ausgabe des Codex Cremifanensis 243 des Benediktinerstifts Kremsmünster. 124 Seiten (62 Bll.) im Originalformat 335 x 255 mm; 192 Miniaturen ca. 80 x 80 mm und Kommentarband 45 Seiten (= Reihe: Codices selecti, Bd. XXXII u. XXXII*). Graz, Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, 1972. (öS 6.900,—, DM 990,—).

Sicher gilt das Hauptaugenmerk von Herausgebern und Kommentatoren der „Codices selecti“ Facsimile-Drucke (bisher XXXVIII Bände!) der Kunstwissenschaft, der Theologie, der Geschichte der Medizin und der allgemeinen Kulturhistorie. Doch in sehr vielen Bänden ist auch die Volkskunde und ihr Interesse an Quellen, an frühen Darstellungen von Realien der Volkskultur wie der Ausprägungen lang nachwirkender Vorstellung im Bereich sakraler Traditionen des frühen wie des hohen Mittelalters direkt angesprochen. Man denke

an das „*Tacuinum sanitatis in medicina*“ (Bd. VI) mit der Überfülle von Darstellungen häuslichen Wohnens, Wirtschaftens, Sammelns und Zubereitens von Nutzpflanzen und Heilkräutern usw.; Bd. X mit dem Quellenwerk der „*Millstätter Genesis- und Physiologus-Hs.*“; an den „*Krumauer Bildercodex*“ (Bd. XIII), der frühe Bildszenen zu Jenseitsvorstellungen, zur Brandanslegende u. ä. bietet; an Bd. XXVII mit der *Medicina antiqua* wieder nach einem Wiener Codex. Nun trat, ebenfalls aus der für die gesamte Kulturwelt Kostbarkeiten des Geistes und der Köpferhand bewahrenden und erschließenden Mittlerrolle Österreichs, seiner zentralen Sammlungen wie seiner Stiftsbibliotheken Zeugnis ablegend, die vorbildliche Facsimile-Wiedergabe jenes „*Speculum humanae salvationis*“ (SHS) hinzu, das um 1325/30 mit lateinischem und alemannisch-deutschem Worttext und einer überreichen Fülle von Miniaturen als Bilder-Hs. aus dem einstigen Prämonstratenserstifte Weissenau bei Ravensburg im ehemals österreichischen Süd-Württemberg ans Benediktinerstift Kremsmünster gelangt war. Die inhaltlich wie künstlerisch so wertvolle Hs. hatte Aufsehen erregt (vgl. Gebhard Spahr, Wertvoller als die Weingartner Liederhandschrift? — Ein kaum bekannter Weissenauer Codex. Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel, Frankfurter Ausgabe, 28. Jgg., Aus dem Antiquariat, 1972/Nr. 4, S. 139—144). Sie wurde in Kremsmünster vom Doz. Dr. P. Willibrord Neumüller OSB zur Facsimilierung vorbereitet, knapp eingeleitet und im Beiheft kommentiert. Wir wissen, daß es an die 350 Fassungen des SHS seit dem Hochmittelalter gibt. Hervorragend die Ausgabe nach dem clm 146 (Bayer. Staatsbibl. München) von J. Lutz-P. Perdrizet, SHS. Kritische Ausgabe, Mülhausen (Elsaß) 2 Bände 1907/09, von etwa 1320 mit den Verweisen auf beeinflusste Hss in Paris oder Scheiben in elsässischen Kirchen des mittleren 14. Jhs. Die ganze Fülle der (farbig sparsamen, aber eindrucksvoll ausgewogenen) Miniaturen konnte jedoch erst dieser Cod. Cremif. 243 den Ästheten wie den Forschern aufschließen.

Wer dieses Werk als eines der wichtigsten „Erbauungsbücher“ des Mittelalters zur meditativen „Schau“ durchblättert, wer sich in jenes von Origenes (+254) für den Orient begonnene, von Augustinus (+430) für den lateinischen Westen angebahnte, doch erst im 12. Jh. zu mächtigem Aufbruch und langdauernder Geldung gelangende „typologische Denken“ einer Exegese zur Heilsgeschichte der Menschheit zwischen Sündenfall und Erlösung vertieft, hier vorgeführt in „Präfigurationen“ und „Erfüllungen“ und angereichert durch eine schier ungläubliche Fülle von Symbolik, von Allegorese und bewußt aus dem Alten wie dem Neuen Testament geholten Sinnzeichen in antithetischer Anordnung, der lernt jenes vielgelästerte „finstere“ Mittelalter (das ja freilich auch wieder gar nicht nur ein „christliches“ war!) kennen in der ganzen Sternenhelle einer kosmischen Nacht, ohne die es ja auch in Humanismus, Renaissance und noch in der Aufklärung nicht jenes begriffsklare Denken hätte geben können, das wir als das Typische abendländischer Geistigkeit schätzen. Aber es ist ein Denken in Bildern und demgemäß ein Bild-Erzählen, das erst so recht (und dies entgegen der heutigen Allerweltzivilisation mit Nivellierung und allzu primitiver Polarisierung von Pession, Gegensätzen, „Aggressionen“ u. dgl.) Goethe's Wesensschau erfahren läßt, daß „Orient und Okzident ... nicht mehr zu trennen“.

Der Volkskundler verspürt im lateinisch-deutschen Worttext wie noch mehr in der Bilderfolge aus der hohen Zeit der Miniaturenkunst um 1330 die Kraft der Sinnbildaussage im einen Zeichen für viele Assoziationen im Geistig-Geistlichen. Er erkennt, wie die aus der visio schauend erlebenden Denker, nicht nur die emotionell verspürenden Visionäre und Ekstatiker, das Zeichen als Reales zu nehmen wußten und es dann als komprimierende Aussage einzusetzen verstanden. Dies zum Beispiel in Archetypen wie dem ergründenden

Dürststab in Aarons Priesterhand, wie bei der Radix Jesse in ihrer vielfältigen mariologischen Zeichensetzung, weiters in der präfigurierenden Oneiromantie etwa des Astyages-Traumes (nach Herodot 1, 108) vom wunderbaren Weinstock aus dem Leibe seiner Tochter Mandane, die Kyros gebären solle, dereinst den Herrscher des Perserreiches und Erretter der Juden aus der Babylonischen Gefangenschaft und wie der Mundschenk des Pharao im Traum die Weinreben seiner Befreiung aus dem Kerker nach drei Tagen sieht als Vor-Bild zur Erfüllung in Maria, die den Menschheitserlöser gebären wird, den Befreier aus Sündenbanden; sie wiederum als Erfüllung der Jesaias-Prophetien im Reis aus der Wurzel, in der Geburt des Knaben aus der Jungfrau, im Traumbild-Wachsen des Wunderbaumes als der compassio Mariae, die denn auch mediatrix, Mit-Erlöserin sogar nach dem corredeprix-Theologoumenon sein darf. Ohne dieses so intensive Bild-Denken-Erzählen wäre ein Gutteil unserer zum Teil noch volkläufigen Marienlegenden und des geistlichen Volksschauspiels der österreichischen Alpenländer gar nicht verständlich. Das Mittelalter bleibt auch darin der treibkräftige Nährboden für ungezählte Äußerungen religiösen Lebens von Kirche und Volksfrömmigkeit, die im Bild-Denken und Bild-Erzählen der Typologie-Methode in diesem besonderen Codex so klar vor uns stehen wie in einem Lehrbuch der Bilder-Schau auf die geistigen Grundlagen auch der religiösen Volkskultur in der die Sprachnationen übergreifenden Gesamtprägung unseres Abendlandes.

Leopold Kretzenbacher

(Gorazd Makarovič), Cvetlice v ljudski umetnosti. Motivi v obliovanju za kmetije (Flowery Motifs in Art intended for Farmhouses). Katalog der gleichnamigen Ausstellung. Laibach 1973, Slovenski Etnografski Muzej. 86 Seiten mit 71 Abb.

Wenn man sich darüber orientieren will, wie die Volkskunst des 18. und 19. Jahrhunderts, die man in den Museen von Wien, von Graz, von Klagenfurt gesammelt vor sich sieht, nach dem Südosten hin gewirkt hat, im alten Krain, dem südlichsten Teil des ehemaligen „Innerösterreich“, dann wird man mit Gewinn diesen Katalog durchmustern. Die floralen Motive in der im bäuerlichen Haus verwendeten Kunst — wie hier die Volkskunst umschrieben wird — die floralen Motive also in der Möbelmalerei, in der Modellschnitzerei, in der Federkielstickerei und in den vielen anderen Teilbereichen der alten ländlichen Volkskunst, sie erscheinen hier gesammelt. Wenn man die Einzelstücke, oder nur deren Schwarzweißphotos in die Hand bekommen würde, man könnte vermutlich kaum jeweils sagen, woher sie sein mögen, und nur sehr spezielle Kenner würden vielleicht bei der Stickerei oder bei den eingelegten Truhen auf Slowenien verfallen. Der Spezialist kann an Wiegen oder an Truhen eventuell die Herkunft aus der Gottschee und ihrem Umkreis ablesen, und auch das nur, wenn er die Gegenstücke beispielsweise in unserem Museum in Wien gesehen hat.

Der Text des Kataloges ist slowenisch, mit kurzem englischem Auszug. Die Literaturangaben scheinen hinsichtlich österreichischer Veröffentlichungen nicht sehr vollständig.

Leopold Schmidt

Peter Assion, Weiße, Schwarze, Feurige. Neugesammelte Sagen aus dem Frankenland. Herausgegeben und erläutert. 302 Seiten, mit mehreren Zeichnungen im Text. Karlsruhe 1972, Badenia Verlag.

Diese schöne Veröffentlichung der Badischen Landesstelle für Volkskunde will mit ihrem Obertitel auf die verschiedenen Sagengestalten hinweisen, die sich

auf Feldrainen und um Bildstöcke herumtreiben sollen, und die, den Aufzeichnungen aus den letzten Jahren nach zu schließen, auch heute noch dem erzählenden Volk geläufig sind.

Das gute Buch Peter Assions von der Badischen Landesstelle für Volkskunde reiht sich würdig den Arbeiten Johannes Künzigs an, der mit seinen „Badischen Sagen“ von 1925 und seinen „Schwarzwaldsagen“ von 1930, von denen es auch einen schönen Neudruck gibt, Maßstäbe gesetzt hat. Das Buch ist mit Recht Johannes Künzig gewidmet.

Das Buch Assions gliedert sich in drei beinahe gleich umfangreiche Abschnitte. Den stofflichen Inhalt bietet der mittlere Abschnitt, die eigentliche Sagensammlung mit ihren 300 Nummern, nach örtlichen Bereichen angeordnet. Das katholische Frankenland Badens, das auch den Odenwald einschließt, ist ganz offensichtlich immer noch ein dankbares Sammelgebiet. Dieser Hauptteil, der aus persönlichen Aufzeichnungen Assions wie aus verschiedenen anderen Sammlungen, nicht zuletzt aus Schülerbefragungen gewonnenen Beständen besteht, wird im dritten Abschnitt ausführlich kommentiert, wobei die Angaben meist weit über die dürren Orts- und Gewährsleute-Mitteilungen hinausgehen.

Der erste Abschnitt des Buches behandelt in einer für eine Sagensammlung sonst eher ungewöhnlichen Ausführlichkeit die Problematik des Gebietes und des Unterfangens. Assion versucht alle hier möglichen Gesichtspunkte durchzubehandeln, von den historischen Zeugnissen über die Sagensammlungen zu den Erzählern, den Erzählsituationen, den Verhältnissen der Sage zur Landschaft, zu den sozialen Gegebenheiten, der Verbindung zur Geschichte, nicht zuletzt auch, da es sich ja zum Teil um Sagenmaterial handelt, das durch die Schulen gesammelt wurde, um das Verhältnis von Sage und Unterricht. Aus der gründlichen Durchbesprechung aller dieser Dinge wird klar, daß sich Assion sehr eingehend mit allen derzeit geläufigen Richtungen der Sagenforschung beschäftigt hat, und ihnen auch gerechtzuwerden bestrebt ist, wobei er auch eigene Kritik vorbringt, wo sie ihm gerechtfertigt erscheint. Der Kurs, den er steuert, ist vielleicht nicht ganz geradlinig. Die in Ostdeutschland eine zeitlang übliche Tendenz, antif feudale Tendenzen in der Sage herauszustellen, wird vielleicht etwas zu ernst genommen. Aber die sehr gewichtigen Einwendungen Matthias Zenders dagegen sind doch auch wieder eingearbeitet. Ob man die Bestrebungen von Christa Bürger, in der Sage „systemstabilisierende Tendenzen“ zu erkennen, wirklich in einer ernsthaften Arbeit wiederholen soll, erscheint mir doch fraglich. Aber vielleicht ist es nicht unwichtig, die betreffenden Kapitel (bes. S. 65 ff.) zur Kenntnis zu nehmen, man sieht ja immerhin daraus, womit man sich heute unter Umständen auch beschäftigen kann.

Auch wenn man sich also derartiger Einwände nicht ganz entschlagen kann, wird man doch gern zugeben, daß die Sammlung in dieser Form sehr hoch über den vielen südwestdeutschen Sagenbüchern aus den letzten Jahrzehnten steht, welche oft nur ältere Sammlungen ausgeschöpft haben, und sich mit kurzen, kaum viel besagenden, meist spätromantisch getönten Einleitungen begnügten. Assions Buch ist, in echtem Gegensatz dazu, eben die Arbeit eines voll geschulten fachlich tätigen Volkskundlers, und daher auch der Auseinandersetzung mit ihm wert.

Leopold Schmidt

Forschungen und Berichte. Staatliche Museen zu Berlin. Bd. 15. Kunsthistorische und volkskundliche Beiträge. Großoktav, 264 Seiten, mit zahlr. Abb. im Text und auf Tafeln. Berlin 1973, Akademie-Verlag.

Wir wollen darauf hinweisen, daß wieder ein Band der von den Staatlichen Museen in Ostberlin herausgegebenen „Forschungen und Berichte“ neben den Arbeiten zur Kunstgeschichte auch vier der Volkskunde gewidmete Beiträge enthält.

Es handelt sich um Ralf Wendt, Glashütten und Glashüttenarbeiter in Mecklenburg (17. bis 19. Jahrhundert), um Manfred Schöber, Vom Wagnerhandwerk in der Sächsischen Schweiz, um Fritz Klocke, Die Tragekörbe des Unterharzes und ihre Korbmacher, und um Ulrich Steinmann, Die eisernen Votivkröten der Sammlung Andree-Eysn. Alle vier Beiträge sind vorzüglich gearbeitet, genau belegt, mit schönen Zeichnungen und Fotos ausgestattet. Der Beitrag von Ulrich Steinmann muß besonders hervorgehoben werden, da es sich doch um Eisenvotive aus Bayern und Österreich (Nr. 25, 26 u. 27 aus St. Leonhard im Lavanttal) handelt. Die Stücke sind vorzüglich beschrieben, vermessen und gezeichnet (von Arne Effenberger in Berlin). Ein stattlicher Band, der also auch für uns von Bedeutung ist. Leopold Schmidt

Louis Carlen, Walserforschung 1800—1970. Eine Bibliographie (= Geschichte, Kultur und Wirtschaft, Bd. II) 196 Seiten. Visp 1973, Verlag Neue Buchdruckerei Visp A. G.

Der Rechtshistoriker Louis Carlen, im Bereich der Volkskunde durch viele Arbeiten wohlbekannt, findet immer wieder zu seiner heimischen Forschung um Wallis und Walser zurück. In diesem Fall hat er eine wertvolle Bibliographie der gesamten Walserforschung erarbeitet, die mit ihren 1113 Nummern und ihren vorzüglichen Registern sicherlich der weiteren Kenntnisnahme und Forschung sehr dienlich sein wird.

Da es eine reichliche Walserüberlieferung in Vorarlberg gibt, war und ist die österreichische Forschung hier immer beteiligt gewesen. Man braucht nur im Register zu blättern und die Namen Barbisch, Baumeister, Beil, Bergmann, Feuerstein, Finsterwalder, Fritz, Gabriel, Grabherr, Heinzle, Hörmann, Ilg, Keßler, Nägeli, Plangg, Sander, Ulmer, Vonbank, Welti, Wopfner, Zösmair zu mustern, die von ihnen und noch manchen anderen verfaßten Arbeiten, vom Buch bis zum Zeitungsartikel, nachzuprüfen, und wird feststellen, daß der Anteil offensichtlich recht bedeutend ist. Man wird aber andererseits sehen, wie diese österreichischen Beiträge mit denen der anderen, vor allem der schweizerischen Kollegen verbunden sind, wie die Beziehungen da auch bibliographisch nachweisbar ineinander greifen.

Die Gliederung der Bibliographie richtet sich offenbar nach dem „Angebot“. Bei Abschnitten über Religion, Recht, Wirtschaft und Alpwesen, Häuser, Sprache, wird man damit einverstanden sein. Die Sammelgruppe „Volkskundliches“, die nicht nur hier, sondern auch in anderen Sammelwerken und Bibliographien gelegentlich auftritt, wird nicht erfreuen. Aber die Einzelstichwörter muß man sich eben in dem gut gearbeiteten Register der Sachen und Personen herausuchen. Erfreulich wirkt, daß auch Gruppen wie „Walser-Forscher“ und „Sammlungen und Museen“ eigens zusammengestellt wurden. Da kommt auch das reiche „Walser Museum“ in Mittelberg im Kleinwalsertal entsprechend zur Geltung. Leopold Schmidt

Jan Bodin, Vom ausgelassen wütigen Teuffelsheer. Übersetzt von Johann Fischart. Nachdruck der Ausgabe Straßburg 1591. Mit einem Vorwort von Hans Biedermann. Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1973. Gebunden VII + 336 Seiten, 11 Seiten Register.

Fragen der seelischen Triebkräfte und der geistigen „Begründungen“ rätselhaften Verhaltens von Individuen, von ganzen Gruppen und dies manchmal dominant in langen Zeitepochen und weithin über die Wohnbereiche städtischer und ländlicher Bevölkerung verschiedener Sprachnationen, das Erforschen der „Verhaltensweise“ und die Psychologisierung der Kulturercheinungen, all das

gehört nicht erst seit jüngster Zeit mit ihrem Appell an stärkeres Beachten soziokultureller Vorgänge zu den Aufgabenbereichen der Volkskunde. Aber unsere Gegenwart manchmal besonders exzessiver Lebensführung von Gruppen in Subkulturen verschiedensten Sozialumgrundes hat dafür ein geschärftes Augenmerk. Sie müht sich mehr und mehr, Erkenntnismöglichkeiten naturwissenschaftlicher Verhaltensforschung auch für die Geisteswissenschaften nutzbar zu machen. Wenn dies auch nur in bestimmten Grenzen Erfolg verspricht, umso mehr ist es willkommen, wenn in der vorliegenden, wissenschaftlich noch nicht kommentierten Ausgabe des Frühdruckes eines klassischen Buches zu Hexenglauben, Massenwahn und Dämonologie des ganz besonders erregten, teuflisneurotischen 16. Jahrhunderts ein vorzüglich ausgestattetes Quellenwerk vorgelegt wird.

Der französische Rechtsgelehrte Jean Bodin (1530—1596) war (nach kurzer Zugehörigkeit zum Karmeliterorden) bereits als Staatstheoretiker und Rechtsgelehrter zu Toulouse, ab 1560 zu Paris und dann in Hofdiensten mit dem Werke „De republica“ (1576) und auch in etwa als Religionswissenschaftler mit seinem „Colloquium Heptaplomeres de abditis rerum sublimium arcanis“ (gedruckt allerdings erst Berlin 1841 und Schwerin 1857) weithin bekannt zumal durch Übersetzungen, als er durch seine Schrift „De la démonomanie des Sorciers“ (Paris 1580, 1582, 1587; lateinische Ausgabe Basel 1581) unmittelbar in eine der brennenden Fragen seiner geistig so sehr erregten Zeit, in die Frage nach Wesen, Ursprung und Beurteilung, ja rechtlicher Behandlung des Zauber- und des Hexenglaubens eingriff. Wenn sich auch die zeitkennzeichnende Überzeugung seiner Grundansicht von der absoluten Bedingtheit und der untrennbaren Verbundenheit des Hexenwesens mit dem Wirken des Teufels, der „daemones“, des Bösen an sich (und dies noch betont in seiner Polemik gegen den freieren Geist eines Johannes Weyer-Wirius, 1515—1588, im Anhang der „Démonomanie“), das merkwürdig Zwieltichtige dieses scharfen Denkers und dennoch im Wunderglauben erstaunlich stark Befangenen in seinem nachgelassenen Werke („Fléau des Sorciers“, Niort 1661, nachmals deutsch durch Johannes Fischart, Straßburg 1616) noch gröber ausspricht, so waren diese Gedanken für Jean Bodin bis zu seinem Tode in der Pest zu Laon 1596 bestimmend; auch noch in seinem letzten selbst veröffentlichten Werke, in dem sich der ehemals Gefeierte, nunmehr aus dem öffentlichen Leben Verdrängte stark mystisch-kosmologischen Erörterungen hingegeben hatte im Buche „Universae Naturae Theatrum“, Lyon 1596; ins Französische übersetzt ebenda 1597.

Diese Zauber und Hexentreiben als real mögliche und bestehende Phänomene behauptende Grundthese J. Bodin's wird durch sein ganzes sonst so juristisch-rational intendiertes Werk entschieden und gegen viele, ihm durchaus bekannte Einwände verfochten. Das tut er sogar als ein ansonsten Vermittelnder, irenisch für eine Koexistenz der verfeindeten Konfessionen Eintretender mit einer ausgezeichneten Kenntnis antiker wie der im 1. Jahrtausend unserer Zeitrechnung von den Kirchenvätern ausgesprochenen Vorstellungen und Beurteilungen des als real erachteten Wirkens der daemones, ohne daß es der Gelehrte Bodin versäumte, sich entsprechend belesen mit seinen Zeitgenossen auseinander zu setzen.

Ein solches Buch in solcher Zeit mußte geradezu den selbst geistig ungemein erregbaren und nach derdrastischer Aussage zum Zeitgeschehen in Fragen von Religion und Politik, von Glauben, Kirchlichkeit und Aberglauben immer bereiten, ja drängenden Publizisten wie Johannes Fischart (1546—1590) reizen, es (mit dem gleichen inneren Bruch gegensätzlicher Einstellung wie sie Bodin getragen hatte) „in sein geliebtes Deutsch zu übertragen“. Er wollte

es (selber im Letzten „unsicher“!) seiner eigenen, streitbaren Umwelt, die sich ebenfalls mitten in den geistigen Auseinandersetzungen über menschliches Verhalten in der immerwährenden Bedrängnis des Menschen zwischen Sinnesglück und Seelenfrieden, zwischen Gott, der „Welt“ und dem Teufel befand, vollinhaltlich und durch Eigenes vermehrt vorstellen. Das geschah im Übersetzungsdruck von Straßburg 1591 mit dem bewußt und zeitstilentsprechend reißerischen Titel: „De magorum daemomania./Vom Außergelas-/nen Wütigen Teuffelßheer/Allerhand Zauberern, Hexen vnd / Hexenmeistern, Vnholden, Teuffelsbeschwerern, Warsa- / gern, Schwartzkünstlern, Vergifftern, Augen-/verblendern, etc./Wie die vermög aller Recht erkant, eingetrieben, gehin-/dert, erkündigt, erforscht, Peinlich ersucht vnd ge-/strafft werden sollen./Gegen des Herrn Doctor J. Wier Buch von der Geister verführun-/gen, durch Edlen vnd Hochgelehrten Herrn Johann Bodin, der Rechten D./vnd des Parlaments Rhats inn Franckreich außgangen./Vnd nun erstmals durch den auch Ernvesten vnd Hochgelehrten H. Jo-/hann Fischart, der Rechten D. etc. auß Frantzösischer sprach trewlich in Teutsche/gebracht, vnd nun zum andermahl an vilen enden vermehrt vnd erklärt ... Getruckt zu Straßburg, bei Bernhart Jobin. 1591“. Hans Biedermann — Graz, dem wir in letzter Zeit neben seinen Studien zur Megalithkultur, zu Felszeichnungen und altamerikanischen (mexikanischen) Codices viel Vorzügliches über magische Praktiken und Zauberwesen bzw. -medizin u. ä. verdanken („Handlexikon der magischen Künste von der Spätantike bis zum 19. Jh.“, Graz 1968 und 2. Aufl. 1973; „MEDICINA MAGICA-Metaphysische Heilmethoden in spätantiken und mittelalterlichen Codices“, Graz 1972 usw.), hat dem sorgfältig erstellten Neudruck eine knappe Einleitung vorangestellt, die sich nun (auszugsweise) auch in den ADEVA-Mitteilungen des ungemein rührigen Grazer Verlages (Nr. 35, Sept. 1973, S. 11—16; mit einem Titel-Facsimile) wiederfindet.

Ein Compendium des Hexenglaubens, erstellt von einem französischen Rationalisten und Ireiker, der gleichwohl an Wunder, Teufelsmacht, dämonisches Einwirken böser Mächte auf irdischen Geschehen und an Hexenumtriebe glaubte (ohne aber jemals selber ein Hexenverfolger zu sein wie nur allzu viele, die aus seinen Büchern die „Berechtigung“ zu dieser traurigen, aber tatsächlich nicht bloß „mittelalterlich-finsteren“ Einstellung holten!): das ist eine unschätzbare Quelle, die bei uns zu oft übersehen wurde. Und nun gar dargeboten durch J. Fischart, den unser Geschichtsbewußtsein fast nur als den human denkenden, den humanistisch gebildeten, aber ätzend scharfen Satiriker gelten lassen will. Auch dieser J. Fischart, der schallend lachende Spötter in „Aller Practic Großmutter“ (1572), der „Geschichtsklitterung“ (1575), der „Flöh haz-Weibertratz“ (1573) usw. hat dennoch um Wissen und Stellungnahme zum Hexenwahn geistig gerungen und es dann auch sprachgewaltig auszusprechen gewagt. Er hat nicht bloß „übersetzt“, sondern unverkennbar eigenes Gedankengut, im Inneren ebenso zwiespältig wie J. Bodin, in gesucht drastischer Sprache eines grobianischen Zeitalters und Lebensumgrundes hinzugefügt. Das ergibt eine unschätzbare, durch Fischarts eigenes „Register“ weitgehend erschlossene Quelle für Volkskunde und Kulturhistorie, für Psychologie und Soziologie des Massenwahnes einer Zeit, deren Phänomene — wie wir von unserer Gegenwart aus gestehen müssen — „zeitlos“, menschlich — allzumenschlich sind.

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1974

Ennstaler Sagen und ihre landschaftliche Bindung

(Mit einer Abbildung)

Von Karl Haiding

Im Jahre 1959 würdigte die Steiermark durch Festlichkeiten und mit bleibenden Leistungen das Werk ihres großen Förderers Erzherzog Johann von Österreich¹⁾. Als Bezirksbeauftragter für das Steirische Gedenkjahr war ich bei diesem Anlaß bestrebt, über die von den zentralen Stellen des Landes angeregten vielfältigen Veranstaltungen hinaus in besonderer Weise der Verbundenheit des Wegbereiters der steirischen Volkskunde mit der Landschaft und ihren schlichten Menschen gerecht zu werden. Am Ufer des Schwarzensees im Kleinsölktal der Schladminger Tauern erinnert seither eine Tafel an eine allen Teilnehmern unvergeßliche Feierstunde. Die Inschrift ist auf einem großen Felsblock angebracht, nahe dem Wasserfall bei der Dankelmaier-Almhütte. Hier nächtigte der „Steirische Prinz“ auf seiner Bergwanderung im Jahre 1810, wobei er die Zahl der Kühe, Schafe und Geißen in seinem Tagebuch vermerkte und auch über die Milcharbeit sachliche Beobachtungen anstellte²⁾.

Anläßlich der Vorarbeiten für die Feier kam die Sprache auf eine ehemalige Dankelmaier-Sennin, die vielleicht vom Hörensagen her noch manche Auskunft geben könne. Was die damals achtundachtzigjährige Frau Ursula Zeiler in Pruggern bei Gröbming zu sagen wußte, ist hier nicht von Belang. Bedeutsam war jedoch das Zusammentreffen mit ihrem Gatten Gallus, der auf den ersten Blick den Eindruck eines hervorragenden Überlieferungsträgers erweckte. Tat-

¹⁾ „Steirisches Gedenkjahr 1959“. Steirische Berichte zur Volksbildung und Kulturarbeit, III. Jg. 1959, Nr. 2/3. Darin besonders zu erwähnen: Hanns K o r e n, Dank der Heimat. Zur hundertsten Wiederkehr des Todesjahres Erzherzog Johanns.

²⁾ F. I l w o f, Aus Erzherzog Johanns Tagebuch. Eine Reise in die Obersteiermark im Jahre 1810. Graz 1882, S. 73 ff. Über den Aufenthalt am gleichen Ort im Jahre 1819 A. W o k a u n, Der Brandhofer und seine Hausfrau. Von ihm selbst erzählt. Graz 1959, S. 35 ff. Leopold S c h m i d t verweist in seinem Aufsatz „Der ‚Spielmann‘ im Schwarzensee“, W. Z. V XL (1935), S. 68 ff. auf die Angaben über die Almwirtschaft am Schwarzensee bei F. C. W e i d m a n n, Darstellungen aus dem Steyermärk'schen Oberlande. Wien 1834, S. 63 f.

sächlich vermochte er mitten am Tage ohne viel Besinnen zwanzig Geschichten vorzutragen, womit sein Erzählschatz nicht erschöpft war. Die Aufnahme erfolgte in der Küche, zuerst keineswegs in wünschenswerter Ruhe, doch unter gelegentlicher Beteiligung seines Sohnes. Als dieser mit seiner Frau zur Arbeit hinausging, blieb der siebenjährige Enkel zurück, der den Großvater mehrmals bat, fortzusetzen. „Vòda, erzähl, wia da Teufel droschn hòt!“ oder „Vòda, du woäßt no' wòs!“ Nachdem auch der Knabe fortgegangen war, folgten noch zwei derbe Schwänke.

Gallus Zeiler ist 1874 auf dem Potzhofe der Nachbargemeinde Michaelerberg geboren worden, weshalb er lange Zeit nur der „Potz-Galli“ hieß. Sein Vater und der Großvater stammten vom Hofe Stoff in der Kleinsölk, auch deren Vorfahren lebten auf einem Sölker Hofe. Einige Sagen spielen noch in der Heimat der väterlichen Ahnen, eine — die nächtliche Begegnung mit dem „Spitzhütel“ — gab er mir gegenüber als Erlebnis des Urgroßvaters aus. Andere beziehen sich auf Almen der Gemeinde Pruggern. Von mehreren Geschichten waren vor 1959 keine steirischen Varianten der Forschung bekannt.

Der Erzähler sollte mit achtzehn Jahren den Hof des verstorbenen Vaters übernehmen, trat ihn jedoch an seine Schwester ab und verdingte sich als Holzknecht. Mit dreiundzwanzig Jahren wurde er Jäger, während anderthalb Jahrzehnten führte ihn sein Beruf in die Walchen bei Öblarn, in das Gebiet des Schwarzensees und zuletzt ins Sattental. Am Schwarzensee lernte er das Danklmoar-Uschei, seine spätere Gattin, kennen, die mit dem Großteil der durchschnittlich 44 Kühe des Heimathofes durch elf Jahre den Sommer als Sennin verbrachte³⁾. Nachdem er sieben Jahre auf dem Dankelmaiergut in Künagrün (Nachbargemeinde Aich) mitgearbeitet hatte, ging dieser stattliche Hof unter tragischen Umständen aus dem Besitz des Schwiegervaters in fremde Hände über, so daß sich das Ehepaar zeitlebens mit dem kleinen Gehöft Kulmer in Pruggern durchkämpfen mußte, auf dem anfangs nur zwei Kühe gehalten werden konnten. Damit war die Hoffnung, einer der größten Bauern in der weiteren Umgebung zu werden, dahin, es blieb beim Beruf des Jägers. Schließlich wurde er Förster der Waldgenossenschaft Pruggern und Jagdleiter.

Der Lebenslauf des klugen und aufgeschlossenen Mannes war von der Enttäuschung über den Verlust des angesehenen Hofes überschattet, wodurch ihm die erhoffte umfassende bäuerliche Tätigkeit versagt blieb. Diese hätte ihm jedoch nicht ermöglicht, seinen erzählerischen Neigungen in dem Maße nachzugehen, wie er es schließlich

³⁾ Die Anzahl der vom Dankelmaier-Gut auf der Schwarzensee-Alm gesömmerten Kühe hatte sich demnach von 1810 bis zur Jahrhundertwende kaum geändert (I l w o f a. a. O., S. 76, verzeichnet Erzherzog Johann 36 Kühe).

die meiste Zeit konnte. Trotz seiner Begabung wäre er vermutlich kaum als ein Erzähler hervorgetreten, dessen man heute noch gedenkt ⁴⁾).

Erst 1974 ergab sich die Gelegenheit, nochmals in Pruggern dem Erzählgut nachzugehen. Der nunmehr dreiundsechzigjährige Sohn des einstigen Gewährsmannes, Gallus Zeiler d. j., hatte schon vor anderthalb Jahrzehnten zwischen die Geschichten des Vaters eine eingestreut, in der ein Bauer mit dem Teufel um die Wette bläst. Es zeigte sich, daß er einen Gutteil des väterlichen Wissens übernommen hatte. Von den drei ausgewählten Beispielen seien zwei wortgetreu in der Erzählweise beider Überlieferungsträger wiedergegeben, das dritte nur in der Erzählform des Sohnes, ergänzt durch den Vergleich der Abweichungen von seinem Vorgänger.

Der erste Schnee

Jò, dò is a òlta Männ gwen, und der Schwiega- — der Sohn natürli — wòr schon verheirat und hòt Kinda ghòbt. Und dò san die Kindar eine zun eam, zu den Òltn: „Vòda, heint fliagnt lauta weiße Vögala umanànda!“ „Jò“, sògt a, „möchts nit àngreifn?“ „Jò, liegnant auf'n Bodn!“ „Bringts ma wòs einha!“ — Da Òlta is blind gwen schon.

Jetzt hòbmt eam die Kinda a Håndvoll Schnee bròcht; òft hòt a gsògt: „Des is a Schnee, jetz kemma ma zan Ogehn!“ Ehnter is nia a Schnee gfölln ⁵⁾).

(Ja, da ist ein alter Mann gewesen, und der Schwieger- — der Sohn natürlich — war schon verheiratet und hat Kinder gehabt. Und da sind die Kinder hinein zu ihm, zu dem Alten: „Vater, heut fliegen (überall) weiße Vöglein herum!“ „Ja“, sagt er, „könnt ihr sie nicht angreifen?“ „Ja, sie liegen auf dem Boden.“ „Bringt mir etwas herein!“ — Der Alte ist schon blind gewesen.)

Jetzt haben die Kinder ihm eine Handvoll Schnee gebracht; danach hat er gesagt: „Das ist Schnee, jetzt kommen wir zum Abgehen!“ Eher ist nie Schnee gefallen.)

Gesprächsweise erwähnte der Gewährsmann, daß sich der Vorfall auf der heutigen Galsterberger Alm abgespielt habe. Die Erzählung seines Sohnes ist ebenfalls nicht auf eine aufnahmebereite Hörerrunde abgestimmt, sondern erfolgte bewußt für meine Tonbandaufnahme, was sicherlich den Wortlaut beeinflußte. Trotzdem ist sie dank unserer langjährigen Bekanntschaft und der vertrauten Umgebung ungezwungen:

Seinerzeit, vielleicht vor fünfhundert Jòhr, muaß die Eiszeit wieda in Vormarsch gwesn sein. Ih kànn mi dò nit so ausdrückn, òwa wòhr-

⁴⁾ Vgl. hiezu meinen Beitrag „Das Erzählen bei der Arbeit und die Arbeitsgruppe als Ort des Erzählens“ in: G. Heilfurth und I. Weber-Kellermann, Arbeit und Volksleben, Göttingen 1967, S. 292 ff., bes. S. 293.

⁵⁾ Aufz. Haiding Nr. 1633 b.

scheinlich is sie früher amòl recht zurückgegangen gwesn. Denn bei uns hòbm die Bauan gânz in òllahöchsta Höhe ihre Ansiedlungen ghòbt, und zwòr so Einzelhöfe. Bei uns zun Beispiel in Sattntòl drein, wo heint 's Koanreiter-Lechn is, wòr a Baua. Des is die Schwoagastubm! Dânn die Roßstòtt obm, wòr a Baua. Dò siacht ma i' die Bauroan, wia s' òwabaut hòbm. Natürlich is nõcha vollkomman veròdet wordn. Z'letzt is hòlt a Albl davon wordn — und visavis ummi auf da Gòlstabergòlm, gânz obm, in da obern Gòlstabergòlm, hoàßt 's da Reitfelbodn, wo heint unsa Skigebiet is. Is a Baua obm gwesn. Ma siacht dò fòst no' die Bauroan, und de is fòst a flòche Ebene.

Und dò wòr a Baua obm, nõch Ibaliefarung. Und dò is da òlte Ahnl, is drein gsessn in Häusl, und is erblindet gwesn, er hòt neamma niks gsehgn. Da Baua wird d'außt g'òrbat hòbm, meistns in Holz — ghòbt hòbm s' eh niks, òls wia Goàß und Schòf, vielleicht a pòor Rindviechala. Und da Bua, da kloan Bua, kimmt einha zun Ahnl und sògt eam: „Vòda, hiaz fliagnt lauda weiße Vògala umanând d'außt!“ „So, so“, sògt da Vòda, „mògst oan dawischn?“ „Ih moan wohl“, hòt da Bua gsògt und is auße und hòt hòlt a Schneeatzl zsâmmklaubt. Wo de iwahaupt koan Schnee kennt hòbm dò obm! Und jetzt kimmt a einha und gibt den Vòdan des Schneeatzl in d'Hând! „Oh“, sògt da Vòda, „hiaz kemma ma zun Ogehnl! Hiaz kimmt bei ins da Schnee!“ Und von durt san de wegzogn òwa, und wòrn koan Bauan mehr obm, sondern es is die Obagòlstabergòlm wor'n.

Und erscht vor fufzgj Jòhr hòt an òlta Gòlstaberga obm an Pfluagarling gfundn. Dò hòt 's no die holzan Pfliag 'gebm, òwa vorn, de Schar, de hòt da Schmied gmòcht. Und des is hòlt vabliebm, des Gerât obm. Und der is vor zirka fufzgj Jòhr obm gfundn wor'n. Folgedessn is da Beweis dò, daß obm irgendwie geòckat und a Baua gwesn is! ⁶⁾

(Seinerzeit, vielleicht vor fünfhundert Jahren, muß die Eiszeit wieder in Vormarsch gewesen sein. Ich kann mich da nicht so ausdrücken, aber wahrscheinlich ist sie früher einmal recht zurückgegangen gewesen. Denn bei uns haben die Bauern ganz in allerhöchster Höhe ihre Ansiedlungen gehabt, und zwar so Einzelhöfe. Bei uns zum Beispiel im Sattental drinnen, wo heute das Kainreiter-Lehen ist, war ein Bauer. Das ist die Schwaiger-Stube! Dann die Roßstatt oben, war ein Bauer. Da sieht man in den Ackerrainen, wie sie herabgeackert haben. Natürlich ist nachher vollkommen veròdet worden. Zuletzt ist eben eine kleine Alpe daraus geworden — und gegenüber auf der Galsterberger Alm, ganz oben, in der oberen Galsterberger Alm heißt es der Reutfelboden, wo heute das Skigebiet ist. Ist ein Bauer oben gewesen. Man sieht da fast noch die Ackerraine, und die ist fast eine flache Ebene.

⁶⁾ Aufz. Haiding Nr. 2801. Galsterberger heißt ein Bergbauernhof der Gemeinde Pruggern.

Und da war ein Bauer oben nach Überlieferung. Und da ist der alte Ähnel, ist drinnen gesessen im Häuschen und ist erblindet gewesen; er hat nimmer nichts gesehen. Der Bauer wird draußen gearbeitet haben, meistens im Wald — gehabt haben sie ohnedies nichts, als Geißen und Schafe, vielleicht einige Stücke kleineres Rindvieh. Und der Bube, der kleine Bube kommt herein zum Ähnel und sagt zu ihm: „Vater, jetzt fliegen überall weiße Vöglein draußen umher!“ „So, so“, sagt der Vater (der Großvater in der Familie so angeredet), „kannst du einige erwischen?“ „Ich meine wohl“, hat der Bube gesagt und ist hinaus und hat ein Schneebätzlein zusammengelesen. Wo die überhaupt keinen Schnee gekannt haben da oben! Und jetzt kommt er herein und gibt dem Vater das Schneebätzlein in die Hand! „Oh“, sagt der Vater, „jetzt kommen wir zum Abgehen! Jetzt kommt bei uns der Schnee!“ Und von dort (an) sind die weggezogen herab, und waren keine Bauern mehr oben, sondern es ist die Obergalsterberger Alm geworden.)

An bekannten Beispielen des Rückganges der Dauerbesiedlung in länger zurückliegender Zeit sucht der jüngere Erzähler die Sage zu erläutern, die ihm durchaus als eine glaubhafte Begebenheit erscheint. Hatte doch auch seine Mutter, das Danklmoar-USchei, in ihrer Jugendzeit als „Külpalfen-Tochter“ in der salzburgischen Forstau noch auf Feldern, die höher lagen als der dortige väterliche Hof, bei der Weizen-ernte mitgearbeitet. Wir haben jedoch eine Variante der Überlieferung vom ersten Schnee und damit vom Anbruch eines neuen Zeitalters in einer auf die vertraute heimatliche Umgebung bezogenen Bindung vor uns, der eine Sage aus Südtirol besonders nahe steht⁷⁾.

Auch hier heißt es einleitend, daß einst in großen Höhen Bauernhöfe standen, im heutigen Almengebiet Getreide gebaut wurde. Schnee kannten die Leute nicht. „Allmählich wurde es jedoch kälter und kälter, und in einer Nacht fiel zuhächst oben zum ersten Male Schnee. Ein alter Bauer saß auf dem warmen Herde, als die Kinder am Morgen hinausliefen und den Schnee sahen. Erstaunt eilten sie zum Vater hinein und erzählten ihm, daß draußen weitherum etwas Weißes auf dem Boden liege. Der Greis schüttelte erschrocken den Kopf und sagte: „Jetzt, Kinder, ist 's Zeit, jetzt müssen wir ins Tal hinab; es rücken die tausend kalten Jahre an.“

Das Gespräch findet auch hier zwischen Kindern und einem Greis statt, der selbst nichts vom Schneefall merkt, von dem aber nicht erwähnt wird, daß er sein Augenlicht eingebüßt habe. Die Ennstaler Aufnahme des Jahres 1974, in der der Altbauer als Ahne (Großvater) bezeichnet wird und blind ist, hat damit Einzelheiten bewahrt, die in der Südtiroler Spielform schon Ende des vorigen Jahrhunderts vergessen waren. Dort weiß man jedoch vom Anbruch eines neuen Zeitalters, wie in einer verwandten Geschichte aus der Gegend von

⁷⁾ Joh. Adolf Heyl, Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol. Brixen 1897, S. 233, Nr. 46.

Wälschnoven⁸⁾). Als Reif fällt, sagt der Hagnerbauer: „Kinder, jetzt müssen wir talaus wandern, denn es kommen die tausend kalten Jahre!“

Das vergangene Zeitalter wird wiederholt mit mythischen Wesen in Verbindung gebracht. So sind es in einer dritten Sage aus Südtirol **Riesen**, die klagen: „Jetzt tut uns das Knödelkraut erfrieren, jetzt ist es Zeit, daß wir abziehen!“⁹⁾. Auf der Hüttegalm in Großarl (Salzburg) lag einst eine der ältesten Siedlungen des Tales. Damals gab es auf den Bergeshöhen weder Reif noch Schnee. In den Felshöhlen, die noch zu sehen sind, lebten **Wilde Leute**. An einem Spätherbsttag tritt eine **Wilde Frau** ins Freie, erblickt die Gegend mit Reif bedeckt und ruft traurig: „Oh weh, nach Reif kommt Schnee!“¹⁰⁾. Ein Kind entdeckt „Glas“ (Eis) beim Wasserholen, sein Vater deutet es als Wiederkunft der rauhen Zeit, als bevorstehende Vergletscherung. Die Leute wurden vom Berg verdrängt, klein und elend, lebten weiter, und so gab es **Zwerge**¹¹⁾. Einst blieb in der Gegend von Deutschgriffen das Vieh, das riesigen Leuten, den „**Haden**“ (Heiden) gehörte, auch im Winter auf der Alm. Ein Hadner Roßknecht findet auf der Alm am Heiligen Abend Reif und bringt ihn in seinem Fürtuch heim. Der alte Had sagt: „Nach dem Reif fällt der Schnee . . .“¹²⁾.

Ähnliche Geschichten beziehen sich auf bekannte Örtlichkeiten bei **Lütolf**¹³⁾, **Vernaleken**¹⁴⁾, **Fink**¹⁵⁾, und **Jegerlehner**¹⁶⁾. W.-E. Peuckert hat jedoch dargelegt, daß es sich bei derartigen Sagen um die Einengung der Vorstellungen von Welt-

⁸⁾ Heyl a. a. O., S. 354, Nr. 25; S. 234, Nr. 47, kennt nur ein ganz alter Mann den Schnee, den man an seine Liegestatt heranbringt.

⁹⁾ Ignaz V. Zingerle, Sagen aus Tirol. Nachdruck der 2. Auflage (Innsbruck 1891), Graz 1969, Nr. 203. Heyl a. a. O., S. 149.

¹⁰⁾ Karl Haiding, Österreichs Sagenschatz, Wien 1965, Nr. 150. Nach Vikar Eders Mitteilung 1815 bei Fr. V. Zillner, Die Untersbergsagen und Salzburger Sagen. Mitt. d. Ges. f. Salzbg. Landeskunde I—III (1860 ff.).

¹¹⁾ Atlas der schweizerischen Volkskunde, begründet von Paul Geiger und Richard Weiß, weitergeführt von Walter Escher, Elsbeth Liebl, Arnold Niederer. Kommentar, 2. Teil, S. 693.

¹²⁾ G. Graber, Sagen und Märchen aus Kärnten, Graz 1935, S. 209.

¹³⁾ Alois Lütolf, Sagen, Bräuche, Legenden aus den fünf Orten Lucern, Uri, Schwiz, Unterwalden und Zug. Lucern 1865, S. 261 f., Nr. 199.

¹⁴⁾ Theodor Vernaleken, Alpensagen. Nachdruck der Ausgabe von 1885, mit einem Vorwort von Hans Biedermann. Graz 1970, S. 6 ff.

¹⁵⁾ Hans Fink, Eisacktaler Sagen, Bräuche und Ausdrücke. Innsbruck 1957, S. 145.

¹⁶⁾ J. Jegerlehner, Sagen aus dem Unterwallis. Schriften d. Schweizer Ges. f. Volkskunde 6, Basel 1909, S. 179, Nr. 19.

zeitaltern und von Weltuntergangsmysen handelt¹⁷⁾. Das gleiche Gedankengut hat in den Volkssagen von der Vergletscherung blühender Almen und von der vergangenen und der kommenden Flut seinen Niederschlag gefunden¹⁸⁾.

Die Hasenjagd in der Raunacht

Bei meinem Besuch im Jahr 1959 regte Gallus Zeiler d. j. seinen Vater an, mir doch auch die Geschichte vom „Hasenpassen“ zu erzählen, mit der dieser von selbst nicht herausgerückt wäre. Während der alte Forstmann das Lied der erlegten Tiere nur im Sprechton wiedergab, sang es sein Sohn bei der Tonbandaufnahme im April 1974.

Des wòr des Hòsnchiaßn in da Heilign-Drei-Kini-Nòcht, net. Ehnter san s' òllwel Hòsn passn 'gànga. Ma' tuat des heut ah no', òwa mir hòbm in insra Gegend — durch 'n Kunstdünga wòhrscheinli — recht wenig Hòsn, seinerzeit san vül mehr gwesn. Òwa in da Rachnòcht wòr 's Hòsn- oda Fuchspassngohn vabodn, des hòt ma net tån, weil 's ebm eine Schånde wòr, net.

Und oana hòt si gsògt: „Hòlt, heint gehn ih Hòsn passn!“ Und dò is a hòlt in Tenn außi, und nebm an Tenn san d'Hòsn òllwel umanånd. Und er is hòlt drein in Bòrm und schaut aussì. Is schon a Hòs dò, schiaßt aussì, da Hòs liegt! Geht aussì. „Teixl, dò kunnt no' oana kemma!“ Geht her und hòt 'n gschrànt und hòt 'n auf 'n Tenn auf 'n Drischlnògl auffe gehàngt, net. Und dån is a hòlt eini. Dauert nit lång, schon wieda a Hòs d'außt! Schiaßt wieda aussì — da Hòs bein Bodn. Hòt den zweitn ah wieda gschrànt und auffi ghàngt. Hòt 's 'n wieda peckt! Jetz geht a no'mòl! Is a no'mòl aussigàng, da dritte Hòs d'außt! Und wia der auf den dritt'n Hòsn ànleg'n wüll, hòbm de àndan zwoa àngfàngt is singa d'außt:

's Kräma Irgei hòt uns gschossn, hòt uns gschrànt
hòt uns auf die Drischlnägl auffi ghàngt.

¹⁷⁾ W. E. Peuckert, Artikel „Chiliasmus“. Handwbt. d. deutschen Aberglaubens, hg. v. E. Hoffmann-Krayer u. H. Bächtold-Stäubli, Bd. II, Berlin-Leipzig 1929/30, So. 26 ff. und Art. „Eschatologie“, Sp. 989 ff. (Von jetzt ab als HDA angeführt.)

¹⁸⁾ Siehe die Anmerkungen zu Haiding, Sagenschatz Nr. 4 und 13.

Mein Liaba, dänn is 's eam rogl wordn aussì, dò hòt a genau gwißt, daß ma in d' Rachnòcht neamma Hòsn passn tuat! Wòrn lauda Toifeln! ¹⁹⁾).

(Das war das Hasenschießen in der Heiligen Dreikönigsnacht, nicht. Ehedem sind sie alleweil Hasen auflauern gegangen. Man tut das heute auch noch, aber wir haben in unserer Gegend — durch den Kunstdünger wahrscheinlich — recht wenig Hasen, seinerzeit sind viel mehr gewesen. Aber in der Rauhnacht war das Hasen- oder Fuchspassengehen verboten, das hat man nicht getan, weil es eben eine Schande war, nicht.

Und einer hat sich gesagt: „Halt, heute geh ich Hasen passen!“ Und da ist er halt in die Tenne hinaus, und neben der Tenne sind die Hasen immer umeinander (gelaufen). Und er ist halt drinnen im Barren und schaut hinaus. Ist schon ein Hase da, (er) schießt hinaus, der Hase liegt! (Er) geht hinaus. „Teufel, da könnte noch einer kommen!“ Geht her und hat ihn geschränkt und hat ihn auf der Tenne auf den Drischelnagel aufgehängt, nicht. Und dann ist er halt hinein (gegangen). Dauert nicht lang, schon wieder ein Hase draußen! Schießt wieder hinaus — der Hase (liegt) am Boden. Hat den zweiten auch wieder geschränkt und aufgehängt. Hat es ihn nochmals gejuckt! („gepickt“). Jetzt geht er nochmals! Ist er nochmals hinausgegangen, der dritte Hase draußen! Und wie er auf den dritten Hasen anlegen will, haben die anderen zwei angefangen zu singen (draußen? Irrtum). „Das Krämer Geoglein hat uns geschossen, hat uns geschränkt, hat uns auf die Drischelnägel aufgehängt.“ Mein Lieber, da ist er in Bewegung gekommen, da hat er genau gewußt, daß man in der Rauhnacht nicht mehr Hasen auflauern tut. Waren durchwegs Teufel!

Der jüngere Gallus Zeiler weicht mit dieser Darstellung in einigen Einzelheiten vom väterlichen Vorbild ab, vielleicht auch, weil das Erzählen aus mündlichem Herkommen durch Fernsehen und Rundfunk fast ganz verdrängt worden ist und sich nur noch bei seltenen Anlässen durchsetzt. Der Vater verlegte das Geschehen in die Weihnachtsnacht, ein Bergbauernknecht lauert den Hasen auf. Erst als drei Hasen erlegt sind, holt er sie herein, schränkt sie und hängt sie auf. Nun beginnen alle drei zu singen, worauf der Knecht ausreißt. Das Geschehen spielt sich zum Unterschied von Varianten aus dem mittleren Ennstal nicht im freien Gelände, sondern im Bereich des Haufenhofes ab, dessen Stallscheune im oberen Ennsbereich „der Tenn“ genannt wird. Vom Barren aus zielt der Rauhnachtjäger auf das Wild. Ein Hasenhinterlauf wird zwischen Knochen und „Flachsn“ aufgeschlitzt, der zweite Lauf dann hindurchgesteckt. So „geschränkt“ hängt der Knecht seine Beute auf Holznägel, die in der Blockwand zwischen Dreschtenne und Barren stecken, und auf denen das Jahr über die Dreschflegel hängen.

Die bisher wenig beachtete Sage kennen wir auch aus der Weststeiermark und aus Kärnten mit einem ganz ähnlichen Reim ²⁰⁾. Eine

¹⁹⁾ Aufz. Haiding Nr. 2803 (1974). Die Notenschrift der Singweise verdanke ich Frau Fachlehrerin Elfriede Detzlhofer, Pruggern.

²⁰⁾ Walter Kainz, Weststeirische Sagen, Graz 1974, S. 155, Nr. 14; Georg Graber, Sagen und Märchen aus Kärnten, Graz 1935, S. 119.

größere, anscheinend jedoch ebenfalls verhältnismäßig beschränkte Verbreitung haben verwandte Geschichten, in denen der zur Unzeit Jagende durch die unverwundbaren oder in Scharen auftretenden Hasen abgeschreckt wird und flieht²¹⁾).

Spitzhütel läßt Gupfhütel grüßen

Als Erlebnis seines aus der Kleinsölk stammenden Urgroßvaters berichtete Vater Zeiler das Zusammentreffen mit dem „Spitzhütel“. Als Ort des Geschehens nannte er jedoch den Gatschberg, über den der Weg in die Großsölk führt, was zuerst den Zweifel des Sohnes auslöste.

Jò, des hòt eigentli mein Urgroßvòter erlebt. Der is a Forschtwart gwesn, der is hòlt oft spòt bei da Nòcht von Wòld hoamgànga. Dò is a aussa 'gànga durch die Großsölk. (Der Sohn wirft ein: „Na, Kloansölk!“ Der Vater hat nicht recht gehört und fragt: „Wòs?“ Sohn: „Kloansölk!“ Vater, bestimmt: „Durch die Großsölk!“ Sohn: „Ah, Großsölk.“ Nun fährt der Alte fort):

Inner Gatschberg steht a Kòpelln, wia-r-a dò ob da Kòpelln òwa geht, kimmt eam oana unta, der hòt gånz a gspitzats Hiatl auf. Der is eam net ausgewichn. Hòt a gsògt: „Du, dò wirscht da oana intakemma, intn, da Spitzhiatl“, sògt a. „Sògst eam, er sollt glei nòch-kemma, mir gengan einhe in Zachngrabm Lahn ziahan!“ Und er hòt si denkt, des is a Rauschiga. Hòt eam koan Acht gebm. Wia-r-a o-e kimmt, zo dera Kapelln, geht inta da Kapelln oana auffa. Der is òwa neamma nòch da Stròßn 'gànga, der is hinta da Kapelln umme. Ober der Kapelln is a wiada zuacha . . . mit den hòt er jò niks redn kinna . . . Und der is dänn hoam 'gànga und hòt 's dahoam gsògt. Und in oan Tòg hòt 's ghoafn, hòt 's in Zachn òglahnt. Is d'Lahn ò-e 'gàngan, und 's Zachn is drin gwen.

(Ja, das hat eigentlich mein Urgroßvater erlebt. Der ist Forstwart gewesen, der ist oft spät nachts vom Walde heimgegangen. Da ist er herausgegangen durch die Großsölk [der Sohn wirft ein: „Kleinsölk“, doch der Vater antwortet bestimmt: „Großsölk“].

Innerhalb von Gatschberg steht eine Kapelle. Als er da oberhalb der Kapelle herunter geht, kommt ihm einer unter, der hat ganz ein spitziges Hütlein auf. Der ist ihm nicht ausgewichen. Hat er gesagt: „Du, dà wird dir einer unterkommen, unten, der Spitzhütel“, sagt er. „Sag ihm, er solle gleich nachkommen, wir gehen hinein in den Zachengraben Lawinen ziehen!“ Und er [der Urgroßvater] hat sich gedacht, das sei ein Berauschter. Hat ihn nicht

²¹⁾ K. Haiding, Das „Weisende Tier“ in steirischen Volkssagen, Z. Hist. V. 1971, S. 224. Als eigenes Erlebnis; Aufz. Haiding Nr. 2806. W. Kainz, a. a. O., Nr. 28, u. Anm. F. Brauner, Was die Heimat erzählt. Heft 10, Graz 1953, Nr. 55. J. Müller, Sagen aus Uri, hg. v. R. Wildhaber III, Basel 1945, Nr. 1553. M. Zender, Sagen u. Geschichten aus d. Westeifel, Bonn 1966, Nr. 1458 f. und 1778 ff.

beachtet. Wie er hinunter kommt zu der Kapelle, geht unter der Kapelle einer herauf. Der ist aber nimmer nach der Straße gegangen, der ist hinter der Kapelle hinüber. Oberhalb der Kapelle ist er wieder herzu. . . mit dem hat er nichts reden können. . . Und der ist dann heimgegangen und hat es daheim gesagt [erzählt]. Und am anderen Tage hat es geheißn, hat es das ZACHENGUT abgelähnt [durch die Lawine weggerissen]. Ist die Lawine herabgegangen und der ZACHENHOF ist darin gewesen²²⁾.)

Der Sohn leitet seine Erzählung kurz ein und stellt den Anfang anders dar:

Õlso, seinazeit hòt 's òllwel 'geistat in de Gegendn, net. Ma woaf net, is des Einbildung gwesn oda hòt 's wirkli an Geist 'gebm. Jednfòlls hòt da òlte Medl erzàhlt, des is sicha schon hundat oda hundatfufz Jòhr aus. In da Heilign Nòcht, dò geht ma, geht ma natürlìch Roßòfuadan, des is so meistens um òchte auf d'Nòcht, do geht man meistens nomòl in Roßstòll außè und gibt ean irgnd a Ghack oda wòs eine. Des hoaf — hòt hòlt ghoafn — 's Roßòfuadan.

Und des wòr recht a stirmische Heilige Nòcht, is vül Schnee gwesn. Und dò geht da Medl hòlt umme in Stòll, und dò kimmt oana auffa nòch 'n Weg. Da Weg geht gånz von Haus vorbei. No, und des hòt der òlte Baua schon gòr net leidn mögn, weil in da Heilign Nòcht hòt ma niks z'toan aus'n Haus, außa den, ma geht zu da Mettn. Und dò schreit a 'n hòlt àn: „No, wo gehst denn heint no hin in da Heilign Nòcht?“ Sògt a: „Ih bin da Gupfhiatl, hòst in Spitzhiatl nit gsehgn? Mir gengan einhi in Zachngrabm Lahn ziagn!“ Und da oan wòr natirli baff — des hòt koan Minutn dauat, bis auffi zum Harma — is mindestns fòst an Kilometa — hòt der bein Harma obm schon gjuchazt! Òlso praktisch in da Luft auffi gflogn! Und der is rogl eini bei da Tir und seine Roß ògfuadat und hòt eam 's nit entràtsln kinna, wia so daß der dò, da Gupfhiatl in Spitzhiatl suacht und sie gengan in Zachngrabm eini Lahn suachn! (zuletzt verspricht sich der Erzàhler, da der Tierarzt grüßend eintritt). Nach kurzer Unterbrechung sagt er den Schlußsatz: Und gròd diesn Heilign Òbmd hòt 's drein bein Zachn in da Grofsòlk Haus und Tenn òglahnt. — Während des mit den Hinzugekommenen begonnenen Gespràches ergånzt der Erzàhler noch: Als die Hausleute von der Mette zurückkehren, sind Haus und Tenne verschwunden (ein Motiv, das im Zusammenhang mit Feiertagsfrevlern in der Sòlk bekannt war)²³⁾.

(Also, seinerzeit hat es alleweil gegeistert in den Gegenden, nicht. Man weiß nicht, ist das Einbildung gewesen oder hat es wirklich einen Geist gegeben. Jedenfalls hat der alte Mòdl erzàhlt, das ist sicher schon hundert oder hundertfünfzig Jahre aus. In der Heiligen Nacht, da geht man, geht man natürlìch Roßabfüttern, das ist meistens so um acht Uhr abends, da geht man meistens

²²⁾ Aufz. Haiding Nr. 1778.

²³⁾ Aufz. Haiding Nr. 2799.

nochmals in den Roßstall hinaus und gibt ihnen Häcksel oder ähnliches. Das heißt — hat geheißsen — Roßabfüttern.

Und das war recht eine stürmische Heilige Nacht, ist viel Schnee gewesen. Und da geht der Mödl hinüber in den Stall, und da kommt einer herauf den Weg. Der Weg geht ganz [nahe] beim Haus vorbei. Nun, und das hat der alte Bauer schon gar nicht leiden mögen, weil in der Heiligen Nacht hat man nichts zu tun außerhalb des Hauses, es sei denn, man geht in die Mette. Und da schreit er ihn an: „Nun, wo gehst denn du heute noch hin in der Heiligen Nacht?“ Sagt der: „Ich bin der Gupfhütel²⁴⁾, hast du den Spitzhütel nicht gesehen? Wir gehen hinein in den Zachengraben Lawinen ziehen!“ Und der andere war natürlich erstaunt — das hat [aber] keine Minute gedauert, bis hinauf zum Harmer — ist mindestens fast ein Kilometer — hat der beim Harmer oben schon gejauchzt! Also praktisch in der Luft hinaufgeflogen! Und der ist rasch hinein bei der Türe und hat seine Rosse abgefüttert. Und hat es sich nicht enträtseln können, wieso daß der da, der Gupfhütel den Spitzhütel sucht und sie gehen in den Zachengraben hinein Lawinen suchen [sollte heißen: ziehen].)

Die Höfe Mödl und Harmer gehören zur Ortschaft Dörfel am Ausgang des Kleinsölktales. Der Hof Zach liegt in der Ortschaft Fleiß im Großsölktal, so weit drinnen, daß es schon zur Gemeinde St. Nikolai gehört.

Die Unterschiede in den Darstellungen der beiden Erzähler werden teilweise durch Frau Anna Höflechner ausgeglichen. Als Ziehtochter des jüngeren G. Zeiler hat sie sich die Geschichten des „Großvaters“ im Alter von zehn bis zwölf Jahren eingepägt. Wie ihr Ziehvater weiß sie nichts davon, daß ein Vorfahre die nächtliche Begegnung gehabt hätte, vielmehr war nach ihr der alte Mödl auf dem Heimweg mit dem Gupfhütel bei der Kapelle zusammengetroffen. Als er dem Fremden nachblickte, merkte er, wie der der Kapelle im Bogen auswich. Das Juchazn kam ihrer (zweifellos unbeeinflußten und sicheren) Erinnerung nach in der Sage nicht vor, sondern alljährlich in der Heiligen Nacht bei einem Brunnen.

Sagengestalten, die nach ihrer Kopfbedeckung bezeichnet werden, gibt es auch in anderer Verbindung²⁵⁾. Einen Gruß der Spitzkäppigen an die Breitkäppigen ohne besondere Botschaft wird dem Reicherbauern durch die Stimme eines Unsichtbaren aufgetragen²⁶⁾. Bisweilen ist jedoch eine Todesbotschaft zu überbringen. So muß der Erzführer des Gewerken Weingarth im Auftrag des Spitzhütels den Grünhütel vom Tode seines Herrn benachrichtigen²⁷⁾. Einem Kohlführer (Holzkohle), der gegen Hieflau fährt, ruft es von der Ennsmauer heraus zu: „s Spitzhüat! lößt 's Gupfhüat! schen grüaßn! Da Prälöt war

²⁴⁾ Oben gewölbter Hut.

²⁵⁾ L. Weiser-Aall, Art. Kobold HDA V, Sp. 32.

²⁶⁾ G. Graber a. a. O., S. 229.

²⁷⁾ F. Krauß, Die eherne Mark II. Graz 1897, S. 28, aus der Gegend von Palfau.

gstorbm!“²⁸⁾). Noch 1973 wurde in Hollenstein, Bezirk Waidhofen a. d. Ybbs, erzählt, daß Spitzhütel dem Fuhrmann aufgetragen habe, Grünhütel vom Tode eines Hammerschmiedes zu verständigen²⁹⁾). Ein Bergknappe, der die Botschaft des Grünkäppels an den Rotkäppel überbringt, zur Bestattung zu kommen³⁰⁾, wird für sein verbotenes Lauschen bestraft. Der vernichtende Abgang einer Lawine nach nächtlichem Rufen erfolgt öfters zur Strafe für Feiertagsfrevel³¹⁾).

Zum Erzählschatz des 1874 geborenen nachmaligen Jägers und Försters gehörten unter anderem mehrere Geschichten vom geprellten Teufel, eine Variante des tapferen Schneiderleins, Sagen von der Bercht, vom Alperer, von den Käswürmen, den Wildfrauen und vom Lindwurm in der Kleinsölk, der noch in der Landschaft zu fürchten war, weshalb der Knabe an einer bestimmten Stelle im Gelände mit Bangen weit auswich. Selbstverständlich kannte er auch die Geschichte vom Spielmann auf dem Schwarzensee³²⁾, die er übrigens anschließend an ein ähnliches Kindheitserlebnis seiner Mutter und ihres Bruders am gleichen Ort erzählte. Die „Wallfahrt zu dritt“ beweist, daß dieser erst in den letzten Jahren mehrmals aufgefundene Schwank³³⁾ auch in der Obersteiermark bekannt war, ein gleiches gilt für die Geschichte von dem Lied, das der Knabe bei der Predigt anders singt als ihm aufgetragen ist³⁴⁾. Wenn auch nicht die Zeit erübrigt werden konnte, wenigstens das gesamte Erzählgut des vielseitigen Überlieferungsträgers festzuhalten, so zeigt sein Beispiel in Verbindung mit anderen Gelegenheitsaufnahmen, was bei planmäßiger Suche im Ennsbereich noch bis vor kurzem für die vergleichende Forschung hätte geborgen werden können.

²⁸⁾ Anna Werchota, G'schichten aus 'n Grobm aussa. Graz 1890, S. 181 f.

²⁹⁾ Haiding, Aufz. Nr. 2807.

³⁰⁾ Franz Pehr, Kärntner Sagen. 7. Aufl. 1972, Nr. 72 ff.

³¹⁾ Marie Andree-Eysn, Volkskundliches. Aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet. Braunschweig 1910, S. 217. K. O. Wagner, Pinzgauer Sagen, Wien 1925, S. 43.

³²⁾ Leopold Schmidt, Der „Spielmann“ im Schwarzensee. Wie Fußn. 1).

³³⁾ K. Haiding, Märchen und Schwänke aus Oberösterreich. Berlin 1969, Nr. 29, 29 B und 108. Burgenländische Aufz. Haiding Nr. 2005 u. 2563.

³⁴⁾ Vgl. Elfriede Moser-Rath, Deutsche Volksmärchen. Düsseldorf-Köln 1966, Nr. 68, nach einer Aufzeichnung Anna Loschdorfers. Aarne-Thompson, The Types of the Folktale, Helsinki 1961, Typ 1735 A.

„Feitelvereine“

besonders im niederösterreichischen Weinviertel

(Mit 9 Abbildungen)

Von Werner Galler

Hin und wieder sieht man über Wirtshaustischen einen riesenhaft vergrößerten Taschenfeitel, ein Klappmesser mit gedrechseltem Holzheft, hängen. Dieser große Feitel ist das Symbol eines Taschenfeitelvereins, eines Feitelklubs oder einer Feitelrunde. Es sind dies Vereinigungen teils bruschenschaftlichen, teils männerbündisch-geselligen Charakters. Die Feitelsitten, die wir in der Folge kennenlernen werden, gehören vor allem im Weinviertel und im Innviertel zu den Grundsätzen intakter Burschengemeinschaften; man findet sie aber auch dort, wo es keine Burschenschaften gibt.

In *Wolkersdorf* hat eine solche Feitelrunde im Gasthaus „Zum grünen Baum“, das allen Schichten und Ständen als Zusammenkunftsort dient, ihren Sitz. Über ihrem Stammtisch hängt ein zusammengeklappter Taschenfeitel von ca. 1 m Länge (siehe Abb. 1). An seiner Aufhängung sind vier Wimpel befestigt, die von Jux-Fußballspielen gegen befreundete Stammtischrunden stammen — zum Beispiel gegen den „Sportverein Wolfpassing“ — einer trägt die Aufschrift: „Gewidmet vom Präsidenten“, mit welchem Titel der Wortführer scherzhaft bezeichnet wird. Die Feitelrunde, von Außenstehenden auch Feitelverein oder Feitelklub genannt, umfaßte während ihrer Blütezeit um 1968 maximal 60 Männer und Burschen. Jedes Mitglied besitzt einen Taschenfeitel; die Länge des gedrechselten Griffes eines gewöhnlichen Feitels beträgt 10 cm. Für den engsten Kreis der Teilnehmer gibt es auch einen Zierfeitel von 5 cm Grifflänge, der von einem Verwandten des Präsidenten aus Wien mitgebracht wurde (siehe Abb. 2, 3).

Der Gruß der Runde lautet: „Servas, Feidl!“ Kann daraufhin ein „Stammtischler“ seinen Feitel nicht vorweisen, muß er 5 Schilling in die gemeinsame Kasse einzahlen. Das gilt auch für die zufällige Begegnung zweier „Feitel“, wie die Teilnehmer genannt werden, außerhalb des Gasthauses. Mit dem auf diese Weise gesammelten Geld veranstaltet man jährlich eine zweitägige Ausflugsfahrt, an der auch

die Frauen und die Mädchen der Rundenmitglieder teilnehmen dürfen. Ein Hauptgebot für die Mitglieder ist es, den Feitel ja nicht aus der Hand zu geben, nicht einmal herzuborgen, wenn ihn ein Freund dringend braucht. Läßt sich jedoch einer dazu bewegen, jemandem hilfreich oder unachtsam sein Messer zu reichen, so wird der Holzgriff zugespitzt (Abb. 3, Mitte). Der Besitzer eines zugespitzten Feitels muß eine Runde zahlen, und sein Instrument ist „ungültig“. Es gilt als Schande, einen zugespitzten Feitel zu tragen, und man kauft sich schleunigst einen neuen ¹⁾).

Um 1964 erinnerten sich in Wolkersdorf einige Männer und Buran einen einst vereinsrechtlich angemeldeten Feitelverein, der aber noch vor dem 2. Weltkrieg zu bestehen aufgehört hatte. Sie gründeten die heutige Feitelrunde, die nicht mehr polizeilich gemeldet ist und die beim Wolkersdorfer Faschingszug im Jahre 1967 öffentlich hervortrat. Sie führte als Symbol einen Feitel mit, der so groß war, daß er die Plattform eines Anhängers einnahm. Heute ist die Begeisterung für die Feitelrunde bereits abgeklungen. Das sporadische Auftauchen und Erlöschen gehört vielleicht zu den Merkmalen der Feitelvereine.

R i e d e n t h a l bei Wolkersdorf besaß bis zur Schließung des Dorfwirtshauses ebenfalls einen Feitelklub, dem nur Jäger angehören durften ²⁾. Gegründet wurde er von einem Jagdgast aus Wien, das heißt, daß man auch in der Großstadt die Feitelbräuche kennt. In Wien-Inzersdorf besteht zum Beispiel ein Sparverein namens „Taschenfeitel“.

Ein weiterer Feitelverein bestand bis zum 2. Weltkrieg in P a a s d o r f. Im Gemeindegasthaus hing ein 1 1/2 m langer Feitel über dem Burschentisch. Jeder Bursch mußte seinen Taschenfeitel stets bei sich führen, auch bei der Feldarbeit. Er konnte mit dem „Losungswort“ „Zoag ma in Taschnfeidl“ jederzeit daraufhin angesprochen werden und mußte, wenn er ihn nicht zeigen konnte, 20 Groschen (Vorkriegswährung) Strafe zahlen.

Hier wurden die abgefangenen Feitel ebenfalls zugespitzt, eine Gewohnheit, die sich bis heute erhalten hat. In einer besonderen Brauchausformung wurden die zugespitzten Feitel in die Holzvertäfelung der Gaststube gesteckt, wo man sie bis zum Umbau im Jahre 1970 sehen konnte. Dieser Brauch hatte sich auch erhalten, als die Burschenschaft kein Interesse mehr am Feitelverein hatte und ihn „einschlafen“ ließ. Dem Paasdorfer Feitelverein durften nur Burschen angehören, und er war während seines Bestehens identisch mit der be-

¹⁾ Gewährleute: Wilhelm B a y e r, 55, Postbeamter; Gottfried H a i n d l, 27, Jungbauer.

²⁾ Gewährsmann: Franz S c h r e y v o g l, 75, Altbauer.

rühmten wehrhaften Burschenschaft³⁾. Noch heute ist in weiten Teilen des nördlichen Weinviertels die Redewendung „Ausg'hältn, die Paaschdorfa tänzn!“ stellvertretend für „Halt!“ oder „Achtung!“ in Gebrauch. Mit diesem Ruf vertrieben die Paasdorfer Burschen ihre Gegner, die ihnen bei den Extratouren den Tanzboden streitig machten. Innerhalb der Burschenschaft von Hohenruppersdorf bestand bis vor einem Jahrzehnt ein Taschenfeitelverein, dessen Mitglieder bei Begegnung das Klappmesser vorweisen mußten⁴⁾. Ähnlich hielten es die Hadreser Irkenburschen, die sowohl einen Feitel als auch einen Pfeifenklub hatten. Die Burschenschaft in Sitzendorf war ebenso gegliedert. Die Teilnehmer mußten das jeweilige Klubzeichen, also Feitel oder Pfeife, vorweisen können, ansonsten mußten sie Pönale entrichten⁵⁾.

Die Feitelvereine sind nicht auf das Weinviertel beschränkt, ebenso nicht ihre Zeichen.

Man findet im Kremser Weinbaumuseum (siehe Abb. 4, 4 a) einen großen aufgeklappten Taschenfeitel, der als Stammtischzeichen eines Feitelklubs ausgewiesen wird⁶⁾. Auch in anderen Orten Niederösterreichs gibt es Belege für diese Vereine. Aus Thuma, Bez. Waidhofen/Thaya, wird berichtet, daß die Burschen, welche ihren Feitel zu Hause vergessen hatten, von ihren Gefährten zur Strafe im Wirtshaus am Sessel festgebunden wurden⁷⁾.

Schon vor hundert Jahren berichtete Alfred Ritter von Perger über das Auftreten der großen Tischzeichen⁸⁾. In Ternitz, Pottendorf und Forchtenau wurden sie Lügenfeitel genannt. Das von ihm 1867 gezeichnete Stück aus Ternitz ist an der Klinge mit Schellen und einem Glöckchen versehen (siehe Abb. 5). Der Lügenfeitel als Schneidinstrument soll den Aufschneider ermahnen. Perger schildert dies folgend: „Redet sich nun einer recht tief in seine Erzählung hinein, so daß er zuletzt seine Lügen selbst glaubt, so zieht der Vorsitzende an einer Schnur, der Lügenfeitel schwingt, Schellen und Glöckchen beginnen zu tönen, und ein allgemeines Gelächter schreckt den Erzähler aus seinen Rodomontaden auf.“ Auch Johann Willibald

³⁾ Gewährsmann: Bgm. Karl König, 59, Bauer.

⁴⁾ Gewährsmann: Ignaz Rippl, 51, Standesbeamter.

⁵⁾ Gewährsmann: Lois Schiferl, Dichter; Befragung durch Dr. Anton Kurcaz.

⁶⁾ Harry Kühnel, Das Weinbaumuseum in Krems/Donau. Krems 1965, S. 18.

⁷⁾ Gewährsmann: Ludwig Denner, 72, Bauer; Befragung durch Dr. Anton Kurcaz.

⁸⁾ Alfred v. Perger, Der Lügen-Feitel. (Mittheilungen der k. k. Central Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. XIII. Wien 1868, p. CV f.)

Nagl spricht im „Fuchs Roaner“ vom Lügenfeitel⁹⁾, wohl aus der gleichen Gegend.

Die Gewohnheit, den Griff des Taschenfeitels zuzuspitzen, findet sich auch dort, wo keine Feitelvereine bestehen. Ein Bursch aus Hauskirchen erzählt, daß dieser Brauch in seinem Ort gang und gäbe sei und er ihn auch unter seinen Kameraden beim Bundesheer erlebt habe. Herr Johann Pfeffer aus Enzersdorf im Thale kennt diesen Brauch nicht nur von den Bauern aus seinem Heimatort, er hat ihn auch in anderen Gebieten des Weinviertels oft vorgefunden. Überall gilt der zugespitzte (gestempelte) Feitel als Schmach. Auf dem Gebiet des mit dem östlichen Niederösterreich kulturverwandten Burgenlands kennen wir bereits den „Lügen-Veitel“ aus F o r c h t e n a u. Leopold Schmidt weist auch darauf hin, daß bei den „Burschenbünden (des Burgenlandes) gelegentlich von einem ‚Taschenfeitelverein‘ oder ähnlichem gesprochen wird¹⁰⁾“. Das Zuspitzen des Feitelgriffs ist auch unter den burgenländischen Wanderbauarbeitern bekannt¹¹⁾.

Besucher des Österreichischen Museums für Volkskunde kennen den mächtigen „Feitl“ (40 cm lang), der als Tischzeichen der T r a t t e n b a c h e r Zaucherlschmiede gilt (Inv. Nr. 39.484, im Jahr 1922 als Geschenk von Konrad Mautner in das Museum gelangt). Trattenbach bei Steyr, Oberösterreich, war der Mittelpunkt der Steyr- und Ennstaler Kleineisenindustrie. Die „Zaucherlschmiede“ hatten dort offenbar ihren Stammtisch, ein Erbe zünftischer Überlieferung. Daran müssen sich „Feitelvereine“ in diesem Bereich direkt angeschlossen haben. — Schdt.

Weitere Belege für Feitelvereine finden wir im M ü h l v i e r t e l. Burgstaller teilt dazu mit: „Mitunter wird die Bezeichnung ‚Klub‘ auch mit der Anführung verbindlicher Abzeichen, wie Pfeife oder Taschenmesser (Veitl) verbunden (‚Pfeifen-, Veitlklub‘), die, in Großformat hergestellt, auch an der Decke des Zusammenkunftslokals befestigt werden¹²⁾“. Ein Gewährsmann aus Reichenthal erzählte: „I woäß . . . den Feichtlklub; då hæts ghoaßn: ‚Feichtl aus‘, und wänn wer’n Feichtl net mitghäbt hæ, hæ er zähl’n miaßn¹³⁾“.

Das I n n v i e r t e l, das Kerngebiet der Zechen, ist ebenfalls in diese Darstellung einzubeziehen. Im Volkskundehaus der Stadt Ried im Innkreis wird ein 50 cm langer zusammengeklappter Feitel aufbe-

⁹⁾ Nagl, J. W., Der Fuchs Roaner, Wien 1909, S. 162 u. 198.

¹⁰⁾ Leopold Schmidt, Burgenländische Volkskunde 1952—1955, Eisenstadt 1956, S. 16.

¹¹⁾ Frdl. Mitt. v. Dr. Helmut Fielhauer.

¹²⁾ Burgstaller, Ernst, Die bäuerlichen Burschenschaften in Oberösterreich. In: Atlas von Oberösterreich, 1. Lieferung, Linz 1958, S. 146.

¹³⁾ Gewährsmann: Karl Preinfalk, 65, Bauer. Befragung durch Dr. G. Aigner.

wahrt, der als Stammtischzeichen gedient hat (siehe Abb. 6). Außerdem gibt es dort zwei große Gemeinschaftspfeifen, die an den Tischen der Zechen von Hand zu Hand gegangen waren¹⁴⁾ (siehe Abb. 7, 8).

In **Steinbach** am Ziehberg bestand ein Klub der Feitelbuben, „dessen Mitglieder verpflichtet waren, den Feitel als Kennzeichen ständig bei sich zu tragen. Jährlich zu Fasching veranstalteten sie den sogenannten Feitelball¹⁵⁾“.

Aus dem Salzburgischen sind zwei Vereine aus **Hallein** bekannt. Ihre Mitglieder tragen die uns schon aus Wolkersdorf geschilderten Miniaturfeitel und grüßen einander, indem sie damit dreimal auf den Tisch klopfen und „Servas, Feitl“ sagen¹⁶⁾.

Für **Kärnten** gibt es literarische Nachricht über zwei Vereine, einem „Veidlverein“ in **Steuerberg** bei Feldkirch, der bis 1938 existierte. Er trat bes. im Fasching in Erscheinung, da er alle Tänze dieser Zeit veranstaltete und dazu die während des Jahres eingegangenen Gelder für das Vergessen des Zeichens verwendete. Dem Verein gehörten auch Frauen an. Eine ähnliche Organisation bestand in der Nähe, nämlich in **St. Veit an der Glan**¹⁷⁾. Auch in **Metnitz** und im Gurktal existierten in der Zwischenkriegszeit Feitelvereine, die dieselben Sitten aufwiesen wie in den anderen Bundesländern¹⁸⁾.

Neben den Feiteln, die allerdings überwiegen, sind als Gemeinschaftszeichen, wie wir schon gehört haben, die **Tabakspfeifen** zu finden. In **Speisendorf a. d. Thaya** tritt die Pfeife ohne gleichzeitige Erwähnung des Taschenfeitels auf. Hier mußten die Mitglieder der Burschenschaft als Erkennungszeichen **außerhalb** des Gasthauses stets die Pfeife bei sich tragen¹⁹⁾.

Während nun das Auftreten des Klappmessers (als Wahrzeichen und Zeichen der Mitgliedschaft) schwerer zu erklären ist, liegt die Sache bei der Pfeife offener zutage. Das Rauchen ist als Zeichen der männlichen Reife angesehen worden und unterscheidet den Burschen vom Buben. Zwischen 1900 und 1930 hergestellte Gemeinschaftsphotos von Burschengruppen des Weinviertels zeigen die Jungmänner häufig mit betont abgespreizten Zigarren und Zigaretten. Diese mußten

¹⁴⁾ Frdl. Mitt. v. **HR. Dr. Max Bauböck**.

¹⁵⁾ **Tatzreiter, Herbert**, Die Bezeichnung „Feitel“ (Taschenmesser) und ihre sinnverwandten Ausdrücke in den bairischen Mundarten Österreichs. In: **Mundart und Geschichte**, Festschrift für **Eberhard Kranzmayer**, Wien 1967, S. 164.

¹⁶⁾ Frdl. Mitt. v. **Dr. Gertrude Aigner**.

¹⁷⁾ **Wewerka, Franz**, **Der Steuerberger Veidlverein**. (Die **Kärntner Landsmannschaft**, Klagenfurt 1966, S. 6 ff.)

¹⁸⁾ Frdl. Mitt. v. **Dr. Helga Staunig**.

¹⁹⁾ **Gewährsmann: Ferdinand Lebersorger**, 74, Bauer. Befragung durch **Dr. Anton Kurcacz**.

ins Bild kommen, man mußte sehen: Hier stehen vollwertige Männer. Heute haben weder Pfeife noch Zigarette symbolischen Wert in der Burschenschaft. Das Rauchen in der Gemeinschaft kann nicht allzu alt sein, da der Tabak erst im 30jährigen Krieg Eingang in die Masse des Volkes gefunden hat²⁰⁾. Mangels an schlüssigen Beweisen müssen wir es dahingestellt sein lassen, ob Pfeifen- oder Feitelverein zuerst auftrat und ob der eine nur eine Reaktion auf den anderen war. Es ist aber aus den Belegen zu entnehmen, daß aus dem „Brauchrepertoire“ älterer Gemeinschaften Einzelercheinungen losgelöst wurden, die nun bei diesen Vereinen im Mittelpunkt stehen. — Auf die traditionelle Herstellung der Klappmesser in Trattenbach, Steyr und Sterzing usw. bzw. die oft apotropäische Ausgestaltung wollen wir in diesem Zusammenhang nicht eingehen²²⁾.

Die Feitelsitten in Österreich stehen nicht vereinzelt. So galt zum Beispiel für die Knechte im Rheinland die Verpflichtung, den „Kneip“, ein großes Klappmesser, mit abgestumpfter Klinge immer mit sich zu tragen²¹⁾. Auch auf die englische Sitte, während des Trinkens ein Messer hochzuhalten, um den Trinker zu schützen, sei hier verwiesen²³⁾. Das Messer stand in bäuerlichen Gemeinschaften oft stellvertretend für das Schwert. So gab es bei den „Holddingen“ im Land um Delbrück, Hülsede und Hildesheim bis ins 19. Jh. den Rechtsbrauch, daß die Teilnehmer ihre Messer in einen Kreis vor sich in den Boden steckten²⁴⁾.

Wie sind nun im speziellen Fall unsere Feitelsitten zu erklären? In Oberstinkenbrunn gibt es zum Beispiel folgende Redewendung²⁵⁾: „A Männ ohne Täschnfeidl gheat än an Bam änbundn!“ Auch im Hinblick auf die so häufig geübte und weit bekannte Strafe des Zuspitzens könnte man an die alte Maxime „Der Mann hat sich nicht von seiner Waffe zu trennen“ denken. Ist das billigste aller Klappmesser nun eine Waffe?

Auch der Name für das Klappmesser, nämlich Feitel, hilft uns bei unserem Erklärungsversuch nicht weiter. Feitel ist nach J. A. Schmeller u. a. eine Kurzform des Personennamens Vitus. Die Benennung eines vertrauten Gegenstandes mit einem Personennamen ist in unserem

²⁰⁾ Oswald A. Erich und Richard Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Stuttgart 1955, S. 745.

²¹⁾ Dies., a. a. O., S. 91.

²²⁾ Eberhard Frh. v. Künssberg, Messerbräuche, Heidelberg 1942, S. 34.

²³⁾ Ders., a. a. O., S. 70.

²⁴⁾ Ders., a. a. O., S. 63.

²⁵⁾ Gewährsmann: Dr. Hermann Riepl.

bairischen Sprachbereich nicht ungewöhnlich ²⁶⁾ (zum Beispiel Heinzelbank, Heinzel = Koseform für Heinrich, u. a. m.).

Was die überdimensionalen Tischzeichen an sich anbelangt, sind sie als Symbol einer Gemeinschaft ²⁷⁾ anzusehen. Interessant wäre in diesem Zusammenhang eine Untersuchung der Stammtische und des Wirtshauses als Aufenthaltsort der Männer (Frauen haben nach der traditionellen Meinung nichts im Wirtshaus zu suchen), wie R. Wolfram es bereits angeregt hat ²⁸⁾.

Zusammenfassend können wir sagen: Die Feitelvereine haben, mit einer Ausnahme (Steuerberg), nur männliche Mitglieder; die meisten Berichte zeigen die Feitelklubs als Burschenschaften; die hervorstechendsten Bräuche sind der Gruß mit dem Wort „Feitel“, das Vorweisen desselben, die Bestrafung bei Nichtvorweisen und das Zuspitzen des Griffes bei Trennung vom Feitel.

Über den Verbreitungsbereich kann keine genaue Angabe gemacht werden, da diese Darstellung hauptsächlich auf Feldforschung beruht und dem Verfasser keine weiträumigen Umfragen zur Verfügung standen.

²⁶⁾ Tatzreiter, H., a. a. O., S. 164.

²⁷⁾ Im Depot des Badener Museums für Handwerk und Volkskunst befindet sich ein großer Taschenfeitel, der als Zunftzeichen der Zaucherischmiede (Zaucherl = Feitel) bezeichnet wird. Er stammt aus den einstigen Beständen des Drosendorfer Stadtmuseums. Es wäre dies ein weiterer Hinweis auf den Feitel als Zunftzeichen, ist aber mit Vorbehalt aufzufassen, da der eigentliche Herkunftsort nicht mehr eruierbar ist.

²⁸⁾ Richard Wolfram, Zur Frage des Männerhauses in Europa. (Actes du IV^e Congrès International des Sciences Anthropologiques et Ethnologiques, Vicne 1952, Wien 1956, Bd. III, S. 75 f.)

Studentisches Brauchtum an österreichischen Mittelschulen

Von Hermann Steininger

Kommt man allenthalben gegen Ende eines Schuljahres durch eine unserer österreichischen Städte, so kann es ohne weiteres passieren, daß man einem öffentlichen Umzug junger Studenten begegnet, welche damit ihre bestandene Matura feiern; alljährlich prägen mitunter solche Festlichkeiten das Bild mancher unserer traditionsreichen Schulorte. Der Außenstehende freilich sieht sich solchen Erscheinungen oft indifferent gegenüber, ärgert sich höchstens über den seiner Meinung nach durch solche Umzüge unnötiger Weise behinderten Verkehr oder über das oft auffallende Getue und die doch vielfach unreifen mündlichen Bemerkungen und spaßig gemeinten Handlungen, der erst kürzlich für „reif“ Erklärten. Jene, die am Geschehen schon mehr Anteil nehmen, empfinden diese Erscheinungen zwar sicher auch nicht gerade als notwendig, akzeptieren sie aber immerhin, vielleicht sogar in Erinnerung an das eigene Studienende an einer allgemein bildenden höheren Schule. Selten gehen diese öffentlichen Umzüge zu vorgerückter Stunde ohne irgendwelchen Ulk ab, den man der Allgemeinheit oder speziell mißliebigen Personen zufügt, aber auch das Gegenteil ist der Fall: Ständchen und ähnliche Ehrenbezeichnungen werden, meist zur Nacht, gebracht; natürlich nur denen, die man dafür für würdig hält. All das wirkt selbstverständlich auffällig und aufdringlich, wird aber fast ausnahmslos geduldet und ist heute längst, da es sich Jahr für Jahr wiederholt, tolerierte Sitte, deren Träger jeweils Klassengemeinschaften sind, Gemeinschaften, die sich wohl schon oft durch Jahre hindurch mitunter auch schicksalhaft, besonders beim gemeinsamen Schulbesuch, zu bewähren hatten. Nun erscheint durch die Maturaprüfungen gewissermaßen eine Ende der engen Kontakte dieser Jahrgangsgemeinschaften gegeben und die weiteren Interessen bedingen eine Trennung. Die Jahr für Jahr stattfindenden Maturavergnügungen, welche von mir seit Mitte der Fünfziger Jahre und in den Sechziger Jahren beobachtet wurden, sind daher gewissermaßen sozusagen „endzeitliche Erscheinungen“. Besonders zu diesen Anlässen treten die Studenten nach außen hin dementsprechend sinnfällig als

Gesamtheit auf und werden somit auch von der weiteren Öffentlichkeit als Gemeinschaften empfunden ¹⁾).

Fragen wir uns zunächst aber einmal nicht nach all den ziemlich allseits geläufigen, anlässlich der Matura stattfindenden Ereignissen, den Maturazügen, der weißen Fahne usw., so ist nicht zuletzt eines der auffälligsten Phänomene wohl die Maturazeitung, welche meist als Produkt eines Redaktionskomitees ausgegeben wird. Sie kann man wohl am besten als Selbstbespiegelung des Maturajahrganges bezeichnen, aber nicht nur das: sie nimmt fast immer auch die Professoren aufs Korn und berichtet von verschiedenen bis vor kurzem wichtigen Schulereignissen. Gelegentlich ist sie aber auch nur die spezielle Sonderausgabe einer auch ansonsten des öfteren erscheinenden, von Schülern gestalteten Schülerzeitung wie sie an manchen Schulen regelmäßig erscheint, nur nun eben entsprechend dem vergessenen Ernst der Situation mit mancher, meist tolerierter Freizügigkeit garniert. In ähnlicher Weise existieren aber auch Maturazeitungen eigenen Stils in Form eines Maturaalmanaches in tagebuchartiger Form, welche die Schulzeit oder markante Abschnitte der Schulzeit in den acht Jahren schildern. In anderen Maturazeitungen wiederum finden sich oft sehr kritische Aufsätze über Probleme, die eben mit 18 Jahren als wesentlich erscheinen. Lediglich in den letzten Jahren hat es sich mehr und mehr eingebürgert, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zur Mitarbeit einzuladen und um entsprechende Beiträge zu bitten, vornehmlich hinsichtlich von Ratschlägen für den eigenen zukünftigen Weg. Die Maturazeitung als „Professorenschreck“ und Juxblatt ist heutzutage also nicht mehr ganz so häufig wie noch vor Jahren und kaum mehr die Regel. In ihnen konnte man jeweils spezielle Dinge, auch in formaler Ähnlichkeit, immer wieder nachlesen, etwa die Schilderung besonders signifikanter Szenen aus dem Schulleben, dann Charakteristika der Professoren in Form eines Rügegerichts usw. Freilich, vieles von all dem konnten nur die wirklich Eingeweihten so ganz richtig verstehen, manches davon verletzte auch den guten Geschmack. Nach außen deklarierte man sich sehr selten, oft nur im Impressum und zwar auch dann oftmals juxtmäßig, so etwa, daß die Redaktion für den Text verantwortlich sei, die enthaltenen Fehler jedoch auf das Konto der mangelnden Ausbildung durch die Deutschprofessoren der Anstalt gingen usw. Im übrigen begegnet man sonst jedoch oft allen Sparten einer richtig gestalteten Tageszeitung; so finden wir unter anderem häufig auch ein eigenes Kapitel, in dem schulische Zustände

¹⁾ Vgl. dazu Verf., Über das studentische Brauchtum an den höheren Lehranstalten im Burgenland. Ein Beitrag zur Volkskunde der Jahrgangsgemeinschaften. Burgenländische Heimatblätter, 27. Jg., H. Nr. 1/2, Eisenstadt 1965, S. 25—35.

durch groteske Filmtitel ersetzt sind, ja mitunter sogar einen scherzhaft gemeinten Heiratsmarkt. Die meisten dieser Zeitungen erscheinen im Selbstverlag und sind mittels Matrizen vervielfältigt und oftmals mit recht originellen Zeichnungen versehen. Durch deren freien Verkauf, vor allem an Eltern und Schüler, wird vielfach mitgeholfen, die Maturareise zu finanzieren.

Weniger bekannt dürfte sein, daß zwischen schriftlichen und mündlichen Maturaprüfungen die Maturanden nicht selten zu vielen Scherzen aufgelegt sind. So erschien einmal vor Jahren eine Klasse in Eisenstadt geschlossen mit Sitzpolstern im Klassenraum, während ein anderes Mal bei allen Maturanden dieselbe Art billiger, allerdings auch sehr auffallender Krawatten beobachtet werden konnte. Ähnliches vermochte man auch seit Jahren in Linz bei den Absolventen der Bundesgewerbeschule festzustellen, wo die Studenten schon zur Zeit der schriftlichen Prüfungen sowohl im Schulgebäude als auch in der Öffentlichkeit mit einem weiß-gelben Strohhut aufkrenzten; eine ähnliche Bedeutung haben andere Abzeichen wie Schirm und Spazierstock, auffallende Brillen und speziell bündische Altersklassen-Merkmale heiterer Natur, wobei vielleicht der Gedanke eines Rechtes, solche Dinge ab nun tragen zu dürfen, nicht ganz ausgeschaltet werden darf.

Über verschiedene Maturaumzüge und die weiße Fahne wurde schon mehrmals referiert²⁾. Ich brauche hier daher darauf nicht noch einmal näher einzugehen. Insbesondere auf einen in dem Zusammenhang einschlägigen Aufsatz von Sepp Walter sei hingewiesen³⁾.

Hingegen möchte ich im folgenden kurz auf ein weiteres Element dieser Umzüge eingehen. Haben wir bislang bei diesen öffentlichen Umzügen schon allerhand juxartige Erscheinungen entdecken können, kommen wir damit zu einem weiteren, sehr wesentlichen Element, das diese Umzüge außerhalb des rein spielerischen Umzugbrauchtums charakterisiert, nämlich zu den verschiedenen Ausprägungen richtiggehender sogenannter Maturascherze, die nun zum Ende der Studienzeit auch verständlich erscheinen, vielfach aber von der öffentlichen Meinung zum Teil sehr hart kritisiert werden, denn mitunter grenzt manches wirklich an arge Lausbübereien. So wenn dabei im Überschwang zur Nacht in die Schule eingestiegen wird und Bilder, Blumentöpfe, kurzum alles Zerbrechliche aus dem Fenster des Klassenzimmers geworfen wird, oder zu später Stunde Autos mit vereinten Kräften auf Gehsteige

²⁾ Vgl. u. a. Verf., Maturaumzüge und weiße Fahne. Österr. Blätter für Volkskunde, Jg. 3, F. 1—2, Wartberg-Wien 1969, S. 1—3; ders., Maturaumzüge in Österreich, ebd., F. 3—4, S. 5—7.

³⁾ Sepp Walter, Die weiße Fahne am Schulgebäude. Volkskunde. Fakten und Analysen. Festgabe für Leopold Schmidt zum 60. Geburtstag (= Sonderschriften des Vereines für Volkskunde in Wien, Bd. 2), Wien-Horn 1972, S. 202—212, Abb. 18, 19.

oder unzugängliche Stellen gehoben und verschiedenen mißliebigen Personen Gerätschaften versteckt werden bzw. sonstiger bössartiger Schabernack getrieben wird, indem man Gartenschläuche in Zäune ausgehängt und Brennessel in die zur Frühzeit für den Bäcker ausgehängten Brotsäcke füllt. Harmloser erscheint dagegen das weithin übliche Bekleiden von vornehmlich leichtgeschürzten Statuen in Parkanlagen und öffentlichen Plätzen mittels Tüchern oder deren Verfremdung, deklariert als „Verschönerung“ bzw. „Entstellung“ durch lange Bärte usw. Beliebte, vielleicht sogar eigenständige Maturascherze kennen mitunter Maturanten höherer Technischer Lehranstalten, wenn sie die Tore ihrer Schule vermauern und dabei mit einem Plakat auf die Matura hinweisen. Besonders gerne freilich rächt man sich jeweils bei unbeliebten Professoren, indem man ihnen je nach Temperament allerlei Spott, ja mitunter auch Schaden zufügt, etwa die Luft aus den Schläuchen ihrer Fahrzeuge läßt usw., wobei dem Erfindungsreichtum Einzelner kaum Grenzen gesetzt sind. Oft können hiebei Parallelen mit altem, landschaftlich gebundenem sogenanntem burschenschaftlichem Brauchtum durchaus festgestellt werden, insbesondere begegnen spezielle Formen des Rügegerichts, indem nächtens etwa Mißliebige unter anderem durch eine sogenannte Katzenmusik mit Trompeten und Topfdeckeln aus dem Schlaf geweckt werden. Wie bereits erwähnt, ist es bei dieser Gelegenheit aber durchaus üblich, beliebten Professoren ein Ständchen zu bringen, was selbstverständlich als große Ehrung für den Betreffenden gilt.

Offenbar besonders weitreichende Freiheiten werden mitunter Absolventen in ostösterreichischen Schulstädten von den Schuldirektionen zugestanden. Nämlich, daß sie am nächsten Schultag gemeinsam noch einmal in die Schule kommen dürfen, aber diesmal um die Studenten der niederen Schulstufen in scherzhafter Weise selbst zu unterrichten, und zwar hauptsächlich in den Stunden jener Professoren, welche man zuvor selbst als Lehrer hatte, und die schon immer ein gutes Verhältnis zur Maturaklasse gehabt haben und welche eben einen Spaß verstanden. Die Situation ist dabei natürlich grotesk: die sozusagen neuen „Lehrer“, von den Strapazen der nächtlichen Feiern und Umzüge oftmals sichtlich hergenommen, treiben nun erlaubtermaßen allerhand Späße, stopfen etwa auffällig ihre Pfeifen oder rauchen umständlich eine Zigarette oder Zigarre an. Selbst der im Unterricht gestörte Professor muß ihnen jetzt gehorchen und wird in die Bank zu den Schülern gewiesen. Dann nehmen die Maturanten Klassenbucheintragungen vor, wonach juxhalber unterrichtet wird; unaufmerksamen Schülern und vor allem dem degradierten Herrn Professor werden im Lauf dieses Unterrichts natürlich „unsinnige“ Strafen verpaßt. Außerdem wird die Pausenglocke recht willkürlich betätigt

und oft findet anschließend daran vor den Augen aller im Schulhof die Bücher- und Hefteverbrennung statt.

Eigentlich in den meisten Schulen ist es üblich, eine offizielle Maturafeier zu veranstalten. Sie wird fast immer am Tag nach der abgelegten Matura durchgeführt und vereint wohl zum allerletzten Mal die vollzählige Klassengemeinschaft mit ihren Professoren und dem Vorsitzenden der Prüfungskommission bei einem Festessen. Oftmals sind dazu die Eltern der Schüler miteingeladen, aber das ist durchaus nicht die Regel. Denn gelegentlich feiern die Eltern allein mit den Professoren. Findet jedoch eine gemeinsame Maturafeier statt, ist es üblich, daß der Vorsitzende der Prüfungskommission und der Direktor der Schule sowie der Klassensprecher kurze Ansprachen halten. Öfters bekommen danach die Professoren verschiedene Geschenke von den Maturanten. Mitunter jedoch werden offizielle Maturafeiern mit einem Dankgottesdienst eingeleitet, wonach dann im Festsaal der Schule in Anwesenheit des Lehrkörpers den Studenten die Maturazeugnisse übergeben werden und mit der Bundeshymne die Feier beendet wird. Vielfach sind die Maturanten aber Gäste einzelner Stadtverwaltungen, wo ihnen der Bürgermeister Erinnerungsgeschenke überreicht; in der Steiermark etwa werden seit einigen Jahren alle mit Auszeichnung Maturierten zu einem Empfang beim Landeshauptmann in die Grazer Burg eingeladen.

Eine wesentliche Erinnerung an die Matura bildet das offizielle Maturaphoto mit allen Maturanten, dem Lehrkörper der Schule und der Prüfungskommission. Zu einem solchen stellt man sich heute wohl an allen österreichischen Schulen. Auch dies eine schon längst eingewurzelte Sitte. In einer Anzahl Schulen ist es jedoch auch üblich, daß sich die Studenten zur Erinnerung an die Professoren deren photographierte Porträts auf ein Photo im Ansichtskartenformat zusammenkopieren lassen.

Da manche bestandene Maturitätsprüfung auf ein besonders Glück bei den Prüfungen zurückgeführt wird, begegnen wir vereinzelt auch Formen persönlicher Anheimstellung im christlich-gläubigen Sinn, in- folgedessen mitunter Einzel- oder Gruppenwallfahrten zu speziellen Gnadenstätten für den schulischen Bereich stattfinden, wie sie auch sonst von verschiedenen Berufsgruppen durchgeführt werden. Und so kann man gelegentlich Gruppen von Studenten sowie vollzählige Klassen nach der Matura zu verschiedenen Wallfahrtsorten wandern sehen. So war es etwa auch einem Bericht aus dem Realgymnasium Oberschützen zufolge vor dem Zweiten Weltkrieg üblich, nach der Matura zum Dank für das Bestehen bei den Prüfungen eine Wallfahrt nach Maria Weinberg zu unternehmen. Geläufiger sind uns jedoch Mitteilungen von solchen Wallfahrten aus den letzten 20 Jahren. 1959

etwa gingen Maturanten des Mattersburger Bundesrealgymnasiums nach Maria Loreto. Auch Wallfahrten zum bekannten Gnadenort Mariazell werden von Mattersburg aus gerne unternommen. Dasselbe gilt auch für das Bundesrealgymnasium in Eisenstadt. Bei gewissen Umgängen sind mitunter auch spaßige Elemente der Zusammengehörigkeit festzustellen. Oft kennzeichnen sich die Teilnehmer mit einer Fahne, mit auffallend gleichartiger Kleidung wie Ruderleibchen und Halbzylindern als zusammengehörige Gruppe usw. So etwa ist bekannt, daß auf der Wallfahrt der Eisenstädter 1962 das gerade nicht am Körper getragene Gewand der Teilnehmer an einer langen Stange, die zu zweit auf den Schultern getragen werden konnte, dekorativ mit Wäschekluppen aufgehängt wurde. Soweit wir sehen, werden von einzelnen Schulen bestimmte Wallfahrten besonders geschätzt. Daß dergleichen Dinge erwartungsgemäß älter sind, als man von vorneherein zu glauben geneigt ist, beweisen ja manche Zeugnisse für bestimmte „Studentenzufluchten“ wie etwa ein dreifeldriges Ölbild mit heiligen Tiroler Patronen im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien mit der Beschriftung „Diese vier machen einen Blumenstraus aus“; hier sehen wir im dritten Feld den Johann von Hötting mit der Abbildung eines Studenten vor dem sogenannten Studentenbildbaum. Das Bild ist auf Holz gemalt, signiert und datiert „An. Flori 1824“⁴⁾. Durchaus ähnliche Erscheinungen, aber mit schriftlichen Bitten um Hilfen bei Schularbeiten oder Prüfungen, treffen wir dann in einer Reihe kleiner Kapellen an, so etwa auch in jener aus dem 15. Jahrhundert stammenden, die an die Heilig-Kreuz-Kirche in Villach angebaut ist. Dort aber bitten oft nicht nur die unmittelbar betroffenen Schüler selbst, sondern mitunter auch deren Eltern um einen guten Ausgang in Schulangelegenheiten ihrer Kinder. Diesbezügliche Dankinschriften hingegen finden sich schon seltener. Ähnliche Erscheinungen gibt es übrigens in Wien in einer Seitenkapelle der Mariahilferkirche und im Kreuzgang der Dreifaltigkeitskirche in der Alserstraße.

Auch die gemeinsam unternommenen Maturareisen sind meist noch als Ausdruck der Klassengemeinschaft zu werten, mehr als man vielleicht gemeinhin glauben möchte. In vielen Fällen werden sie erst durch das Ergebnis konsequenter Sparmaßnahmen ermöglicht, sie sind also jeweils abhängig von der finanziellen Leistungskraft der Klassengemeinschaft, der Eltern, die Folge von Einnahmen aus Schultheateraufführungen, Maturabällen und -kränzchen, dem Verkauf der Maturazeitung etc. Sie ermöglichen bisweilen sogar Reisen in entferntere Gebiete, mitunter ins Ausland. Vor allem Absolventen der

⁴⁾ Österr. Museum für Volkskunde, Inv. Nr. 31.798.

einstigen humanistischen Gymnasien haben seinerzeit mit Vorliebe in Begleitung eines Professors der alten Sprachen die antiken Stätten besucht, von denen sie im Unterricht so viel gelesen und gehört hatten. Für die meisten von ihnen war diese Reise zumindest früher auch die erste ins Ausland, unternommen an einem entscheidenden Lebensabschnitt. Von Maturareisen anderer Schulen hat man früher wenig gehört. In den letzten Jahren hat die Reiselust freilich eher noch zuals abgenommen. Nun scheint auch das Reiseprogramm den finanziellen Möglichkeiten entsprechend vielfältiger geworden zu sein. Der Bogen der Reiseziele ist seit jeher weit gespannt. Von Wanderungen in die nähere Heimat angefangen, sind im Repertoire sogar Erholungszentren in Südeuropa vertreten, wobei mitunter auch Kulturstätten am Besuchsprogramm stehen. Größer angelegte Bildungsreisen werden immer noch gerne unternommen ⁵⁾.

Etwa zur selben Zeit, in der im ganzen Land die Maturaprüfungen stattfinden, werden vielfach auch die Maturajubiläen gefeiert, was beweist, daß die meisten Klassengemeinschaften eine weiter dauernde Gemeinschaft darstellen und in gewissen Jahrgangintervallen der oft schon vor Jahrzehnten stattgefundenen Matura gedacht wird ⁶⁾. Soweit bisher feststellbar war, treffen sich manche Maturajahrgänge jährlich, die meisten wohl aber alle fünf Jahre, wobei besonders die fünften, zehnten, fünfundzwanzigsten oder silbernen, die 30., 35., 40., 45., 50. oder goldenen, die 55., die 60. oder diamantenen, und 65. Maturajubiläen gefeiert werden. Manche Klassen traditionsreicher Schulen treffen sich jedoch alljährlich einmal zum Beispiel zu oder um Pfingsten am einstigen Schulort, wohin sie alljährlich die Schuldirektion einlädt. Besonders jene ehemaligen Schüler, welche ihr Jubiläum begehen, pflegen sich mitunter gerne genau am Jubiläumstag der einstmals stattgefundenen Matura zu treffen. Allen Maturitätsfeiern gemeinsam ist, daß sie Anlaß für ein gemeinsames Treffen der Jahrgangskollegen, meist auch im Beisein der früheren Professoren, sind, man gedenkt dabei aller schon Verstorbenen und der im Krieg gefallenen Mitschüler und besucht, soweit möglich, deren Gräber. Dasselbe Gedenken gilt jeweils aber auch den einstigen Professoren. Manchmal wird zum Gedenken auch ein Kranz an der Ehrentafel der Schule niedergelegt, die in vielen Schulen von solchen Jahrgangsgemeinschaften als Gedenktafel für ihre im Krieg Gefallenen gestiftet

⁵⁾ Vgl. zum Beispiel: Dreizehnter Jahresbericht vom Bundesrealgymnasium in Amstetten am Schlusse des Schuljahres 1950/51. Veröffentlicht von Silvester H o f b a u e r, Amstetten, Juni 1951, S. 36—38.

⁶⁾ Vgl. zum Beispiel Kalksburger Korrespondenz, Nov. 1951. Jahresbericht des Privatgymnasiums (mit realgymnasialem Zweig) der Gesellschaft Jesu in Wien XXV — Kalksburg über das Schuljahr 1950/51 erstattet vom Direktor der Anstalt Anton S t a h l, Kalksburg-Wien 1951, S. 28 ff.

worden sind. Überall für selbstverständlich gelten auch die Erscheinungen, daß man gemeinsam ein festliches Mahl einnimmt, gleichfalls meist im Beisein der einstigen Professoren. In verschiedenen Schulen ist es zu diesem Anlaß üblich, aus der einstigen Maturazeitung vorzulesen oder es werden von Einzelnen bemerkenswerte Erinnerungen aus der Schulzeit vorgetragen. Manchmal wird zu diesem Anlaß wohl auch eine improvisierte Unterrichtsstunde gehalten, öfter aber an richtigen Unterrichtsstunden teilgenommen. Oft findet bei diesen Treffen eine Gemeinschaftsmesse statt, die zu diesem Anlaß in konfessionellen Schulen selbstverständlich erscheint. Meist liest ein Klassenkollege, der Priester geworden war, die Heilige Messe, manchmal auch einer der ehemaligen geistlichen Professoren. Lediglich jüngere Jahrgänge nehmen mitunter dabei die Gelegenheit wahr, gemeinsam Sport zu betreiben und sich mit den Schülern der derzeit höchsten Klasse im sportlichen Wettkampf zu messen. Solche Fußball- und Basketballspiele oder gar Schwimmmeetings entbehren mitunter nicht „komischer Effekte“, und oftmals lassen die Schüler die sogenannten Altmaturanten gewinnen. Fast immer steht anlässlich dieser Feierlichkeiten auch ein gemeinsamer Besuch der von früher meist noch altvertrauten Schulräume am Programm. Oft macht man einen gemeinsamen Ausflug in die nähere Umgebung der früheren Schulstätte. Nicht selten lassen sich manche dieser Maturajahrgänge samt ihren ehemaligen Lehrern wie schon anlässlich der Matura eigens fotografieren. In einem Fall fuhren sogar ähnlich wie beim Maturaumzug die ehemaligen Schüler und nun jubilierenden Altherren in Kutschen vor dem Schulgebäude vor. Fast immer wird betont, in Zukunft die alten Verbindungen mit der Schule wieder enger zu gestalten und, falls die Klassengemeinschaft bislang nicht einen so starken Kontakt und Zusammenhalt hatte, einander wieder öfter zu treffen. Gelegentlich erhält zum Anlaß eines solchen Jubiläums die ehemalige Schule sogar Lehrmittel geschenkt oder es wird von ehemaligen Maturanten eine Patenschaft über einzelne Klassen übernommen. Zuletzt sei ein besonderes Beispiel einer engen persönlichen Verbindung mit der einstigen Schule erwähnt, als beim Neubau ihrer alten Schule ehemalige Schüler die alten Bänke des Physiksaales samt und sonders als Reminiszenz an die eigene Schulzeit für sich privat erworben haben.

Auch Einzelercheinungen bei solchen Treffen sind allenfalls bemerkenswert. So gerade hinsichtlich Jubiläumstreffen in manchen Schulen mit besonders ausgeprägten Traditionen wie etwa im Stift Kremsmünster, wo alljährlich die Jubilare von der Aktivitas begleitet, unter dem Spiel der Studentenkappelle festlich in das Stift einziehen, und wo es auch üblich ist, sich zu diesem Anlaß in das goldene Buch der Schule einzutragen.

Inwieweit die Maturajahrgänge eine Gemeinschaft bilden, zeigt sich schließlich auch beim Ableben einzelner Mitglieder dieser Jahrgänge, was oftmals von den Verwandten bei den verschiedenen Dank-sagungen erwähnt wird; gelegentlich wird auch auf Parten von der Mitgliedschaft bei einer bestimmten Klassengemeinschaft Mitteilung gemacht. Mitunter treten auch beim Tod ihrer ehemaligen Lehrer die Absolventen bei Begräbnissen geschlossen in Erscheinung.

Obwohl viele dieser Absolventengruppen nicht unmittelbar straff organisiert sind, stehen sie, wie man sieht, vielfach in einer sehr lebendigen Gemeinschaft und spielen selbstverständlich eine wichtige gesellschaftliche Rolle. Neben ihnen freilich existieren eine Reihe von Maturanten-, Mittelschülervereinen und verschiedene Absolventenverbände sowie organisierte studentische Gemeinschaften, die gleichfalls eine Lebensgemeinschaft pflegen und hochhalten. Ihnen aber obliegt es vielfach, lediglich eine Gesinnungsgemeinschaft und bei Absolventen der Fachschulen eine Berufsgemeinschaft zu sein. Auf sie als eigenständige Erscheinungen möchte am Schluß dieses Beitrages nur hingewiesen werden.

Die drei Schreckensnächte als Freierprobe

Von Otto K a h n

Die Märchen von den drei Qual- und Schreckensnächten sind in den Kinder- u. Hausmärchen der Brüder Grimm zweimal überliefert:

1. KHM 92 Der König vom goldenen Berge = v. d. Leyen nr. 86
2. KHM 121 Der Königssohn, der sich vor nichts fürchtet = v. d. Leyen nr. 41.

Friedrich von der Leyen meint in beiden Fällen, daß die drei Qualnächte ein besonderes Märchen für sich darstellen. Zwischen den drei Qualnächten und dem übrigen Märchen bestände nur lose Verbindung. Diese drei Qualnächte werden darum hier als selbständiges Märchen auf seine historischen Grundlagen untersucht. Die drei Qualnächste sind in den Typen ATH 313, 326, 400, 401, 402 enthalten. Fr. v. d. Leyden erklärt bei nr. 86: „Der Jüngling tritt als frommer und gläubiger Christ vor uns, der die schlimmsten Qualen erlebt, um eine Jungfrau zu erlösen“.

KHM 92 lautet in verkürzter Form:

Für die Rettung aus lebensgefährlicher Notlage hat ein Vater seinen Sohn an einen fremden Helfer versprochen und ihn später verstoßen. Dieser landet mit seinem Schiffchen in fremdem Lande. Er steigt an Land und findet ein Schloß. Dort findet er eine Schlange, die war eine verwünschte Jungfrau. Sie sagte: „Dies Reich ist verwünscht. Du mußt es erlösen. Heute Nacht kommen zwölf schwarze Männer. Die werden dich fragen, was du hier machst. Du aber schweig still und gib ihnen keine Antwort! Laß sie mit dir machen, was sie wollen! Sie werden dich quälen, schlagen und stechen. Laß alles geschehen! Nur rede nicht! Um zwölf müssen sie wieder fort. In der dritten Nacht werden sie dir den Kopf abhauen. Und wenn du dann ausgehalten hast und kein Wörtchen gesprochen hast, so bin ich erlöst. Ich komme zu dir und habe in der Flasche das Wasser des Lebens. Damit bestreiche ich dich und dann bist du wieder lebendig und gesund wie zuvor. In der dritten Nacht ward die Schlange zu einer Königstochter, die kam mit dem Wasser des Lebens und machte

ihn wieder lebendig. Dann küßte sie ihn. Die Hochzeit wurde gehalten und er war König."

A) Die Zeit der nächtlichen Schrecken:

Jahn nr 54 S. 287: „Die Uhr schlug elf. Da traten drei Kerle herein. — Um zwölf — verschwanden die Kerle wieder"

Jahn nr 55 S. 300: „Des Nachts zwischen elf und zwölf mußt du wach bleiben und still sein, und sollte die Welt in Stücke gehn"

KHM 92: „Um zwölf müssen wieder fort. Um zwölf ist ihre Macht vorbei"

MdW türk (Spieß) nr 27: „Morgen abend werden 12 Zwerge kommen. Um Mitternacht wird ihre Macht erlöschen".

Piprek, poln. S. 113: „Als es zehn Uhr war, erschienen die drei Herren. Als es zwölf wurde, verschwanden die Herren"

Mudrak S. 302: „Als es zehn schlug, ging die Türe auf. — Sie redeten ihm zwei Stunden lang zu. Mit dem Schläge zwölf mußten sie fort"

KHM 121: „Mitternacht fing plötzlich ein großer Lärm an. Gegen Morgen verschwanden sie" — Als die Morgenröte anbrach, mußten sie von ihm lassen"

MdW bret. S. 76: „Da krächte plötzlich der Hahn, der den Tag ankündigte, da verschwanden die Riesen"

Diese Zeitangaben zeigen klar, daß es sich keinesfalls nur um die sogenannte „Geisterstunde" handelt. Die Vorgänge können eher beginnen und hören auch erst gegen Morgen wieder auf.

B) Die Vorgänge gelten als „Prüfungen"

MsG II. 293: „Morgen nacht wird die Probe beginnen".

MdW bret. nr 6 S. 76: „Das war eine harte Prüfung. — Deine Prüfungen sind nun zu Ende"

Pramberger S. 59: „Du hast die Probe bestanden"

C) Das vorherige Heiratsversprechen:

MsG II 292 „Noch zwei Nächte halte aus, dann bist du König und ich deine Gemahlin"

MsG I S. 74: „Die 7 Hirsche sind 7 Prinzessinnen. Ihr könnt sie erlösen und jeder bekommt dann eine zur Frau"

MsG I S. 357: „Dann hast du das schwerste vollbracht, und wir werden glücklich sein auf ewige Zeit"

MsG II 123: „Ich weiche nicht eher von deinem Wamse, bis du mir versprochen hat, mich zu heiraten"

MsG I 383: „Bestehst du diese Zeit, dann bin ich erlöst, und wir sind glücklich, du und ich"

MdW platt. I. S. 172: „Wenn du das aushältst, — so will ich dich haben zum Mann und will dich glücklich machen"

MdW platt. II, 146: „Wer drei Nächte in der Stube schlafen kann, — den will ich dann heiraten und der wird hier König"

Haiding, Österreichs Mä-Sca S. 97: „Wenn du meinen Worten folgst kannst du sehr glücklich werden. Dann bin ich mit allen meinen Schätzen dein — und will uns beide glücklich machen".

Von vorneherein steht in diesen Fällen fest, daß die erlösungsbedürftige Person ein menschliches Wesen und dazu sogar die Erbin

eines Reiches ist. Sie bietet sich dem wandernden Helden selbst zur Ehe an und verspricht ihm außerdem, daß er König des Landes werden soll, sofern er eben die Prüfung besteht.

D) Herkunft des Mannes

MsG I 397 ein starker Jüngling ging auf Reisen

MsG I 383 ein Prinz, der in der Not einem „Dämon“ versprochen wurde, er wird von diesem in ein fremdes Land entführt. Dort entkommt er diesem. Er bleibt im fremden Lande und dient.

Jahn nr 54: Ein Fischerssohn, der in der Not dem Dämon versprochen wurde, dort entkommt er dem fremden Manne, er dient als Hirte.

Jahn nr 55, ein Sohn eines Fischers, der ins fremde Land auf See verschlagen wurde.

Jahn nr 56, ein abgelohnter Soldat, der sich verirrt hat.

KHM 121, ein Königssohn geht in fremde Länder, weil er sich vor nichts fürchtet.

MsG II 292, ein Schmiedesohn, geht hinaus in die Welt.

MsG I 71, ein Grafensohn, der nichts taugt, schließlich als einfacher Soldat dienen muß, dann desertiert in fremdes Land.

MsG I 335, ein Feldwebel desertiert über die Grenze.

MdW platt. I. 221 verschuldeter Bauer geht über See ins fremde Land.

MdW platt. II. 144 versprochener Sohn, wird verstoßen und treibt mit dem Bott an fremdes Ufer.

In jedem Falle finden die nächtlichen Vorgänge nicht in der Heimat des Mannes statt. Es sind teilweise untaugliche Söhne, die verstoßen werden.

E) Die Forderungen der Frau

KHM 92: „Schweig still und gib ihnen keine Antwort, und laß sie mit dir machen, was sie wollen. Sie werden dich quälen schlagen und stechen. Laß alles geschehen! Nur rede nicht!

KHM 121: „Es darf keine Furcht in dein Herz kommen. Wenn sie dich aufs ärgste quälen, und du hältst es aus, ohne einen Laut von dir zu geben, so bin ich erlöst. — Sie zerrten ihn auf dem Boden herum, zwickten, schlugen und quälten ihn, aber er gab keinen Laut von sich — Sie schlugen ihn, daß sein Leib voll Wunden war. Da er alles still ertrug, mußten sie von ihm lassen“

Hüllen, Jahressgabe 1963 S. 138: „Sie werden dich vertreiben wollen, werden dich stoßen und schlagen, aber du darfst dich nicht fürchten und nicht wehren und nicht um Gnade bitten. Er beißt die Zähne zusammen, und jammert nicht und wehrt sich nicht und bittet nicht um Gnade“

Mudrak S. 292: „Du mußt schweigen. Dir mag geschehen, was da will. Und sie mögen anstellen, was sie wollen, du darfst keinen Laut von dir geben. Du mußt aushalten und schweigen“

Mudrak S. 302: „Er solle fest bleiben und sich durch nichts irremachen lassen, denn wenn er ein Wort spreche, so sei alles verloren. — Es tat ihm so weh, daß ihm die Tränen die Backen herunter liefen, aber er bleibt fest und sprach kein Wort. Sie sagte, daß er auch die letzte Nacht standhaft bleiben möge. — Du hast mich durch deine Festigkeit erlöst“

Jahn nr 55 S. 300: „Du mußt wach bleiben und still sein und sollte die Welt in Stücke gehen“

Jahn nr 56: „Der will die Königstochter durch Schweigen erlösen, aber wir wollen ihm schon das Maul öffnen“

MdW bret, nr 6: „Sie hatte ihn ermahnt, absolutes Schweigen zu bewahren, was er auch zu hören und zu spüren bekäme“

Schweigen unter den größten Schmerzen, Dulden und Leiden in Martern und Wunden, Standhaftigkeit und Festigkeit in größter Not, das sind die Forderungen dieser Königstochter an den Mann. Fr. v. d. Leyen nennt das eine christliche Haltung. Es ist kein Zweifel, daß Dulden und Leiden zum Mönchsideal gehörte, das die Mönche sogar bis zur Selbstgeißelung getrieben hat. Das Vorbild dazu war das Leiden Christi und des Knechtes Gottes bei Jesaias 53,7: „Da er gestraft und gemartert ward, tat er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer und seinen Mund nicht auf tut. Christus erwirbt durch sein Leiden den Himmelsthron. In unseren Fällen erwirbt der Dulder den irdischen Thron.

Dieses Dulden und Leiden ist eine Königsprobe. Es ist eine viel frühere Zeit. Es ist ein matri-lineares Königreich, dessen Königin den Mann auf diese harte Weise prüft. Dieser frühgeschichtliche König hatte in allererster Linie zu gehorchen. In keinem der anderen Volkserzählungen wird diese Unterwürfigkeit des Königs unter die Macht der Königin so klar festgestellt wie bei den drei Qualnächten. Unbedingter Gehorsam schweigendes Ertragen von Qualen und Martern, wird gefordert. Die kleinste Übertretung des Gehorsams wird hart bestraft. Der ungehorsame König wird sofort verstoßen oder einfach in der Wildnis zurückgelassen und dem Tode ausgesetzt. Aber es ist doch eine positive Seite bei diesem Vorgang. Der neue König muß zeigen, daß er standhaft und fest bleibt. Die Worte Standhaftigkeit und Festigkeit sind mehrmals überliefert. Dieses Durchhalten in größter Not in Leid und Wunden zeigt ihn würdig als König zu dienen. Nicht der germanische Siegfried, nicht der vorwärts stürmende indo-europäische Held wird hier als höchster Wert gehalten, sondern der demütige Dulder und gehorsame Knecht ist das männliche Ideal dieser frühen Zeiten dieser vor-indo-europäischen und matri-linearen Völker.

F) Das Versprechen der Frau: Lebensgefahr besteht nicht.

MsG I 355, 358359: „Es geschieht dir nichts zu leide. — Dir kann nichts geschehen“

Piprek S. 113: „Große Angst wird du ausstehen, aber fürchte nichts, es wird dir nichts geschehen“

Ranke SHMI287 Nr 7: „Sie hat gesagt, ans Leben können sie ihm nicht kommen“

MsGI 384: „Fürchte nichts, es geschieht dir nichts. Und niemand kann dir am Leben schaden“

KHM 121: „Das Leben dürfen sie dir nicht nehmen“

G) Die Vorgänge sollen den Bewerber nur „erschrecken“

MdW jug. nr 23: „Hab keine Angst! Heute nacht wird etwas kommen und um dich herum poltern, um dich zu erschrecken“

MsG I 360: „Sie sagen: bis jetzt hätten sie ihn nur schrecken wollen“

Piprek S. 113: „Sie glaubten, er werde doch wenigstens vor Furcht ein Wort herausschreien“

H) Die Vorgänge sind nur Drohungen, ohne sie zu Ende zu führen

MsG II, 123: „Die Schlangen zischelten ihm ins Gesicht, als wollten sie ihr Gift auf ihn speien“

MsG I 397: „Ein Geist wollte ihn immer noch schneller vom Stuhl werfen als der andere“

KHM 121: „Sie zogen ihn an Armen und Beinen, als wollten sie ihn zerreißen“

MsG I 397: „Die Schlangen wanden sich um die Stuhlbeine, als wollten sie den Stuhl umwerfen“

I) Es sind nur vorgespilte Vorgänge

MsG I. 360: „Als es zwölf schlug, kam einer der Männer und trug einen ungeheuren Kessel auf den Schultern. Der andere rollte ein Faß Öl herein, der dritte eine schwere Last Holz. Sie hingen den Kessel in der Mitte des Zimmers auf, gossen Öl hinein und machten ein Feuer darunter an. — Sie schürten das Feuer immer ärger. — Als das Öl kochte, da streiften sie die Ärmel in die Höhe und riefen: „Jetzt muß er hinein!“ Sie liefen auf ihn zu, aber da schlug es eins“.

Wenn man schlachten will, geht man ins Schlachthaus. Man schleppt nicht alles dazu gehörige hinauf in einen Saal. Das Öl im Kessel kann kaum in einer Stunde zum Kochen gebracht werden. Es macht also den Eindruck, als ziehen sie den Vorgang nur in die Länge, um ihm Schrecken einzujagen. Außerdem heißt es weiter: „Als es eins schlug, packten sie ihre Siebensachen und weg waren sie“. Sie verschwinden also keineswegs wie Geister, sie packen vielmehr ihre Sachen zusammen und schaffen sie wieder fort.

SHM I 316 Wissner nr 16 „Da kamen drei Kerle in Hanses Stube herein, die haben ein Rad gehabt, da wollen sie ihn rädern. Sie wollen ihn aufs Rad hinauflegen. Sie können ihn aber da nicht hinaufkriegen. Sie schmeißen ihn immer drüberweg. Über das Rad, dann mal von einer Seite, dann mal von der andern Seite“!

Diese drei Mann tun doch nur so, als ob sie ihn rädern wollen. Es müßte eine Kleinigkeit für drei Mann sein, den Mann aufs Rad zu binden, wenn sich das Opfer nicht einmal wehrt.

Piprek. S. 113: „In der dritten Nacht erschienen wieder drei Herren. Diesmal brachten sie ein Licht und einen Galgen. Lange stellten sie den Galgen auf und bereiteten den Burschen dafür vor. Denn sie glaubten, er werde doch wenigstens vor Furcht ein Wort herausschreien“

Hier wird es klar ausgesprochen, daß die Männer den Vorgang absichtlich in die Länge ziehen. Ihr Zweck ist nicht, ihn zu hängen.

Sie wollen ihn nur zum Schreien bringen. Außerdem sind Rädern und Hängen Hinrichtungsarten. Galgen und Rad waren bei Schlössern stets vorhanden. Wenn der Mann wirklich gehängt oder gerädert werden sollte, hätte man ihn nur zur echten Hinrichtungsstätte zu schleppen brauchen. Man braucht nicht oben im Zimmer Galgen und Rad vorzubereiten. Auf dem Theater kann dies jedoch vorkommen. Und dann ist es ein gespielter Vorgang.

MdW deutsche S. 203: „Punkt eins haben sie den Soldaten gepackt, einer beim Kopf und einer bei den Füßen und haben getan, als wollten sie ihn zum Fenster hinausschmeißen und hinunter in den Fluß „Rein mit ihm ins Wasser, daß er versauft“. Aber er hat sich nicht gerührt. Da haben sie ihn wieder auf die Bank zurückgelegt und sind verschwunden“

Hier ist es ganz offensichtlich, daß die Drohungen nur gespielt sind und dann nicht wahr gemacht werden.

SHM I S. 290 und S. 316: „Es wird ein Sarg hereingetragen. Die Geister versuchen ihn in den Sarg zu werfen. Es gelingt ihnen wieder nicht“

Dieser Sarg ist wohl auch nur ein Schauerrequisit. Und es ist für drei Mann ganz leicht, den Mann hineinzuworfen, der sowieso keine Gegenwehr übt.

K) Die Frau verspricht, ihn sogar vom Tode zu erwecken

KHM 92: „Sie werden dir den Kopf abhauen. — Ich komme zu dir und habe in der Flasche das Wasser des Lebens. Damit bestreiche ich dich, und dann bist du wieder lebendig und gesund wie zuvor. — Es geschah alles so, wie sie gesagt hatte. Die Schlange wurde zu einer Königstochter, die kam mit dem Wasser des Lebens und machte ihn wieder lebendig“

Cammann, westpreuß. S. 69: „Ich habe ein Wasser, das macht dich wieder lebendig. Und wenn sie dich in Stücke schlagen, ich setze dich wieder zusammen“

Jahn nr 56 S. 305: „Sie werden dich schier zu Tode schlagen, aber verzage nicht! Wenn sie verschwunden sind, heile ich wieder alle deine Wunden“

Jahn nr 55 S. 300: „Schon stand die schwarze Jungfer in der Stube und legte die vier Stücke zusammen, bestrich sie mit Balsam und siehe, sie wuchsen zusammen und es kam wieder Leben hinein. — Die schwarze Jungfer paßte all die kleinen Stückchen zusammen. Und wie sie damit fertig war, goß sie von dem Balsam darüber, daß der Junge wieder lebendig wurde“

MsG I 383: „Sie ging im Zimmer umher, las die Stücke zusammen und fügte sie aneinander. Als das letzte Stückchen dabei war, da sprang der Prinz auf und war so frisch und gesund wie vorher“

In den bisher besprochenen Fällen (Abschnitt E—J) hat der Bewerber um die Hand der Königin Leiden und Martern zu bestehen. Er hat seine Standfestigkeit im größten Leid zu zeigen. Teilweise sind diese Vorgänge nur vorgespielt, aber das weiß er nicht. Für ihn sind die Qualen völlig real. Er leidet dabei sogar körperlich. Er erhält Wunden.

Viel ernster aber sind nun die Fälle des Abschnitts K. Der Held muß sogar den Tod erleiden. In manchen Fällen wird ihm das sogar angekündigt. Auch das muß er stillschweigend auf sich nehmen. Keine Widerrede, kein Widerstand ist ihm erlaubt. Nur das Vertrauen auf das Wort der Frau (Ich mache dich wieder lebendig) bleibt ihm. Aber wer könnte ihm garantieren, daß die Wiederbelebung auch wirklich erfolgt?!? Welch ein Vertrauen, Welch ein Glaube ist dazu nötig! Modernes Denken, moderne Psychologie stehen dem fassungslos gegenüber.

Es ist der Glaube an die Macht der vor-indo-europäischen Königin, die wohl ein sterblicher Mensch ist, die aber zugleich ein göttliches Wesen ist und die gesamte Natur und die Fruchtbarkeit des Landes vertritt.

In nahe verwandten Typen der Märchen werden diese besonderen Fähigkeiten dargestellt.

Bolte-Polivka II 279 erzählt von der rumänischen Königstochter: „Bei ihrem Lachen ist Sonnenschein, bei ihrem Weinen ist Regen, bei ihrem Husten ist Sturm“

MdW russ. S. 22: Sie selbst sagt: „Wenn der Regen anfängt zu tröpfeln, so wisse, daß dein Weib sich mit Regentau wäscht. Und wenn ein Blitzstrahl aufzuckt, daß dein Weib sich den Staat anzieht für den Weg. Doch wenn der Donner grollt, so kommt sie gleich. — Als der Regen anfang zu tröpfeln sagt Ivan: „Jetzt wäscht sich mein liebes Weib mit Regentau. — Als ein Blitzstrahl aufzuckte, sagte er: „Jetzt legt mein liebes Weib den Staat an für den Weg. — Doch plötzlich fing der Donner gewaltig an zu grollen, sprach er: „Jetzt kommt sie schon, meine Liebste!“ Und richtig an der Freitreppe fuhr eine Kutsche mit sechs Rossen vor und sie stieg heraus, schön, daß alle still und schüchtern wurden. Sie tanzte und schwenkte den rechten Ärmel. — Da war ein Garten. — Sie schwenkte den linken Ärmel, und in dem Garten entstand ein Fließchen und in dem Fließchen schwammen Schwäne“

Werle russ. S. 168: „Sie winkte mit der rechten Hand — Wälder und Wasser entstanden. Sie winkte mit der linken Hand — und Vögel aller Art begannen umherzuffliegen“.

Bolte-Polivka IV 242: „Wo dein Fuß den Erdboden berührt, sollen Veilchen und Lilien sprießen“

In diesen Berichten sind die Naturerscheinungen Sonnenschein, Regen und Wind unmittelbar von ihrem körperlichen Regungen abhängig. Mit einer Handbewegung schafft sie grünende Flur. Auf ihren Wink entstehen Vögel und Fische. Wo sie nur den Fuß hinsetzt, beginnt die Natur, Gras und Blumen zu wachsen.

MdW nord. I 8: „Oben auf dem Berg waren drei Bänke. Sie setzte sich auf die mittelste und preßte die Milch aus ihren Brüsten, denn sie war sehr gequält, weil sie ihre Kinder nicht mehr hatte. Da kamen zwei große Vögel und setzten sich rechts und links neben sie. Es waren ein Schwan und ein Kranich. Und sie preßte ihnen die Milch in den Schnabel.“

Wislocki, Zigeuner S. 23: „Er sah seine Frau sich auf einen Stein setzen und ihre Brüste entblößen. Drauf flog ein riesiger Vogel durch die Luft, ließ sich vor ihr nieder und begann an ihren Brüsten zu saugen“

KHM 96 Die Königin gebiert Kinder mit Sonne, Mond oder Stern auf der Brust. Sie wird angeklagt, daß sie Hunde oder Katzen geboren habe.

KHM 108: Die Königin gebiert einen Igel, oben wie ein Igel, unten wie ein Junge“.

Dieterich A. S. 42 sagt über die „Erde“: „Sie gebiert die Sterblichen, die Pflanzen und die Tiere“.

A. Dieterich Mutter Erde teilt den Hausspruch mit: „Es ist eine Mutter fein, sie nährt viel tausend Kinderlein. Sie nährt sie all mit ihrem Strahl, verzehrt sie wieder allzumal.

KHM 126 Die von fern geholte Jungfrau sagt sie könne Kunststücken machen, sie könne einem den Kopf abhacken und wieder aufsetzen. Dem Ferenand getrü hackte sie den Kopf ab und setzte ihn wieder auf. Es war gleich wieder zugeheilt.

In diesen Zeugnissen wird die Geburt von Tieren von einer Königin als ganz selbstverständlich erzählt. Im Falle der untergeschobenen Tiere wird das vom ganzen Hofe geglaubt. Kein Zweifel wird an dieser Möglichkeit geäußert. Die Jungfrau bei Ferenand hat die Fähigkeit, zu töten und wieder zu erwecken. In manchen Varianten ist der Wiedererweckte dann sogar verjüngt und verschönt.

Der Zusammenhang zwischen den Erscheinungen der gesamten Natur und dem Körper der Königin wird hier also in zahlreichen Fällen berichtet.

Dieser selbe Zusammenhang wird auch von dem altägyptischen Pharaon berichtet:

Paul Hamlin Egyptian Mythologie (nach Larouse) S. 11: „The ancient Egyptian really believed that his king had divine authority, — that the king was the direct intermediary between the gods and men, and that without the king the divine benefits could not extend to the ordinary inhabitants of the country. The kings actions and his welfare were therefore of prime importance to every one of his subjects“.

Richard Patrick Egyptian mythologie (Margret Drower) S. 10: „For Pharaoh — was a god. — The countrys wellbeing depended on him, and is was believed that without his continuing presence, cosmic order would be overthrown, the Nile would cease to flood, and famine and disaster overtake Egypt.“

Alle Merkmale, die von den Prinzessinnen oder Königinnen in diesen Märchen berichtet werden, sind später auch den Göttinnen zugewiesen worden. Ich stelle hier nur zusammen, was alles von der ägyptischen Göttin Isis in gleichem Sinne berichtet worden ist:

„Die Erde, soweit sie vom Nil befruchtet werde, halte man für den Körper der Isis (Dieterich S. 64)“

„Die Ägypter hielten ein Fest der Isis ab, wenn der Nil zu steigen begann. Sie meinten, um diese Zeit trauere die Göttin um den verlorenen Osiris. Und die Tränen, die ihren Augen entströmten, ließen die ungeheure Flut des Flusses anschwellen (Frazer, der goldene Zweig S. 539)“

„Isis, die die Früchte der Erde geboren hat (Frazer S. 558)“

„Isis ist die Mutter des goldenen Horos (Roscher Lexikon II 502)

„Isis ist (auf einer Elfenbeinarbeit) sitzend in einem Boote, einen Stier säugend (W. Drechsler bei Roscher lex. II 508 f)“

„Über Osiris erzählte eine alte ägyptische Tradition, daß er den Nachstellungen seines Bruders Typhon zum Opfer fiel. — Den zeretzten Leichnam suchte sein Weib Isis zusammen und gab ihm mit Hilfe der obersten Gottheit neues Leben. — Neben Osiris wird die Göttin Isis, die einst auch ihren von den Titanen getöteten Sohn Horus mit heiligem Wasser, dem Heilmittel der Unsterblichkeit, wieder erweckt, — von Unzähligen verehrt (Jacoby Mysterienreligionen S. 14)“

Nach Jacoby hieß das „heilige Wasser“ das Wasser der Unsterblichkeit. In den Volksmärchen heißt es immer „Wasser des Lebens“. Und in der Tat ist das Wasser immer und überall die Voraussetzung neuen Lebens. Wer die Trockengebiete der Erde kennt, weiß es wohl, daß der Sonnenstrahl die Erde zum Vertrocknen bringen kann, aber nur das Wasser das neue lebenspendende Element ist. In unseren Volkserzählungen hat die Jungfrau stets das „Wasser des Lebens“ in einer Flasche. Nach KHM 97 „quillt das Wasser des Lebens aus einem Brunnen im Hofe ihres Schlosses“. Das Wasser des Lebens gehört zu den besonderen Merkmalen der Königin dieser Zeiten, die oben gesondert besprochen wurden. Und es rundet diese Merkmale sogar ab. Sie erschafft nicht nur die grünende Erde, sie gebiert nicht nur Menschen Tiere und Pflanzen. Sie tötet ihre geschaffenen Wesen nicht nur (nach dem hessischen Hauspruch heißt es: Sie frißt sie wieder allzumal). Die Krone ihrer Fähigkeiten ist, daß sie alles Tote und alle Toten zu neuem Leben erweckt. Es ist aber nicht die Erweckung zum ewigen Leben nach christlicher Auffassung. Es ist vielmehr die Erweckung zu neuem irdischen Leben.

Geschichtlich vergleichbar zu diesem Zerstückelungsvorgang und zur Wiederbelebung sind alle die Mythen von Dionysos, von Zagreus und von Dionysos-Bassareus, die alle „zerstückelt verstreut und wiedererweckt“ worden sind. Nach Plutarch ist Osiris von seinem Bruder Set zerstückelt worden und von seiner Gattin Isis wieder zusammengesetzt und mit Lebenswasser belebt worden. Ebenso wurden Tammuz und Adonis jedes Jahr zum Sterben gebracht. Sie erwachten wieder mit der sprossenden Natur. Diese Wiedererweckung zum irdischen Leben gehört zu den alten Fruchtbarkeitskulten. Das ist die vor-indo-europäische Religion, die in der Königin als Repräsentantin der schöpferischen Natur ihren Ausdruck fand.

Sonderfälle

Peuckert schles. KHM S. 122: „Drei Nächte wird es dich kosten. Es sind drei Qualnächte, aber sie sind nicht so arg, daß sie ein Mensch bei einigem guten Willen nicht bestünde. Es würde sich eine Musik begeben und die Jungfern würden zu ihr tanzen. Sie würden auch kommen und ihn zum

Tanze holen. Es würde ein großes Gereiße und Gezerre geben, denn die, mit der er tanzte, hätte er erlöst. — Jede der zwölf packte ihn und wollte mit ihm tanzen. Und wie sie sich alle um ihn drängen und sich um ihn reißen, und eine schubbt die andere fort und jede zieht und zerrt an ihm, erwischt ihn am Ende eine und er tanzt mit ihr ein paarmal rum. Dann ist der Tanz aus. Er kriecht zu seinem Tische, denn er ist über und über voll blauer Flecke. (Das kleine Männel hat eine Salbe und schmiert ihn ein. Da sind am Morgen alle Flecken weg.)

Piprek S. 96: „Um zwölf kommen Leute mit großer Musik. Sie werden tanzen, gute Getränke trinken, gute Speisen essen. Leg dich ins Bett und sag kein Wort zu ihnen! — Es traten prächtige Herrschaften ein, schöne Jungfrauen. Musikanten spielten. Ein großes Freudenfest begann. Einer kam an sein Bett und sagte zu Hadam: „Du, was liegst du hier? Steh auf! Ich führe dir eine Jungfrau zu, und du kannst tanzen gehn.“ Er aber antwortete nicht, stand nicht auf“

Leskien-Brugmann nr 17: „In der Nacht kam eine ganze Teufelshochzeit“

Diese nächtlichen Tanzfeste, diese „Teufelshochzeit“ erinnert sehr an die Dionysosfeste, bei denen immer von ausschweifenden sexuellen Riten gesprochen wird. In unseren Fällen sieht man eine verschiedene Stellungnahme zu diesen nächtlichen Tanzfesten. Bei Peuckert S. 122 muß der Mann teilnehmen. Er muß tanzen bis zur völligen Erschöpfung. Das ist die Voraussetzung zur Erlösung der Frau. Bei Piprek S. 96 darf er sich unter keinen Umständen zur Teilnahme verlocken lassen. Der Vermittlung von schönen Jungfrauen im besonderen muß er widerstehen. Bei diesen Mysterien spielten Angst und Schrecken bei der Einweihung der Mysten eine große Rolle. Mysten waren die Neulinge, die in den Geheimkult eintreten wollten. Nach Adolf Jacoby (Die antiken Mysterienreligionen und das Christentum S. 15) werden die Mysten durch „Schrecknis, Schauer und Zittern“ geführt. Und in Tempeln und Grotten erfüllt rauschende Musik den Raum!“ Lucius (Isisweihe bei Apulejus Metamorphosen) sagt: „Ich kam bis an die Schwelle des Todes“. Genauso werden in allen unseren Fällen die jungen Männer bis „an die Schwelle des Todes“ geführt. Genauso ist es ihnen verboten, über diese nächtlichen Geheimnisse“ anderen zu erzählen. Während der „Einweihung“ war der Initiant zu strengem Schweigen verpflichtet. Herodot II, 171 berichtet: „Auf dem See werden bei Nacht die Leiden des Gottes (Osiris) m i m i s c h dargestellt. Die Ägypter kennen das Mysterien. Doch will ich darüber Schweigen bewahren, obwohl ich ausführlich darüber berichten könnte.“

Schweigen ist immer die Hauptanforderung an die Bewerber in unseren Märchen. MdW bret nr. 6: „Der Aal hatte ihn ermahnt, absolutes Schweigen zu bewahren“ und „er sagte niemand ein Wort über die Art und Weise, wie er die Nacht verbracht hatte.“ Die „Geister“ sagen selbst: „Der ist gekommen, um unsere Geheimnisse zu belauschen, um uns auszuspionieren“.

Das Wort „Mysterium“ bedeutet „Geheimnis“. Der Teilnehmer hatte seine Kenntnisse an sich schon geheim zu halten. Aber der gesamte Kult wurde in zunehmendem Maße zum Geheimkult, nachdem das Christentum herrschend geworden war. Es ist berichtet, daß diese Kulte lange Zeit im engsten Wettbewerb mit dem Christentum gestanden haben. Es waren Parallelreligionen. Der Kirchenvater Tertullian beklagt sich gegen 300 nach Chr.: „Die ganze Welt schwört jetzt beim Serapis (Jacoby S. 18)“ Jacoby zitiert auch das Dankgebet des Lucius nach seiner Einweihung an die „vielnamige Göttin Isis „Wenn du winkst, wehen Winde, regnen Wolken, keimen Saaten, sprießen Halme“ (S. 16). Es sind dieselben Worte, die von unseren Märchenköniginnen überliefert worden sind. Der genannte Serapis war ein ägyptischer Gott in hellenistischer Zeit. Und Osiris hat eine so weite Verbreitung seiner Verehrung gehabt, daß sogar auf dem Grunde des Kölner Doms eine Kapelle für ihn vorhanden war. Erst mit der Erklärung des Christentums zur Staatsreligion mußten die alten Mysterienkulte zurücktreten. Sie wurden aber noch lange im Geheimen betrieben. Die oben angezogenen Sonderfälle zeigen Erinnerungen an die Dionysosfeste, und sie zeigen durch die verschiedene Bewertung auch die Entwicklung von hoher Anerkennung zur Verabscheuung. Wenn Fr. v. d. Leyen den jungen Mann „einen Christen“ nennt, so stimmt das also nicht genau. Es zeigt nur, daß in den Mysterien sehr ähnliche Gedanken und Riten die Hauptrolle spielten.

Der Bewerber um die Hand der zukünftigen Königin muß in diesen Berichten beweisen, daß er „die Schauer, Schrecknisse und die Gefahr des Todes“ bei der Einweihung besteht. Er muß also selbst ein Eingeweihter sein. Wer dabei ängstlich wird und zurückschreckt, ist nicht geeignet.

In unseren Fällen sind also staatliche Verhältnisse geschildert, bei denen die nächstlichen Mysterien noch voll ausgeübt werden. Die Prinzessin und auch der ganze Hof sind daran beteiligt.

In MsG I S. 71 heißt es: „Vor den Toren standen zwei Reihen Soldaten, welche aber Geister waren. — In der Nacht kam einer der Geister, die vor dem Schlosse Wache standen. — Auch alle Geister waren nun erlöst, und lustig exerzierten viele Regimenter von Soldaten ums Schloß herum“

Hier steht es klar und deutlich, daß Soldaten bei Tage Wache stehen und bei Nacht dann die Geister darstellen.

Die Erlösung der Prinzessin

Nachdem der Bewerber die Proben oder Prüfungen bestanden hat, erklärt die Prinzessin in allen Fällen, daß sie nun „erlöst“ sei. Das kann folgende Gründe haben:

a) Die Suche nach dem Gemahl der Königstochter und auch nach dem neuen König ist beendet. Es mag wohl für sie auch eine qualvolle Zeit gewesen sein, ehe sie den geeigneten Mann gefunden hat. So oft vorher ein Bewerber sich als unfähig erwies, mußte eben die Probe wiederholt werden.

b) Das Mysterium kann bereits als veraltet gelten und als nunmehr recht unbequem. Das zeigt sich vor allem daran, daß die Teilnehmer als „Geister, Dämonen und gar Teufel“ bezeichnet werden. Alle aber sind froh, daß die Mysterien beendet sind. Dies zeigt sich vor allem an den Sonderfällen, in denen christliche Mittel gebraucht werden zur Abwehr der nächtlichen Schreckgestalten.

c) Mit der Heirat ist in vielen Fällen ihr Dienst im Tierkult beendet.

Christentum gegen Mysterien

MdW jug nr 23: „Er betete in einem fort zu Gott, und Gott erhielt ihn auch in dieser Nacht am Leben“

KHM 121: „Ich fürchte mich nicht. Ich wills mit Gottes Hilfe versuchen“

MdW bret nr 6: „Ich bin entschlossen, das Abenteuer zu wagen. Und mit Gottes Hilfe hoffe ich, es zu bestehen. — Ein Riese ruft: „Hier riechts nach Christen. Es muß sich irgendwo ein Christ hier versteckt haben.

Er ist gekommen, unsere Geheimnisse zu belauschen, uns auszuspionieren. — Er belauert euch, um eure Geheimnisse abzulauschen, euch zu vertreiben, um die Sonnenprinzessin zu befreien“

Es ist hier ein deutlicher Gegensatz aufgezeigt, wenn Gottes Hilfe angerufen wird gegen die nächtlichen Schrecknisse. Klar aber spricht der Riese es aus, daß der Bewerber ein Christ sein muß, der die „Geheimnisse“ ausspionieren will. Das Wort Geheimnisse ist dasselbe wie das Wort Mysterium.

Piprek S. 24: „In der 3. Nacht heißt es: „Sage nichts, wenn er dich auch schüttelt und schlägt. Der Teufel schüttelt und schlägt ihn. Er ruft aus: „Jesus Maria!“ Der Teufel lief davon“

SHM I 287: „In der dritten Nacht soll der Mann zerrissen werden. Welche fassen ihn bei den Beinen und welche bei den Armen. Und sie reißen. Da ruft er: „Ach Gott!“ Da schmissen sie ihn hin und liefen davon“

Obwohl sie vorher gesagt hatten, sie wollten ihn schon zum Sprechen bringen, um seine Absicht zu vereiteln und obwohl er nun doch gesprochen hat, so sind die Teufel doch besiegt, weil er Gott oder Jesus angerufen hat. Diese Geister gehen nicht, weil sie gegen ihn nichts ausrichten konnten. Sie gehen auch nicht mit dem Glockenschlag, sondern die Anrufung Gottes vertreibt sie. Dies bestätigt in besonderem Maße meine Ansicht, daß es sich bei den drei Schreckensnächten um religiöse Übungen der Mysterien handelt. Und es ist zudem eine Auseinandersetzung zwischen dem Mysterium und dem Christentum. Die Ausübenden beim Mysterium heißen nur deswegen

Teufel und Dämonen, weil die Vorgänge bereits weitgehend christlich überschattet sind. Schweigen, Dulden und Leiden, Ertragen von Martern und Peinigungen waren nicht nur christliche Werte. Es waren dies auch hohe Werte bei den Mysterien. Es waren in beiden Konkurrenzreligionen die gleichen Bestrebungen und Gedanken wirksam.

Das sofortige Beilager

Unmittelbar nach bestandenem Schrecken wird in der dritten Nacht ein Vorgang berichtet, der besondere Aufmerksamkeit verdient:

SHM 402 nr 18: „Da kommt eine feine Dame. Na, Hans, wie ist es gegangen? Sie salbt ihn ein. Da gehen sie zu Bett“.

SHM Ath 400 nr 6: „Sie kommt, wäscht ihn und bringt ihn zu Bett und legt sich neben ihn. Als er aufwacht, wird er von den Dienern als König begrüßt“

MsG II 292: „Die Schlange war verschwunden. Dafür lag eine wunderschöne Königstochter neben ihm in seinem Bett. Da bot sie ihm die Hand, und er umarmte sie und küßte sie“

SHM 400 nr 10: „Da kommt etwas ganz sachte zu ihm ins Bett gekrochen. — „Rühr mich nicht an, Hans! Ich bin noch zu zart“.

„Morgens, da liegt so eine feine Dame bei ihm im Bett“.

SHM 400 nr 15: „Glock eins ist alles still. Da kommt etwas zu ihm ins Bett, und das ist die Prinzessin. — Du hast mich erlöst, und nun sollst du auch mein Bräutigam sein“.

SHMATH 402 nr 12: „Die Zeit ist um. Da kommt das was zu ihm ins Bett. Hans sagt: „Na, was ist das?“ — „Ja“, sagt sie „Du hast mich erlöst, und nun sollst du mein Mann werden“.

MdW deutsche nr 55 S. 203: „Schlag eins ist alles verschwunden. Gleich darauf ist die Königin gekommen. Sie haben miteinander gegessen und getrunken und sind danach miteinander schlafen gegangen. Am anderen Morgen, wie der Soldat und die Königin noch im Bett lagen, kommen Diener herein und bringen Wasser zum Waschen. Einer bringt Handtücher und der dritte die Königskrone. Und die Königin hat ihm die Krone aufgesetzt“

MsG I 360: „Schlag eins — verschwanden sie. Da entzündeten sich tausend Lichter. Draußen erscholl Musik. Die Tür flog auf. Eine Reihe von hohen Herrn und Damen kam herein. Zuletzt die Prinzessin. Sie flog auf den Wachtmeister zu und schloß ihn in die Arme und rief: „Sei willkommen, mein Erlöser! Und Gemahl!“ Sie steckte ihm ihren goldenen Ring an den Finger und hing ihm ihre goldne Kette um den Hals. Da neigten sich die hohen Herren und Damen dreimal vor ihm“

a) Die Prinzessin kommt ganz einfach zu ihm ins Bett. Oder es heißt: Sie schlafen miteinander. Es ist dies die frühe Form der Eheschließung. Die Ehe war gültig, sobald das Beilager vollzogen war. Sachsenspiegel 1, 45: „Die ehe wird für vollzogen angesehen, wann die decke mann und frau beschlägt: se is sin genotinne unde trit in sin recht, svenne se in sin bedde gat“. Das Beilager war die gültige Eheschließungsform, bevor es eine kirchliche Trauung gab.

Diese Prinzessin hatte vorher versprochen, daß der Mann, sofern er die Schreckensnächte bestehe, ihr Mann werden solle. Noch in derselben Nacht vollzieht sie darum nun die Eheschließung durch das Beilager.

b) Am Morgen kommen Diener ins Schlafzimmer, während sie beide noch zusammen im Bette liegen. Sie werden bedient beim Waschen und bringen sogar die Krone herein. Die Prinzessin setzt ihm die Krone auf. Es ist wichtig. Dies geschieht früh nach dem Beilager. Und sie tut das alles, und sie setzt ihm die Krone auf.

Grimm RA I 609: „Frühmorgens wird ihnen ein gericht vor das bett gebracht, das sie zusammen verzehren. Darauf erst folgt der kirchgang“

Die Verhältnisse im obigen Märchen entsprechen der Hofsitte des Mittelalters bei einer Eheschließung.

c) MsG I 360 zeigt uns die dritte Form: Nach bestandener Qualnacht kommt der gesamte Hof und die Prinzessin noch in der Nacht ins Schlafzimmer und begrüßt den Mann als neuen König nachdem ihm die Prinzessin die Abzeichen der königlichen Macht übergeben hat.

Diese Art der Krönung des neuen Königs durch die Königin ist auf babylonischen und assyrischen Bildern zu sehen, wobei die Göttin den neuen König krönt. In diesen Bildern ist die matri-lineare Staatsverfassung auf die religiöse Ebene erhoben. Königin und König sind nunmehr zu Göttlichen Personen geworden. Gerade das aber zeigt uns auch, wie heilig diese Völker ihre Staatsverfassung hielten. Staatsverfassung muß hier als früher Göttermythus angenommen werden.

Der höhere Rang der Königin vor dem König wird in einem unserer Fälle noch besonders klar gestellt, wenn es heißt: „Sie nimmt ihn zum Manne, und er ist nun König, wenn auch seine Frau weiter regiert“ (Hüllen Jahressgabe 1963, S. 141).

Die Märchen von den drei Schreckensnächten sind meist nicht beendet mit dem „happy end“. Das heißt nach der Erlösung, nach bestandener Probe oder nach der Hochzeit erfolgt noch eine Anschlußhandlung. Sie besteht manchmal sogar aus zwei Teilen.

a) Die Heimreise des Mannes

Nach einigen Jahren, in denen er bereits im Lande der Prinzessin geherrscht hat, will der Mann seinen alten Vater besuchen. Das Land des Vaters ist weit entfernt. Der junge König wird unterwegs ausgeraubt. Nur in dürftigen Lumpen kann der König sich selbst retten. Im Abschnitt D) Herkunft des Mannes ist bereits gezeigt worden, aus welchen Gründen er sein Heimatland verlassen hat. Er ist als Taugenichts ausgewiesen, oder verstoßen oder verkauft an fremde

Machthaber und damit in fremdes Land gebracht worden. Damit zeigt sich das Land des Vaters als ein vaterrechtliches Land. Der Vater hat dort Gewalt über Leben und Tod des Sohnes. Der heimkehrende Sohn wird darum schlecht behandelt. Er ist als Verstoßener oder Verkaufter völlig aus dem Recht seiner Familie ausgeschieden. In den Fällen, wo er zum Tode verurteilt war, will der Vater nunmehr sogar noch die Todesstrafe vollziehen. Der Sohn wird mindestens degradiert zum Schweinehirten.

Die nachreisende Frau befreit den jungen Mann dann aus der unwürdigen Stellung. Erneut wird seine untergeordnete Stellung dadurch dargestellt. Außerdem tritt die Königin als Oberbefehlshaberin eines Heeres auf und droht sogar mit Krieg, falls der junge König nicht herausgegeben wird.

b) Die Nachreise nach der entschwundenen Gattin

Der höhere Rang der Königin vor dem König wird in diesen Fällen noch besonders betont. Der Ehemann hat irgend einen kleinen Ungehorsam begangen. Er hat den Befehl der Königin mißachtet und hat sie nachgerufen, was sie ausdrücklich streng verboten hatte. Sie hat sogar das Strafrecht über ihren Ehemann. Sie reist einfach heimlich ab, ohne ihn mitzunehmen. Sie läßt ihn seiner Abzeichen entkleiden und wieder in seine Lumpen einkleiden. Sie gehört damit zu dem großen Kreis der matri-linearen Königinnen, die ihren Ehemann bei geringstem Anlaß verstoßen, verlassen kann, die sogar das Tötungsrecht über ihren Ehemann besitzen. Wenn der Mann dann seinerseits ihr wieder nachreist, findet er sie bei einer neuen Heirat. Es ist dies ihr Recht, sich immer wieder einen neuen Mann zu nehmen. Wenn der wieder eingetroffene Mann dann den neuen davonjagt, so zeigt er seine Herkunft aus dem indo-europäischen Volke mit vaterrechtlicher Staatsverfassung. Er läßt sich diese Behandlung nicht gefallen.

Diese beiden Zusätze sind also durchaus zugehörig. Sie sind keine Anhängsel, die ohne Verbindung stehen. Diese Zusätze erhellen die Staatsverfassungen der beiden Länder. Die Heimat des Mannes ist patri-linear. Die Heimat der Frau matri-linear. Ganz wichtig ist, daß diese beiden Staatsverfassungen zeitlich nebeneinander stehen. Sie sind Beweise dafür, daß die „Evolutionstheorie“ nicht zu Recht besteht. Die Evolutionstheorie behauptete, daß die Entwicklung vom matri-linearen zum patrilinearen Denken erfolgt sei. Unsere Fälle zeigen, daß die beiden Systeme zeitlich nebeneinander bestanden haben. Nur waren es verschiedene Völker. Eine spätere Überschichtung von matri-linearen Staaten durch eine patri-lineare Herrscherschicht ist wohl oft erfolgt, ist aber kein Gegenbeweis.

Das Alter dieser Märchen

Bei den Vorgängen kann es sich nur um die Zeit vor der indo-europäischen Landnahme handeln. Es erfolgen keine feindlichen Auseinandersetzungen zwischen beiden Staatsformen. Es ist die Zeit in der einzelne Personen aus den indo-europäischen Ländern in die vor-indo-europäischen Länder einwandern. Sie sind die Vorreiter. Es ist ungefähr die Zeit zwischen 2800—1200 v. Chr. Der als Einzelner eingereiste Indo-Europäer gewinnt die Macht im fremden Lande, indem er sich voll den Sitten und Gebräuchen dieses Landes anpaßt.

2. Es sind aber auch Zeiten bezeugt, in denen der Fruchtbarkeitsgott, sein Leiden und Sterben und seine Wiederauferstehung die Hauptreligion der Völker des Abendlandes und des Vorderen Orients war. Es umfaßt etwa die Zeit von 2000 v. Chr. bis 600 n. Chr.

3. Es ist die Zeit des Übergangs in das Christentum.

4. Germanische Sitten beim Ehevollzug nach dem Sachsenspiegel sind in einzelnen Volkserzählungen berichtet.

Literatur

- KHM — Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen
v. d. Leyen — Das deutsche Märchen. Eugen Diederichs 1964
ATH — Aarne Thompson, The types of the Folk tales Helsinki 1928
MdW — Märchen der Weltliteratur. Eugen Diederichs
Jahn-Ulrich Jahn, Volksmärchen aus Pommern und Rügen 1891
MdW türk (Spieß)-Otto Spieß, Türkische Märchen 1967
Piprek — Polnische Volksmärchen. Wien 1918
Mudrak, Edmund, das goldene Märchenbuch Reutlingen
MdW bret. — Re Soupoult, Bretonische Märchen 1959 Düsseldorf
MsG — Zaubert, Deutsche Märchen seit Grimm Jena 1912, II. Jena 1923
Pramberger, Romuald Märchen aus Steiermark 1946 Seckau
MdW platt I — Wilhelm Wisser Plattdeutsche Volksmärchen 1927 II
„Neue Folge Jena 1927“
Haiding, Karl Österreichs Märchenschatz, Graz 1969
Hüllen, Jahressgabe 1963 Märchen der europäischen Völker Aschendorf
Münster 1963
Ranke SHM — Schleswig Holsteinische-Volksmärchen, Kiel 1955
MdW deutsche — Elfriede Moser-Rath, Deutsche Volksmärchen 1966
Cammann, westpreuß — Alfred Cammann, Westpreußische Märchen, 1961
Bolte-Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der
Brüder Grimm, Leipzig 1913—1930
MdW russ — August von Löwis of Menar, Russische Volksmärchen,
1927
Wernle Margrit, Russische Märchen, Basel 1954
MdW nord I — Klara Stroebe, Nordische Volksmärchen, 1922
v. Wislocki Heinrich, Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner,
Berlin, 1886
Dieterich Albrecht, Mutter Erde, 3. Aufl., Eugen Fehrle Berlin 1925
Paul Hamlin, Egyptan Mythologie (nach Larouse, London 1965)

Richard Patrick, All Colour book of agyptian mythologie Introduction by
Margret Drower, London 1972
Frazer, Der goldne Zweig 1890—1928
Roscher Lexikon
Jacoby, Adolf, Die antiken Mysterienreligionen und das Christentum in
Tübingen 1910
Peuckert, Will Erich, Schlesische Kinder- u. Hausmärchen 1953
Jakob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer 1955, Darmstadt
Kahn Otto, Götter des Himmels, der Erde und der Fruchtbarkeit im Märchen
(Mitteldeutsche Blätter f. Volkskunde 1934. 4. Heft).

Zum „Wiener Volksleben im 15. Jahrhundert“

Zu dem Artikel „Wiener Volksleben im 15. Jahrhundert nach den Predigten von Johannes Geus“ von Hans Niedermeier (ÖZV Bd. 24, 1970, S. 220—228) teilt uns Herr Francis R. Swietek, Manuscript Cataloguer and Administrative Assistant an der Monastic Manuscripts Microfilm Library (Saint Johns University, Collegeville, Minnesota, USA) folgendes mit: „Es ist mir aufgefallen, daß dieser Artikel, abgesehen von einigen unbedeutenden Zusätzen und Änderungen, eine beinahe wörtliche Abschrift, einschließlich der Fußnoten, des Artikels von A. Linsenmayer, ‚Johannes Geuss, ein Prediger des 15. Jahrhunderts‘, in der Theologisch-praktischen Monatsschrift Bd. 3, 1893, S. 825—832, zu sein scheint. In dem Artikel von Niedermeier scheint jeder Hinweis auf Linsenmayer zu fehlen.“

Diese interessante Feststellung erreicht wohl den ursprünglichen Verfasser des Artikels ebensowenig mehr wie den unseres Wissens auch schon längst hochbetagt verstorbenen Nachschreiber, dessen Handlung uns freilich unverständlich bleiben muß. Aber der Hinweis von Herrn Francis R. Swietek, der sich offenbar sehr eingehend mit Leben und Werk von Johannes Geuss beschäftigt, soll den Lesern nicht vorenthalten bleiben. Nicht zuletzt deshalb, weil sie ja nunmehr wieder Gelegenheit haben, das Bildnis dieses bedeutenden Mannes auf seinem Epitaph in Wien zu sehen, das im neuaufgestellten Erzbischöflichen Dom- und Diözesanmuseum so vorzüglich zur Geltung gebracht erscheint¹⁾.
Schdt.

¹⁾ Vgl. dazu jetzt Alphons Lhotsky, Die Haupt- und Residenzstadt Wien. Sammelwesen und Ikonographie. Der österreichische Mensch (= Lhotsky, Aufsätze und Vorträge, Bd. IV), Wien 1974. S. 63 f.

(Arthur Saliger), Erzbischöfliches Dom- und Diözesan-Museum. Katalog. Wien 1973. Nr. 48, S. 71 ff. und Farbtafel 12.

Chronik der Volkskunde

Verleihung der Michael Haberlandt-Medaille

Die vom Verein für Volkskunde in Wien mit Beschluß der Ordentlichen Generalversammlung vom 29. März 1974 gestiftete „Michael Haberlandt-Medaille“ für besondere Verdienste um die österreichische Volkskunde namentlich um den Verein und um das Österreichische Museum für Volkskunde wurde im Rahmen der Feier zum 80jährigen Bestehen des Vereines für Volkskunde am 7. Juni 1974 in der Museumsaußenstelle Schloß Gobelsburg erstmals verliehen. Die Auszeichnung erhielten der Altpräsident des Vereines Univ.-Prof. Dr. Richard Pittioni, Prof. Dr. Georg Kotek, Prof. Dr. Richard Beitzl, Ministerialrat Dr. Carl Blaha und Geistl. Rat Pater Bertrand Baumann. Die Michael Haberlandt-Medaille ist aus Silber (900/1000 fein) und hat einen Durchmesser von 50 mm. Die Vorderseite bringt das Porträt des Begründers des Vereines und des Österreichischen Museums für Volkskunde Michael Haberlandt von dem Medailleur Heinz Klarmüller und die Umschrift „Michael Haberlandt 1860—1940 / Verein für Volkskunde“; die Rückseite ist für den besonderen Widmungstext freigehalten (Abb.).

Märchenmuseum Schloß Raabs

Die neue Außenstelle des Österreichischen Museums für Volkskunde

Die Felsenburg Raabs steht seit etwa 900 Jahren hoch über dem Grenzfluß Niederösterreichs im Norden, der Thaya. äußerlich sehr imposant, in den Hauptteilen auch gut erhalten, ist sie im Lauf der Zeit innerlich doch stark verworht worden. Seit einigen Jahren hat sie jedoch einen neuen Besitzer, den Schweizer Willy Enk, der sehr bemüht ist, der Burg einen neuen Verwendungszweck zu geben.

Zu seinen Plänen gehört es, aus einem Teil der dafür geeigneten Räume ein „Märchenmuseum“ zu machen. Die Vielzahl der möglichen Anregungen, die im Märchenschatz der Völker enthalten sind, hat ihn dazu gebracht, und ihn gleichzeitig bewogen, sich mit der Volkskunde als der für die Märchenforschung zuständigen Disziplin in Verbindung zu setzen. Vom Österreichischen Museum für Volkskunde aus konnte Herrn Enk schon bei den ersten Besprechungen versichert werden, daß die Volkskunde als Betreuerin der Volkserzählforschung sicherlich nur einen Teil seiner Vorstellungen werde erfüllen können: Aber sie könne immerhin dem ganzen Unternehmen ein festes Rückgrat im Sinn der wissenschaftlichen Märchensammlung und Märchenforschung geben.

Dieser Plan ist nunmehr in derzeit sechs Räumen eines Traktes von Schloß Raabs verwirklicht worden. Das „Märchenmuseum“ als dritte Außenstelle des Österreichischen Museums für Volkskunde zeigt in diesen sechs Räumen, was hier derzeit der Öffentlichkeit geboten werden kann. Dabei ist vom Kern „Märchen“ zur ganzen „Volkserzählung“ ausgegriffen worden, denn Sage, Legende und Schwank, ja auch das Volksbuch lassen sich vom Märchen im engeren Sinn nicht trennen. Der erste Raum, ein Einführungsgang, zeigt dementsprechend

in Bildern und Karten zunächst die „Sage“. Bilder von bekannteren und unbekannteren Sagendenkmälern, vor allem aus Niederösterreich, weisen darauf hin, wie stark dieser Teil der Volkserzählung an Örtlichkeiten, an sagenhaft gewordene Denkmäler gebunden ist.

Von den Bildern des alten Bildbaumes beim „Agnesbründl“ im Wienerwald oder der „Spinnerin am Kreuz“, des Kremser „Manndl ohne Kopf“ oder des Wiener „Stock im Eisen“ kommt man in den nächsten Raum, den man geradezu als „Grimm-Saal“ bezeichnen kann. Er ist der Geschichte der deutschen Märchenforschung gewidmet, mit Bildern der Brüder Grimm selbst, aber auch ihrer großen Zeitgenossen und Anreger Arnim und Brentano usw. ausgestattet. Hier sind auch zahlreiche Märchenbilder von Romantikern — in Kopien — zu finden, sowohl von Moritz von Schwind wie von Ludwig Richter. Dazu kommen Großphotos nach Kunstwerken des Mittelalters, die Märchenmotive darstellen wie beispielsweise die portugiesische Prunkschüssel aus dem Kunsthistorischen Museum, welche die Exempel-Legende vom „König im Bad“ im Reliefband zeigt. In den Vitrinen liegen ausgewählte Märchenveröffentlichungen, vor allem aus den großen Märchen-Verlagen Eugen Diederichs in Düsseldorf, Aschendorff in Münster und Ueberreuter in Wien. Bunde Schallplattenhüllen weisen darauf hin, daß die Grimmschen Märchen von großen Musikern gern in Opern und Ballette umgestaltet wurden, von Humperdincks „Hänsel und Gretel“ bis zu der „Kluge“ von Carl Orff.

Die nächste Abteilung, ein kleinerer Durchgangraum, ist dafür genützt worden, die Grundeinstellung der „Verkehrten Welt“ darzutun, die im Volksglauben und in der Volkserzählung von so großer Wichtigkeit ist. Es sind vor allem Farbbilder der schönen Obermillner-Krüge des Museums für Volkskunde, die solche Züge — die Hasen bei Tisch, den Fuchs, der die Gänse über den See rudert — im späten 17. Jahrhundert verwendet haben. Aber auch die entsprechenden Lebzeltmodel-Abgüsse weisen auf das Thema, vor allem auf die „Musizierenden Tiere“, die durch das Märchen von den „Bremer Stadtmusikanten“ jedem Kind geläufig sind.

Von der „Verkehrten Welt“ in die sehr ordentliche des nächsten Saales, der einerseits die Legendemotive österreichischer Wallfahrten in vergrößerten Andachtsbild-Kupferstichen zeigt, anderseits die Porträts einer großen Zahl von Österreichischen Volkserzählforschern. Von Vernaleken und Zingerle bis zu Geramb und Karl von Spieß erstreckt sich die Reihe der jeweils durch Beschriftungen erläuterten Bildnisse. Auch die Sammler der Waldviertler Sagen und Märchen sind hier nicht vergessen, soweit sich von ihnen Bildnisse ergeben haben.

Ein kleinerer Eckraum versucht nun, einen Einblick in die Frühzeit der Volkserzählung, in die Mythenwelt der Antike zu geben. Es sind Bilder von attischen Vasen, die Mythen gestalten und Märchenmotive darstellen, neben die Karten so berühmter Motive wie der von Ödipus, von Pelops oder auch von Damokles gehängt, Karten, die aus der jahrzehntelangen Forschung des Museums für Volkskunde auf diesem Gebiet hervorgegangen sind. Dieser Sommer 1974 ist für solche Darbietungen besonders geeignet. Wenn man nämlich in der Schallaburg gesehen hat, wie dort solche antike Erzählmotive in den Terrakotten dargestellt sind, beispielsweise der Tyrann, über dem das Schwert am Faden hängt, dann versteht man es, daß sich über die Tradition dieses Motives vom „Leben am seidenen Faden“ eine eigene Schaukarte hat erstellen lassen. Auch Bilder von Egerländer Briefmalereien finden sich hier, die Mythen gestalten wie Semiramis oder Telephos zeigen, und das um 1800, oder geschnittene Kleinplastiken aus Gröden, die Chronos oder Atlas in der Spätbarockzeit zu Uhrständern ausgestaltet zeigen.

Schließlich führt der Weg in den letzten Raum, wo Teile der Vermittlungs-Literatur gezeigt werden, also jene Drucke und Graphiken, die im 19. und auch im 20. Jahrhundert Volkstümliches Gut verbreitet haben. Vor allem also die „Volksbücher“ selbst, wie sie in reicher Zahl in Wien gedruckt wurden, aber auch Bilderbogen von Gustav Kühn in Neuruppin und verwandte Erscheinungen.

Die Erstaufstellung des „Märchenmuseums“ in Schloß Raabs zeigt also in einem ersten Querschnitt, wie umfangreich Sammlung und Forschung auf diesem zentralen Gebiet der Volksüberlieferung sind, wer sich damit befaßt hat, wie die künstlerische Umsetzung der dadurch gegebenen Anregungen erfolgt ist. Das „Märchenmuseum“ ist ausbaufähig, es wird künftighin noch einige anschließende Räume des Schlosses umfassen, für die das Museum für Volkskunde bereits weitere Gegenstandsgruppen vorbereitet. Zu der Ausstellung soll eine Schriftenreihe „Raabser Märchen-Reihe“ erscheinen, die zunächst einen Sammelband mit Abhandlungen darbieten wird. Für die nächsten Jahre ist an die Herausgabe von Sagen- und Märchenbänden in dieser „Raabser Märchen-Reihe“ gedacht, die vor allem die Besucher von Schloß Raabs mit diesem schönen großen Gebiet näher vertraut machen sollen.

Das „Märchenmuseum Schloß Raabs“ wurde am 5. Juli 1974 anlässlich der 30. Studienfahrt des Vereines für Volkskunde eröffnet.

Leopold Schmidt

Neuer Katalog für Gobelsburg

Anlässlich der Vollendung der Gesamtaufstellung der Außenstelle des Österreichischen Museums für Volkskunde in Schloß Gobelsburg ist auch der Katalog „Schloßmuseum Gobelsburg“ von Leopold Schmidt als Band XIV der Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde erschienen (Wien, Im Selbstverlag des ÖMV, 1974. 96 Seiten, XV Farbtafeln und 48 Schwarzweißabb. auf Taf.). Preis öS 40,—. Zu beziehen auch an der Kasse des Österreichischen Museums für Volkskunde, Laudongasse 15—19, 1080 Wien, oder auf schriftliche Bestellung.

In memoriam Franz Hula

Die Nachricht, daß Bankdirektor i. R. Franz Hula am 13. August in seinem 76. Lebensjahr verstorben ist, erreichte den Verein für Volkskunde an der Schwelle eines neuen Wintersemesters, welches — so hoffen wir — auch für das spezielle Arbeitsgebiet des Verewigten Neues, Brauchbares einbringen wird. Wenn wir zu diesem Zeitpunkt wieder einmal feststellen, daß der Name Franz Hula aus der Geschichte der österreichischen Flurdenkmalforschung nicht mehr wegzudenken ist, so ist diese Anerkennung ein selbstverständlicher Salut, den wir erweisen — auf Grund der letzten Konsequenz eines Menschenlebens leider an einem Grabe.

Franz Hula war einer der in Österreich gottlob nicht eben seltenen Menschen, die auf einem wenig beackerten Felde pflügten — ich zitiere aus einer seiner letzten Publikationen: „... das Interesse ist im Hinblick auf den besonderen Charakter des Gegenstandes nicht übermäßig groß und beschränkt sich auf Liebhaber und Spezialisten“; einer jener Menschen also, die — wie er selber sagt — als Liebhaber, als Amateure im vollen Sinne des Wortes arbeiteten — mit allen Vor- und Nachteilen, welche diese Qualität impliziert. Wie so viele dieser Menschen fand auch Franz Hula seine Erfüllung außerhalb seines Berufes, neben seinem Beruf — und wie so viele von ihnen benützte er die Erträgnisse seiner hauptberuflichen Arbeit auch zugunsten eines von ihm als

wichtig, interessant und schön erkannten Wirkens.

So lernte er auf vielen Reisen einen guten Teil der einschlägigen Objekte in fast ganz Europa kennen — wie man *vice versa* Franz Hula bei den „Amis des Oratoires“ in Frankreich ebensowohl kannte wie bei der deutschen „Arbeitsgemeinschaft Denkmalforschung“; als Früchte dieser Reisen, aber auch ausgiebiger archivalischer Studien, entstanden seine Arbeiten: vor allem „Der Hula“ (Die Totenleuchten und Bildstöcke Österreichs. Ein Einblick in ihren Ursprung, ihr Wesen und ihre stilistische Entwicklung. Wien 1948) mit seinem reichen, vorwiegend nach formalen und stilistischen Kriterien geordneten Bildmaterial, das durch Einbeziehung auch verschwundener Monumente ein unschätzbares Hilfsmittel für unsere Arbeiten ist; durch die enthaltenen Hinweise auf erzählerische Tradition bezüglich viele dieser Flurdenkmale, besonders aber durch die Würdigung des Lichtes und seine Funktion in Volksglauben und Brauch um jene erwähnte letzte Konsequenz der *conditio humana*, den Tod, ist Franz Hula bereits in die Nähe unseres Faches gerückt.

Im Jahre 1970 veröffentlichte Hula „Mittelalterliche Kultmale. Die Totenleuchten Europas. Karner, Schalenstein und Friedhofsoculus“, wobei wir freilich anmerken wollen, daß er unter „Schalenstein“ etwas anderes versteht als wir damit meinen — die Terminologie ist ja auch eines unserer großen Anliegen.

Ungefähr zur gleichen Zeit kam dann eine Ergänzung zu seinem Hauptwerk: „Die Totenleuchten und Bildstöcke Österreichs — ein Nachtrag.“ (Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte, Band XX (XXIV), sowie im Jahre 1973 „Mittelalterliche Kultmale — ein Nachtrag“. (Österreichische Zeitschrift für Kunstgeschichte und Denkmalpflege, Jahrgang XXVII/1973.)

Franz Hula durfte es noch erleben, daß durch die Gründung der „Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung“ im Verein für Volkskunde die österreichische Bildstockforschung eine Unterkunft, Fundierung und Förderung bei jenem Fach gefunden hat, in dessen Bereich sie nun einmal wesentlich gehört; er hat an unseren Veranstaltungen ein- oder zweimal teilgenommen — sichtlich schon gezeichnet von seinem wohl nicht nur physischen Leiden.

Die Genugtuung, welche ebenso wesentlich zu der von Franz Hula mit „Liebhaber und Spezialisten“ umschriebenen Gattung von Menschen gehört — nämlich die Gewißheit, *con amore* an etwas gearbeitet zu haben, wofür man sich in echt menschlicher freier Wahl entschieden hat — diese Befriedigung wollen und können wir für Franz Hula als gegeben annehmen; ebenso aber das noch schönere Gefühl, daß gleichgesinnte Menschen, auf seinem Lebenswerk aufbauend, dieses weiter und höher führen.

Requiescat in pace.

Emil Schneeweis

Literatur der Volkskunde

Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Begründet von Oswald A. Erich und Richard Beitzl. Dritte Auflage neu bearbeitet von Richard Beitzl unter Mitarbeit von Klaus Beitzl. (= Kröners Taschenausgabe Bd. 127) 1005 Seiten, mit 43 Abb. und 18 Karten. Stuttgart 1973, Alfred Kröner Verlag.

1936 erschien die erste Auflage dieses Wörterbuches, das seither seinen Platz im Arbeitsbetrieb der Volkskunde einnimmt, und aus diesem nicht wegzudenken ist. 1955 konnte Richard Beitzl die zweite Auflage herausbringen, erweitert, umgearbeitet, weitgehend auf den Stand der Forschung nach dem Zweiten Weltkrieg gebracht. Nun sind abermals neunzehn Jahre vergangen, die Auflage von 1955 entsprach seit längerem nicht mehr dem Forschungsstand von heute. Eine dritte Auflage, vermehrt und verbessert, konnte erfreulicherweise herausgebracht werden. Das ist ein Zeugnis für die besondere Stellung und Qualität dieses Werkes, aber auch für das zähe Bemühen des nunmehr fünfundsechzigjährigen Hauptverfassers, dem Fach noch einmal zu geben, was es dringend braucht: Ein vielseitiges, lesbares, reich mit Literaturangaben ausgestattetes Handbuch. Bewußt für das ganze deutsche Sprachgebiet angelegt, aber nicht zuletzt durch österreichische Forschungen, Beiträge, Beispiele stark angereichert. Man merkt es vielleicht erst beim Blättern in diesem Wörterbuch, was von uns aus doch immer wieder dazugeleistet werden konnte. Sicherlich hat die Benutzung unserer bewußt reich gehaltenen Bibliothek in Wien dazu auch beigetragen, die Vater und Sohn Beitzl all die Jahre hindurch auswerten konnten.

Ein derartiges Wörterbuch kann man kaum besprechen. Man kann seiner Freude über die Vielzahl der Stichwörter Ausdruck geben, die neu hinzugekommenen zweihundert überprüfen, bei ausgeschiedenen auf die zweite Auflage zurückgreifen, was ganz allgemein empfohlen sei. Grundsätzlich möchte man feststellen, daß das Wörterbuch auch in dieser seiner dritten Auflage lesbar geblieben ist. Die Artikel benützen die angeführte Literatur nicht nur, sie werten sie auch, stellen Zuwachs an Material oder an Interpretation fest, und vertreten so manches Mal auch einen durchaus persönlich gehaltenen Standpunkt. Es ist bemerkenswert, in welchem Ausmaß manchmal diese persönliche Haltung spürbar wird. Die Spannweite zwischen dem Leben auf dem Lande, nämlich im Montafon, und dem Leben in der Großstadt, nämlich in Berlin, ist in Richard Beitzls Arbeiten immer stark zum Ausdruck gekommen. Hier kann man dies wieder nachprüfen und wird finden, daß Beobachtungen aus Berlin, sozusagen im Kontrapunkt zu den Erlebnissen in Schruns gestellt, auch knappe Artikel geradezu spannend machen. Auch die Stärke persönlicher Beobachtungen etwa im Jahresbrauch, im Schulbrauch, das heißt nicht zuletzt beim Miterleben mit Kindern, mit Schülern, wird immer wieder spürbar. Das Persönliche vermag dabei manchmal bis zur Kritik, zur Zivilisationskritik gehen, mit deutlicher Abneigung gegen Überfremdung, unnötige Amerikanisierung und unpädagogische Unsitten.

So mancher Besitzer und Benützer wird sich sein Handexemplar des Buches wohl mit Schreibpapier durchschließen lassen müssen, um einerseits die kleinen, bei so einer Fülle unvermeidlichen Fehler auszubessern, anderseits Erweiterungen und Neuzugänge einzutragen. Es gibt kein besseres System, um unseren Stoff zu bändigen, die Fülle, die für ihn so charakteristisch ist, zu bewältigen. Es gibt aber vielleicht auch kein anderes Mittel, dem Verfasser und seinem Helfer den Dank dafür zu bezeugen, daß er uns dieses unentbehrliche Buch noch einmal, voll durchrevidiert, vorgelegt hat. Vielleicht sollte man auch dem Verlag dafür danken, daß er den Band letztenendes doch umfangreicher als in den beiden ersten Auflagen noch einmal hat erscheinen lassen. Für uns, mitten im Fach, mag dies selbstverständlich erscheinen. Für einen Verlag, der vielleicht hören und lesen muß, daß „Volkskunde“ im Moment etwa nicht so gefragt sei wie damals, 1936, daß es Institute gibt, die sich des guten Namens entledigt haben (ohne nun etwas anderes zu treiben als vorher), — für einen Verlag, noch dazu in Stuttgart, mag all dies zu bedenken sein. Daß er „den Beitel“ dennoch noch einmal so stattlich herausgebracht hat, dafür soll ihm wirklich der Dank nicht vorenthalten sein.

Leopold Schmidt

Oesterreichische volkskundliche Bibliographie. Folge 6. Verzeichnis der Neuerscheinungen für das Jahr 1970 mit Nachträgen aus den vorangegangenen Jahren. Bearbeitet von Klaus Beitel, Elfriede Grabner, Hans Griessmair, Maria Kundegraber. Wien, Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs Verlag, 1973, 139 S. S 90,—.

Wir begrüßen wieder mit Freude die neue Folge der österreichischen Volkskunde-Bibliographie, die durch ihre Zuverlässigkeit und gut gegliederte Einteilung zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel geworden ist. Von den früheren Mitarbeitern ist Ernst Burgstaller ausgeschieden, der für die Bundesländer Oberösterreich und Salzburg verantwortlich war. Vorübergehend ist diese Aufgabe von Klaus Beitel übernommen worden; ihm ist, wie bisher, die Koordination, Redaktion und Herausgabe des Heftes zu verdanken. Der diesjährige Jahrgang umfaßt 812 Nummern. Dazu kommen das ausführliche Verzeichnis der Zeitschriften und eingehende Personen-, Orts- und Sachregister. Wenn es sich technisch machen ließe, wäre wohl ein kürzerer Zeitraum zwischen dem Erfassungs- und dem Publikationsjahr wünschbar.

Robert Wildhaber

Elfriede Grabner, Die Bilderwand zu Rattersdorf. Zu einem ikonographischen Programm einer burgenländischen Wallfahrt (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, H. 50, Kulturwissenschaften H. 17) 52 Seiten, 35 Abb. auf Tafeln. Eisenstadt 1972, Burgenländisches Landesmuseum.

Die Wallfahrt Rattersdorf hart an der ungarischen Grenze, ist eine bemerkenswerte Gnadenstätte (vgl. Gugitz, Österreichs Gnadenstätten, Bd. 2, S. 235). Schon als zweischiffige Kirche erscheint das Gotteshaus merkwürdig, und das Gnadenbild, eine Maria lactans, im rechten Schiff ist seiner Schicksale wegen bemerkenswert. Der Gnadenaltar mit diesem Bild kommt aber vor allem deshalb zur Geltung, weil er vor einer eigenartigen Bilderwand steht: Der ganze Chorabschluß ist mit einem spätbarocken Gefäß versehen, in das in zwei Reihen übereinander 34 Heiligenbilder eingelassen sind.

Diese Bilder, der Mitte des 18. Jahrhunderts entstammend, erweisen sich sogleich als mit dem Augustiner-Eremiten-Orden in Zusammenhang stehend.

Der Legende nach soll auch ein Augustiner die Bilder gemalt haben; um einen Laienmaler hat es sich ganz offensichtlich gehandelt. Aber das Programm, die Zusammenstellung der Bilder war bisher ikonographisch doch schwer zu verstehen. Hier setzt nun die verdienstvolle Arbeit von Elfriede Grabner ein. Sie hat feststellen können, daß sich der Maler, bzw. sein Auftraggeber, ganz offensichtlich auf ein spezielles Erbauungsbuch des Ordens stützen konnte, nämlich auf das Werk „Himmliche Eremiten-Schaar / Heiliges Augustiner-Jahr“ von P. F. Anselm Hörmonseder, Wien 1733. Das Werk enthält Heiligenbilder-Kupferstiche des Wiener Stechers Fr. L. Schmittner. Aber auch ein zweites Erbauungsbuch, die „Neue Himmels-Burg der Streitenden mit der Triumphierenden Kirchen usw.“ von F. Fortunatus Faber, München 1693, mit seinen Kupferstichen von Michael und Johann Balthasar Wening, ist offenbar zurate gezogen worden. Elfriede Grabner gibt nunmehr textlich die Biographien jener Heiliger, die auf der Bilderwand dargestellt sind und bringt dann den reichhaltigen Bildteil. Dabei werden praktisch für alle Darstellungen in Rattersdorf die entsprechenden Kupferstich-Vorlagen dargeboten, ikonographisch erscheint das Rätsel dieser Bilderwand gelöst. In manchen Fällen zeigt es sich, daß die Ölbilder mit ihrem Gegenstand nicht immer genau nach den Kupferstich-Vorlagen umgegangen sind. So weist die hl. Clara von Montefalco auf dem Kupferstich drei Kugelchen vor, die Gallensteine sein und gleichzeitig die Dreifaltigkeit versinnbildlichen sollen. Auf dem Bild in Rattersdorf sind es jedoch 4 Kugelchen, die auf einem Schüsselchen unter der Waage liegen, welche die Heilige dort in der Hand hält. Elfriede Grabner ist auf das sonderbare Motiv in ihrem schönen Beitrag „Gallensteine als Heiligenattribut. Clara von Montefalco in Ikonographie und Legende“ (Dona Ethnologica. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde. Leopold Kretzenbacher zum 60. Geburtstag. München 1973, S. 172 ff.) näher eingegangen.

Zur reichen Bildausstattung des Heftes ist zu sagen, daß man damit nicht ganz glücklich wird. Die Ölbilder sind nach Aufnahmen an Ort und Stelle gemacht, die leider zum Teil Schrägaufnahmen werden mußten. Da hätte man doch wohl Aufnahmen heranziehen können, die von den aus den Rahmen herausgelösten Bildern zu machen gewesen wären, etwa anläßlich einer Restaurierung, die doch dem Vernehmen nach in den letzten Jahren einmal durchgeführt wurde. Und dann hätte man die glücklicherweise beigegebenen Abbildungen nach den Kupferstichen unbedingt auf den jeweils linken Seiten den abgebildeten Ölbildern gegenüberstellen müssen. Nur so wäre der Vergleich, der durchaus interessant erscheint, leicht möglich gewesen. Schließlich handelt es sich um einen so exakten Vergleich von Vorlage und Umsetzung, wie er kaum jemals bei einer größeren Gruppe derartiger Bilder möglich sein dürfte.

An sich aber, das muß noch einmal betont werden, wird man diesen Beitrag zur Wallfahrtsforschung im Burgenland dankbar begrüßen.

Leopold Schmidt

Waidhofner Museumsschriften.

Geleitet von Othmar K. Zaubek. Waidhofen a. d. Thaya. Im Eigenverlag der Stadtgemeinde, Kulturreferat.

1. **Othmar K. Zaubek**, Bezirksheimatmuseum Waidhofen an der Thaya. Ausstellung Volksfrömmigkeit. Zeugen und Zeichen volksfrommen Brauchtums. Katalog. 1973. 99 Seiten mit mehreren Abbildungen.
2. **Othmar K. Zaubek**, Ortsregister zu Franz Kiesslings Sagensammlung „Frau Saga im N.Ö. Waldviertel“. 1974. 63 Seiten, mit 1 Karte.

3. Peter Schütz, *Sagen aus Weikertschlag und Umgebung*. Aufgezeichnet in eigener Feldforschung. 1974. 70 Seiten.
4. Othmar K. Zaubek, *Wallfahrtsheiligtümer des südwestlichen Waldviertels*. 1974. 62 Seiten, mit 32 Abbildungen.

Wie öfter und immer wieder bemerkt, ist es nicht ganz einfach, in Niederösterreich und für Niederösterreich Volkskunde zu betreiben. Viele Jahre hindurch gab es so gut wie keine eigenen Initiativen. Nur was am Niederösterreichischen Landesmuseum getan wurde, ab und zu in Zusammenhang mit dem Archiv des Österreichischen Volksliedwerkes für Niederösterreich und Wien, hatte einige Bedeutung. Dann schuf Helene Grünm im hochverdienten Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk eine eigene Arbeitsgemeinschaft für die Volkskunde Niederösterreichs. Da konnten sich bei den jährlichen Tagungen Interessenten finden und aussprechen, so manche Anregung ist von dort ausgegangen. Es wird allmählich deutlich, daß vor allem Heimatsammlungen, kleine mehr oder minder private Sammlungen und kleine spezielle Arbeitskreise von dort ihren Ausgang genommen haben. Manche davon bekunden ihre Existenz auch in gelegentlichen Veröffentlichungen, die meist nur vervielfältigt erscheinen und gar nicht leicht zu erfassen sind. Es handelt sich doch mitunter um selbständige, um nicht zu sagen eigenwillige Persönlichkeiten, die wohl gern arbeiten und auch veröffentlichen, aber nicht so gern Kontakte pflegen und sogar ihre Veröffentlichungen beinahe unter Ausschluß der Öffentlichkeit vertreiben möchten.

Alles hier Gesagte gilt auch für das Waldviertel, das sich in mancher Hinsicht als die selbständigste Landschaft Niederösterreichs fühlt. Nur das Waldviertel hat ja auch eine eigene Zeitschrift, die unserer Ansicht nach heute besonders wichtig ist, da sich die offizielle landeskundliche Zeitschrift von Niederösterreich „Unsere Heimat“ zur Zeit fast ganz auf Landesgeschichte beschränkt, wogegen eben im „Waldviertel“ alle anderen kultur- und geisteswissenschaftlichen Sparten auch gepflegt werden, soweit dies bei einer auflagenschwachen Heimatzeitschrift eben möglich ist.

An dieser von Walter Pongratz seit vielen Jahren verdienstvoll geleiteten Zeitschrift hat längere Zeit hindurch auch ein Beiträger zur Volkskunde, nämlich Othmar K. Zaubek, mitgearbeitet. Er hat seine Verbindungen zum Waldviertel in der verschiedensten Weise immer wieder ausgebaut. Jetzt hat er am Bezirksheimatmuseum Waidhofen an der Thaya eine wichtige Stütze gefunden. Er hat in dem praktisch nur von Schulklassen und ab und zu von Sommerfrischlern besuchten Waidhofener Museum eine Sonderausstellung „Volksfrömmigkeit“ gestaltet, die man vielleicht mit einigem Recht als Nachfolge unserer großen Ausstellung „Barocke Volksfrömmigkeit“ auf Schloß Gobelsburg, 1971, auffassen darf. Zu dieser Ausstellung, die reichlich aus den Eigenbeständen des sonst so verschlossenen Museums schöpfen konnte, hat Zaubek einen Katalog erstellt und dieser ist nun als 1. Band der neuen, von Zaubek gegründeten Schriftenreihe erschienen. Es ist äußerlich eine bescheidene Reihe, vervielfältigt, und auch die Bilder in dieser nicht sehr befriedigenden Art wiedergegeben. Aber es ist eben ein ganzer Katalog, mit 397 Objekten, die recht genau beschrieben werden, auch mit einigen Literaturangaben versehen, so daß wir hier mit einem Mal mehr vor uns haben, als normaler Weise Heimatmuseen bieten.

Zaubek hat sich mit dem Waldviertel aber auch in ganz anderer Hinsicht beschäftigt. Der 2. Band der gleichen Reihe bringt das Ortsregister zu Kießlings „Frau Saga im Waldviertel“, einer der vertracktesten Sagensammlungen, die es gibt, die auch kaum jemand vollständig besitzt, und vor der auch kundige Benutzer zurückschrecken, so sehr sind hier gute Aufzeich-

nungen mit zeitgebunden-wunderlichen Kommentaren verbunden. Kießling hat einstmals den einzelnen Bänden knappe Ortsregister beigegeben. Zaubek hat daraus ein ganzes Ortsregister erstellt, für insgesamt 1117 Nummern der Sammlung. Eine freilich grob gezeichnete Karte weist nicht nur die Orte (ohne Namen), sondern auch die Zahl der aus jedem der Orte stammenden Sagen nach. Zaubek kündigt auch an, daß er diesem nützlichen Ortsregister auch ein Motiv- und Sachregister folgen lassen wolle. Das wäre sehr ersprießlich, man kann nur hoffen, daß sich der fleißige Bearbeiter auf bewährte Vorbilder stützt.

Das 3. Bändchen der Serie bringt, sozusagen in Fortsetzung der vielen Waldviertler Sagensammlungen und nicht zuletzt Kießlings riesiger Material-Schütte, eine bescheidene Nachsammlung für den einzigen Ort Weikertschlag im nordöstlichen Waldviertel. Kießling hat aus Weikertschlag 18 Sagen veröffentlicht, Schütz, gelernter Volkskundler aus der Wolfram-Schule, hat für Oberndorf, Unter-Pertholz, Neu-Riegers, Rossam, Stüßenbach, Thuma, Weikertschlag und Wetzles zusammen 57 Sagen aufschreiben können. Er hat dies persönlich an wenigen Wintertagen durchgeführt, als er eigentlich Flurnamen abfragen wollte. Die Sagen sind volksmündlich festgehalten und werden nach den geläufigen Sagensammlungen erläutert. Ein knappes Register schlüsselt die wichtigsten Motive auf. Das Bändchen ist durchaus als ein Gewinn zu verbuchen.

1970 hat Z a u b e k bei der Arbeitstagung in Ysper einen Vortrag über die Wallfahrtsheiligtümer des südwestlichen Waldviertels gehalten, und damit sicherlich auch gute Kenner überrascht. Der solid gearbeitete Vortrag liegt nunmehr als 5. Bändchen dieser Reihe vor, reich mit Anmerkungen und auch mit guten Bildern ausgestattet.

Es ergibt sich also, daß Eigeninitiative und freundliche Hilfe, in diesem Fall vom Kulturreferat der Stadt Waidhofen an der Thaya gewährt, in Niederösterreich ganz beachtliche Ergebnisse erbringen können.

Leopold Schmidt

Günther Frey, Kaning. Ein Dorf im Umbruch (= Kärntner Heimatleben, Bd. 17) 80 Seiten, davon 30 Abb. Klagenfurt 1974. Verlag des Landesmuseums für Kärnten.

Der Lehrer-Maler Günther Frey hat in vielen Jahren die bäuerlichen Häuser von Kaning im Nockgebiet gezeichnet und gemalt, in einer herben, farbenbunten Spachtelmanier, die für die innere Beteiligung des Malers an seinen Gegenständen spricht. Kaning ist der Volkskundler seit langem durchaus bekannt. Schon J. R. Bünker hat hier gesammelt, unter anderem die Manuskripte der Volksschauspiele, die vor einem Jahrhundert nicht nur im Ort, sondern von den wandernden Kaningern auch in der Umgebung aufgeführt wurden. Die Kaninger waren eben nicht nur Bergbauern, sondern auch Schmiede, Störweber und nicht zuletzt Fuhrleute, Erzführer, und sind nunmehr in den Betrieb in und um Radenthein einbezogen. Da löst sich die alte Stabilität auf, die dreihundertjährigen Blockhäuser, Blockstadel, nicht zuletzt die Kastenspeicher zerfallen. Mitunter geradezu vor den Augen der Leute, wie aus den Aufzeichnungen des Malers hervorgeht, der solche Beobachtungen auf den linken Textseiten seinen rechts abgedruckten Bildern gegenübergestellt hat. Die sehr eindrucksvollen Bilder sind leider nur schwarzweiß reproduziert, so daß gewiß ihre Hauptwirkung nicht ganz erkennbar wird. Aber man ist schon darüber froh, daß endlich einmal Bilder von künstlerischen Zeitgenossen im volkskundlichen Sinn präsentiert werden. Unser Museum versucht seit vielen Jahren in Ausstellungen für die Bilder der Zeitgenossen, die Bauernhäuser,

Volkstrachten usw. malen, Verständnis zu erwecken. Die Bilder von Frey hätten auch eine derartige Ausstellung verdient. Die Veröffentlichung verhilft ihnen jedenfalls zu einer weiteren Bekanntheit. Sie sind nicht nur durch die ortsgeschichtlichen Begleitworte des Verfassers kommentiert, sondern auch durch seine kleinen Strichzeichnungen, Gerätedarstellungen, die jede linke Buchseite unten angenehm abschließen.

Oskar Moser hat dem Büchlein ein volkskundliches Geleitwort geschrieben, Volkmar Haselbach das kunstverständige Nachwort. Von einer Einordnung, wie man sie kunstwissenschaftlich vornehmen könnte, ist dabei nicht die Rede, wie auch die volkskundliche Kommentierung wohl noch keinen Abschluß bedeutet. Aber es erscheint uns doch schon viel, daß hier einmal ein neuer Anfang gesetzt wurde. Der Name des Malers Günther Frey wird in der Reihe jener Künstler unserer Zeit, die sich um die traditionsgebundene ländliche Kultur bemühen, einen verdienten Ehrenplatz einnehmen.

Leopold Schmidt

Manfred Hermann, Volkskunst auf dem Hochberg bei Neufra. Zeugnisse der Volksfrömmigkeit auf der Zollernalb. 124 Seiten, davon 56 Seiten Text und 68 Kunstdrucktafeln, mit 63 Abb., darunter 13 farbige. Sigmaringen 1974, Jan Thorbecke Verlag. DM 28,—.

In Südwestdeutschland gibt es mehr an Zeugnissen des alten Wallfahrtswesens, als aus der früheren Literatur ersichtlich war, mehr auch, was sich noch durchaus gut bildlich bezeugen läßt. Ein schönes Beispiel dafür hat erst vor kurzem Leander Petzoldt mit seiner Monographie über „Schenkenberg — eine Wallfahrt im Hegau“ geliefert. Hier liegt nun aus Hohenzollern-Sigmaringen ein bemerkenswertes Gegenstück dazu vor. Neufra auf der Zollernalb besitzt neben seiner Pfarrkirche noch zwei ältere Heiligtümer, nämlich eine Dreifaltigkeitskapelle von 1591 und eben die Hl. Kreuz-Kapelle auf dem Hochberg von 1751. Die Kapelle stellt die Leistung des damaligen Pfarrers von Neufra, Constantin Adalbert Sallwürk, dar, der die Gemeinde zu der Stiftung nach 14 aufeinanderfolgenden Hageljahren bewog. Manfred Hermann stellt die Geschichte des Baues, den Einzugsbereich der Wallfahrt und den Bestand an Votivbildern in der Kapelle genau und übersichtlich dar. Besonders wichtig erscheint, daß Hermann die Votivbilder nicht nur als kultur- und trachtengeschichtliche Zeugnisse würdigt, sondern auch die Maler der Bilder weitgehend erschließen kann. Ein ausführlicher Katalog dokumentiert 51 Votivbilder, von denen leider einige in den letzten Jahren entwendet wurden, manche sogar, bevor sie noch photographiert werden konnten. Der reiche Abbildungsteil bringt die Bilder, welche meist das dort verehrte Kruzifix als Gnadenbild zeigen, in vorzüglichen Aufnahmen. Bemerkenswert viele Bilder zeigen die Pferde, zu deren Wohl man die Wallfahrt unternahm. Einige Bilder, besonders das des Joseph Embach von 1824 (Abb. S. 96) erweisen sich als ganz vorzügliche Trachtendarstellungen. Das ganze Buch ist also ein rechter Gewinn der südwestdeutschen Wallfahrtsvolkskunde.

Leopold Schmidt

Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg. 1971—1973. Herausgegeben von Irmgard Hampf und Peter Assion. Bd. I. 309 Seiten, 55 Abb. auf Tafeln. Stuttgart 1973, Verlag Müller & Gräff.

Der stattliche, großformatige Band, herausgegeben vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, erscheint als eine Folgerung der politischen Zusammenlegung der beiden Länder Baden und Württemberg zu einem deutschen Südweststaat. Die politische Einigung ist nun schon vor Jahren erfolgt, aber erst allmählich kam es zur Zusammenlegung der beiden Landesdenkmalämter.

An diesen wieder wurde jeweils auch die Volkskunde gepflegt, vor allem in Württemberg. Im Laufe der Jahre waren entsprechende Veröffentlichungen erschienen, von denen es das Württembergische Jahrbuch für Volkskunde immerhin auf sieben Bände gebracht hat. Angesichts des Verschwindens so mancher landschaftlicher Zeitschriften für Volkskunde berührt es angenehm, daß in Baden-Württemberg zwar die Teilveröffentlichungen nicht mehr erscheinen können, aber durch ein großes gemeinsames Jahrbuch — wir nehmen an, daß es sich um ein Jahrbuch handeln wird — ersetzt werden.

Dieser erste Band nun enthält eine Reihe von guten sachlichen Beiträgen, und einige weitere, die vielleicht nicht hierhergehören. Das ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß Volkskunde in Freiburg etwas anderes ist als das nicht mehr als Volkskunde bezeichnete Fach in Tübingen. Hier haben wir zunächst, als eine der vielen Fortsetzungen der derzeit betriebenen Bilderbogen-, Wanderschmuck- usw. Forschungen von Martin Scharfe den Aufsatz „Deutsche Bilderbogen für Jung und Alt“; eine Stuttgarter Serie des 19. Jahrhunderts. Dann handelt Jürgen Leibbrand über „Armenseelenkult und Andachtsgraphik im 19. und 20. Jahrhundert“, eine Freiburger theologische Arbeit. Peter Assion stellt das Entstehen eines Kultes, besser gesagt der Verehrung einer neuen Heiligen dar „Untersuchungen zur Verehrung der Ulrika Nisch von Hegne am Bodensee.“ Eine vielleicht nicht unwichtige „Volkskundliche Erwägung“ stellt Dieter Kaub über die „Ausstattung der Hofkapelle im Vogtsbauernhof in Gutach im Kinzigtal“ an. Eine gewisse Bedeutung könnte die Arbeit von Martin Wissner über „Die Pfarramtlichen Gesangsberichte. Ein Beitrag zur Entstehung der Gesangsvereine im 19. Jahrhundert“ haben. Gut und inhaltsreich wie immer ein Beitrag von Angelika Bischoff-Luithlen „Bräuche, Lebensformen und Rechtsverordnungen in Altwürttemberg“. Von besonderer Bedeutung die ausführliche Arbeit „Liedimmanenz und Brauchgeschichte. Beiträge zur Frühgeschichte des Sternsingens“ von Dietz-Rüdiger Moser und Hartmut Braun. Eine gewissenhafte Stoffaufbereitung bietet Wolfgang Mieder mit „Das Sprichwort in Johann Peter Hebels ‚Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes‘“.

Dann folgen eher sachkundliche Abhandlungen. Zunächst von Hartmut Braun „Der Schäppel und sein kulturgeschichtlicher Ursprung“. Ferner von Heiner Heimberger „Alte Wiesenwässerungsanlagen im Bauland und Odenwald“. Ferner Werner Lipp über „Schwäbische Backhäuser“ und Robert Hensle „Das Backhaus im bäuerlichen Betrieb des oberen Erftales“. — Außerhalb des eigentlich volkskundlichen Bereiches fallen die Aufsätze von Gerhard König-Kurovski über „Konflikte und Konfliktlösungen in Science-Fiction-Romanen“, ferner die „Volkskundlich-soziologischen Beobachtungen an einer alten Siedlung“ von Gottfried Korff, Utz Jeggle und Ulrich Amon.

Eine gründliche Erfassung der Literatur hat Peter Assion zusammen mit Gustav Schöck und Günter Schwesig mit der „Bibliographie zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1970/71“ geleistet. Die Nachrufe des Bandes gelten Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen (Helmut Dölker) und Max Walter (Werner Kieser). Ein umfangreicher Besprechungsteil beschließt den Band. Es wäre schön, wenn die neue Veröffentlichung als Jahrbuch weitergeführt werden könnte.

Leopold Schmidt

Norsk Folkeminnelags Skrifter. Herausgegeben vom Institut for folkeminnelagsvesen. Oslo, Norwegen.

Durch die Freundlichkeit des Instituts für Volksdichtungsforschung, bzw. des Universitetsforlaget Oslo haben wir einen beträchtlichen Teil einer Schriftenreihe erhalten, die unter dem Obertitel „Norsk Folkeminnelag“ seit vielen

Jahren wertvolle Sammlungen und Monographien veröffentlicht, ohne daß sie bisher zu uns vorgedrungen wären. Diese gewaltige norwegische Reihe zählt heute nicht weniger als 108 Bände. Über die ersten 49 Bände hat Svale Solheim gelegentlich (als Bd. 50) einen Registerband veröffentlicht, was allein schon die Bedeutung der Serie unterstreicht. Eine forschungsgeschichtliche Übersicht bedeutet Bd. 92: „Traditionsinnsamling pa 1800-talet“, eine bedeutsame Erinnerung an Sammler wie Asbjoernsen und Moe. Forschungsgeschichtlich wichtig ist auch der hübsche Neudruck der „Gamle Norske Folkeviser“, der berühmten Sammlung von Sophus Bugge von 1858, nunmehr 1971 neu herausgegeben. Unter den neueren Bänden sind so manche landschaftliche Sammlungen: Überlieferungen von den Lofoten im Bd. 93: Dagmar Blix, Draugen skreik, 1965. In nicht weniger als elf Bänden hat Halldor O. Opedal unter dem Titel „Makter og menneske“ Volksüberlieferungen aus Hardanger gesammelt, der 11. ist 1965 erschienen. Mit der Lebenswelt des großen Sammlers Asbjoernsen beschäftigt sich der Band 95, Oyvin Ribbskog, Eventyrkongen og Romerike, 1966; Aufzeichnungen aus einer wenig bekannten Kleinlandschaft bietet Bd. 96, Otto Blehr, Folketro fra Sorkedalen, 1966; die Sammlung „Folkeminne fra Modum“ von Jakob Andr. Samuelsen (1876—1950) legt Kai Hundstadbraten 1966 vor; Lars M. Fjellstad hat die Volksüberlieferungen von Eidskog gesammelt, 1966 lag schon der 3. Band davon „I Grendom“ vor, als Bd. 98; immer wieder begegnen ganze Sammel-Serien: so liegen die Aufzeichnungen von Knut Hermundstad zur „Gamal Valdres-kultur“ in nicht weniger als 8 Bänden vor, der letzte „Truer om Villdyr, fangst og fiske“ ist 1967 als Bd. 99 erschienen; Halvor Floden schrieb die Erinnerungen an seine Eltern in „Ein Fjellgard“ nieder, der Band ist zehn Jahre nach seinem Tod 1968 als Bd. 102 erschienen.

Aus einer berühmten Landschaft stammen die Aufzeichnungen vom Peter Lunde „Folkeminne fra Sogne“, 1969 als Bd. 103 veröffentlicht, die Originalaufzeichnungen sind schon 1919 erschienen. Es wäre durchaus notwendig, auf alle diese schönen und inhaltsreichen Bände eigens einzugehen. Daß sie sich dem Nicht-Norweger kaum erschließen, daß es im Gegensatz zu schwedischen Veröffentlichungen keine deutschen oder englischen Ausgaben davon gibt, muß freilich gesagt werden. Der Spezialist, der sich mit Fischerei oder mit der Jagd beschäftigt, wird sich daher schon mit diesen Originalausgaben befassen müssen. Sie legen, wie die ganze lange Reihe, Zeugnis für ein großes Bemühen um die Dokumentation alter Überlieferung ab, die im „Institut for folkeminnevitenskap“ offenbar vorzüglich betreut wird. Leopold Schmidt

Angelos Baš, Savinjski splavarji (Die Sann-Flößer). Ljubljana, Verlag Cankarjeva založba 1974. Geb. 275 Seiten, 117 Abb., davon zahlreiche ganzseitig im Text. DM 60,—.

Die Kenntnis der Flößerei in den Ostalpen, wie wir sie bisher F. Neweklowsky für die obere Donau¹⁾, F. Tremel für Enns und Mur²⁾, B. Petrei

¹⁾ E. Neweklowsky, Die Schifffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau. Bd. I, Linz/Donau 1952, II, 1954.

²⁾ F. Tremel, Schifffahrt und Flößerei auf der Mur. (Jahresber. d. Akadem. Gymnasiums in Graz 1945/1946);

Derselbe, Zur Geschichte der Flößerei auf der Enns im 16. Jh. (Oberösterr. Heimatl. Blätter 1957, S. 181 ff.)

und O. Moser für Kärnten³⁾ und vor allem F. Leskoschek für die untersteirische Drau⁴⁾ verdanken, erfährt nun eben für die historische Untersteiermark eine willkommene Ausweitung, besonders auch eine wirtschafts- und sozialgeschichtliche Vertiefung in der bibliophil ausgestatteten Monographie des Laibacher Museums-Kollegen A. Baš. Von der schmalen Vergleichsbasis nur weniger Vorarbeiten kleineren Umfanges (Fr. Mišič, F. Hribernik u. a.) ausgehend, gelang es ihm, Geschichte, Blütezeit, Niedergang und Nacherinnerungen an die einstmals bedeutende Flößerei auf der Savinja (Sann) im Nordwestteil der historischen Untersteiermark als Lebensform eines besonderen, keineswegs fest (wie in den Flößer-„Zechen“ der deutschsprachigen Steiermark) organisierten und auch sonst nicht eng in der (vorwiegend wald- und viehzüchterbäuerlichen) Bevölkerung des genannten Raumes ingetriebenen Berufsstandes zu erfassen. Seit der ersten Erwähnung der Sann-Flößerei im 15. Jh. (Wien, Staatsarchiv) über die Fülle von Nachrichten besonders vom Ausgang des 17. bis zum Ende des 19. Jhs. sind die Daten erhoben und zu einem erstaunlich aussagereichen Lebensbilde gestaltet. Die Flößerei, ausgehend von Ljubno (Lauffen) und Bočna (bei Oberburg/Gornjigrad) an der oberen Savinja/Sann wurde anfangs nur bis Cilli (Celje), früh schon auf der Save (Sava) weiter bis nach Syrmien (Sremska Mitrovica, etwa 70 km saweaufwärts westlich von Belgrad), in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. auf der Donau weiter bis nach Černa Voda an der Dobrudscha-Grenze ausgedehnt. Auch nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie als Wirtschaftsraum führte sie im alten Jugoslawien zwischen 1919—1941 immerhin bis Veliko Gradište, das heißt über Belgrad donauabwärts bis nahe an das (damals noch bestehende) „Eiserne Tor“ (Klisura) an der Grenze zu Rumänien. So konnte der engst mit der heimischen Waldwirtschaft verbundene Erwerbszweig der Flößer immerhin in einige Berührung mit anderen Nationen kommen. Zu den Archiv-Auswertungen (viel bringt die „Göth'sche Serie“ zu Graz!) treten bei A. Baš, der als Alexander von Humboldt-Stipendiat eingehende Feldforschung hatte treiben können und vorzügliches Photomaterial verwenden konnte, Landschafts- und Gerätebilder, Wiedergaben von Behörden-Anordnungen („Landesgesetz- und Verordnungsblatt für das Herzogthum Steiermark, Jgg. 1877, IV. Stück“: „... betreffend die Vorschrift für den Betrieb der Floßfahrt auf dem Sann-Flusse“), weiters sehr gute Beobachtungen über die sozialen Einstufungen der Flößer wie der Holzknechte, der Wirte, Kaufleute und der Holzhändler zwischen der oberkrainerisch-kärntnerisch-untersteirischen Grenze und Kroatien, Slawonien, dem Banat und Rumänien. Ferner Überlegungen zu Arbeitsleistungen und Lohnverhältnissen, Gruppenbewußtsein der Floßbesetzungen, Arbeitsteilungen, Fachterminologie des Floßbaus wie der Steuerungserfordernisse bis hin zur Differenzierung der Nahflößer wie der Weitfahrer und ihrer verschiedenen wirkenden Berührung mit Flößern anderer Nationen, mit Vertretern anderer

³⁾ B. Petrei, Kärntner Flößer und Überführer (Sammelwerk: Aus Kärntens Volksüberlieferung 3 Kärntner Museumsschriften XVII, Klagenfurt 1957, S. 24 ff.);

O. Moser, Von den Drautaler Flößern. Arbeitsleben und Arbeitsgeräte eines erloschenen heimischen Gewerbes nach Aufzeichnungen und Skizzen von A. Liebenwein in der Monatsschrift „Die Kärntner Landsmannschaft“ Jgg. 1972, Heft 6 und 7.

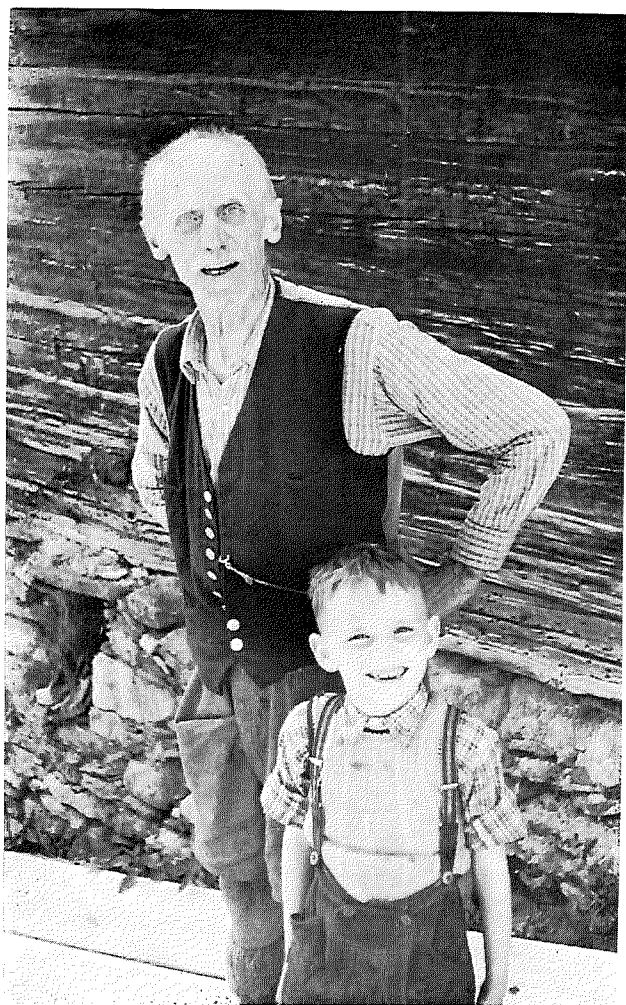
⁴⁾ F. Leskoschek, Schifffahrt und Flößerei auf der Drau. (Zs. d. Histor. Ver. f. Steiermark LXIII, Graz 1972, S. 115 ff.);

Derselbe, Die Draußlößer. Arbeitsleben und Brauchtum eines erloschenen Gewerbes. (Ebenda LXIV, 1973, S. 203 ff.).

Sozialstände und deren Lebensformen, die dennoch nur verhältnismäßig wenige Rückwirkungen in die eigene Heimat und ihren Wohn- und Lebensstil zeitigten. Liedgut und Sprachliches sind aufgenommen wie das (nicht sonderlich spezifisch ausgeprägte Standes-) Brauchtum einschließlich der kirchlichen Jahresfeste und der (allgemein abendländischen) Verehrung des hl. Nikolaus als Flößer-Patron. Die Parallelen zur (wirtschaftlich und zahlenmäßig bedeutenderen) Draußlöberei, wie sie von Anton Ingolič in wissenschaftlichen Studien und in seinem Roman „Na splavih“ Ljubljana 1940; ins Deutsche übersetzt von F. Hille und St. Hafner, „Die Draußlößer“, Wien 1943) einer breiten Öffentlichkeit als Lebensschilderung vorgeführt wurde, sind bei A. Bas ebenso gezogen wie eine Bilanz des politischen Verhaltens dieser Sann-Flößer nach dem Zerfall der Donaumonarchie, während des Königreiches Jugoslawien und insbesondere in der tumultuarischen Zeit zu Beginn der deutschen Besatzung von 1941, die ja mit der wirtschaftlichen Umstellung, Krieg, Kraftwerkebau usw. bald das Ende der (erstaunlicherweise erst 1935 zur genossenschaftlichen Kooperation zusammengeschlossenen) Flößergemeinschaft brachte. Eine englische Zusammenfassung (S. 255—269) schließt das Werk ab, für dessen wissenschaftliche Weiterverwendung ein Register dringend erforderlich gewesen wäre.

Leopold Kretzenbacher

zu Haiding, Ennstaler Sagen



Gallus Zeiler, insg. Kulmer
1874—1953
(Aufn. Karl Haiding)

zu Galler, Feitelvereine



Abb. 1

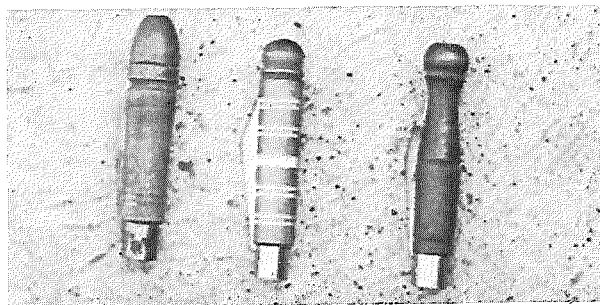


Abb. 2

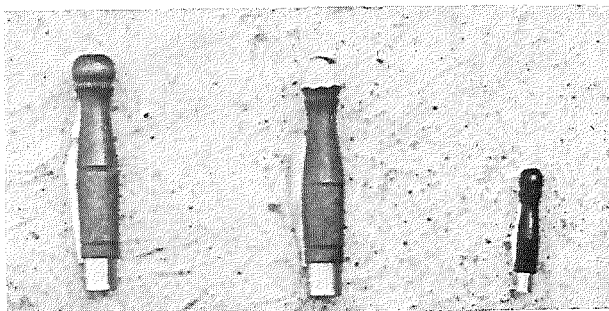


Abb. 3

zu Galler, Feitelvereine

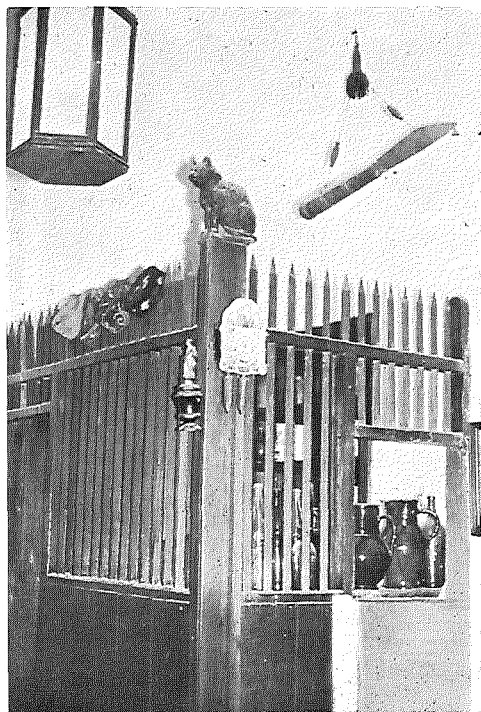


Abb. 4

zu Galler, Feitelvereine

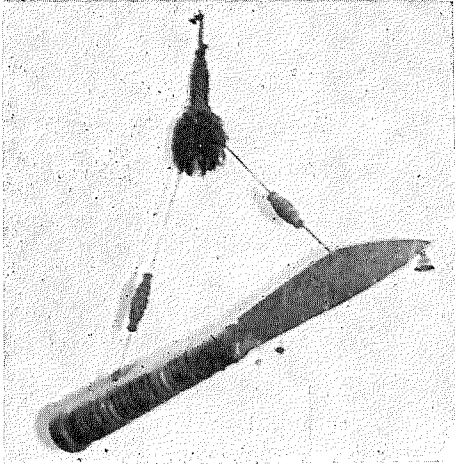


Abb. 4 a

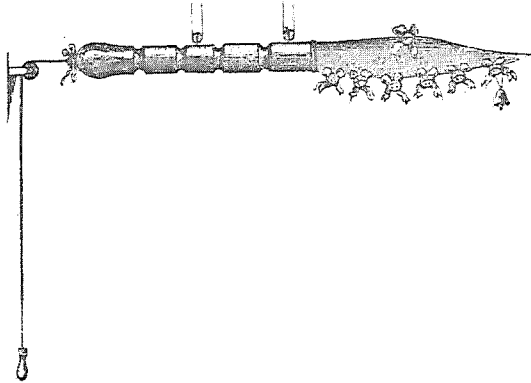


Abb. 5

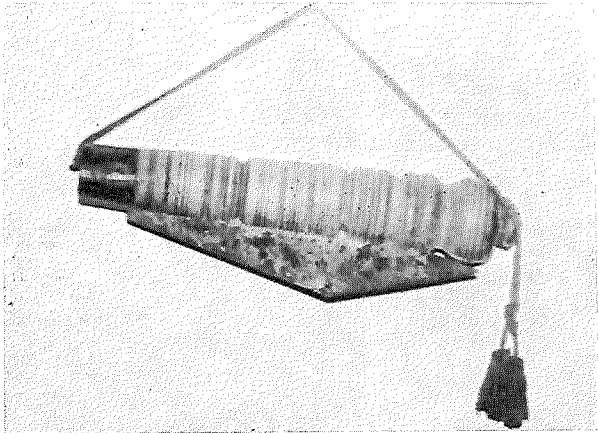


Abb. 6

zu Galler, Feitelvereine

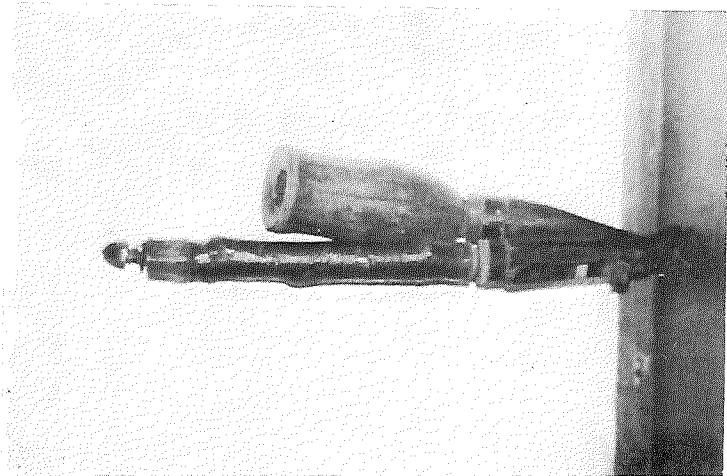


Abb. 8

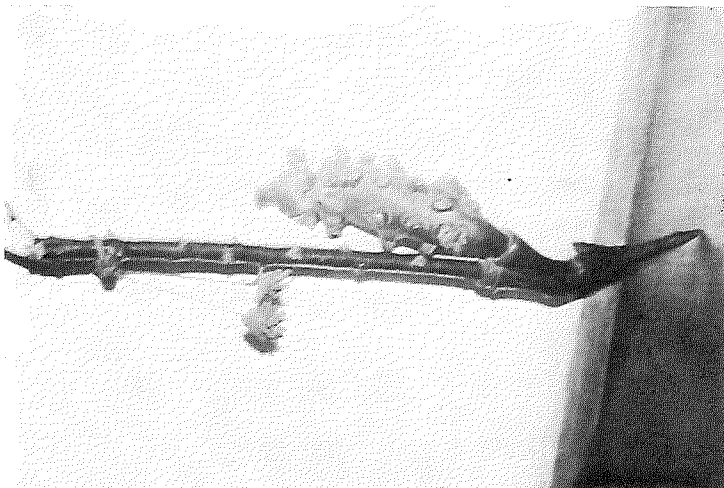


Abb. 7



Michael-Haberlandt-Medaille
(Aufn. Martin Kupf)

Christophorus - Wallfahrten im Alpengebiet

(Mit 1 Karte und 3 Abbildungen)

Von Günther Kapfhammer

Christophoruswallfahrten spielen im gegenwärtigen Wallfahrtsgeschehen eine untergeordnete Rolle. *) Die Verehrung des hl. Christophorus und die damit verbundenen Einzel- oder/und Gruppenwallfahrten sind auf kleinere Kirchen lokaler Bedeutung im bayerischen, österreichischen und südtirolischen Alpen- und Voralpengebiet beschränkt. Mit diesem zunächst erstaunlichen Faktum wird man konfrontiert, wenn man sich bemüht, die traditionellen Stätten der Christophorusverehrung aufzusuchen, weil man angesichts der weitgespannten Christophorusaktivitäten mit einem gewissen Recht auch eine starke Wallfahrtstätigkeit erwarten darf. Offensichtlich bestehen aber zwischen den häufigen öffentlichen Bemühungen um den von der katholischen Kirche inzwischen aus ihrem Heiligenkanon ausgeschiedenen Heiligen, der ohne den kirchlichen Numinalraum als profanierter Verkehrs- patron seine Existenzberechtigung besitzt, und der auf Privatinitiative ohne Publikumswirksamkeit vor sich gehenden Verehrung des Heiligen gravierende Unterschiede. Die heutige wallfahrtsmäßige — also kirchlich-religiöse — Verehrung steht erheblich hinter der Christophorusverehrung im Profanraum zurück. Gottfried Korff schreibt in einer Untersuchung über „Heiligenverehrung in der Gegenwart“ u. a.: „In einem noch höheren Maße als der Antoniuskult ist der Christophoruskult religiös entladen.“ Das Autopatronat ist „weitgehend aus seinem kirchlich-religiösen Kontext gelöst.“¹⁾

Zwischen einer offiziell geförderten oder behinderten Verehrung und der der Bevölkerung bestanden auch früher graduelle Unterschiede.

*) Über die seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts einsetzenden Autofahrerwallfahrten wird in einem eigenen Aufsatz berichtet. Im Medienmagazin 1 (= Reihe Hanser 161), München 1974, S. 121—131, bes. 126—131, brachte ich einen kurzen Abriss zu diesem Problem.

¹⁾ Gottfried Korff, Heiligenverehrung in der Gegenwart. Empirische Untersuchungen in der Diözese Rottenburg (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde, Bd. 29), Tübingen 1970, S. 109.

Während in der Reformation der Kult des Heiligen eingeschränkt und die Vielzahl der meist überlebensgroßen Fresken übermalt wurden, auf deren Bedeutung noch hingewiesen wird, blieb die Verehrung in der Bevölkerung mit wohl geringerer Intensität als während der wichtigsten Epoche seiner Verehrung (14. bis Beginn 16. Jh.) bestehen und erlebte im 17. und 18. Jahrhundert einen neuen Höhepunkt,²⁾ um im 19. Jahrhundert zugunsten der Verehrung anderer Heiliger in Vergessenheit zu geraten. In reduzierter Form bestand die Verehrung im Rahmen der adoratio der Vierzehnnothelfer weiter, zu denen der Heilige gerechnet wird.³⁾

Hauptinitiationszentrum der Vierzehnnothelferverehrung ist die Balthasar Neumannkirche Vierzehnheiligen. Die erste historisch greifbare Nachricht vom Bestehen einer Vierzehnnothelferverehrung datiert von 1446. Im Zug der Reform des Missale Romanum strich 1617 die Ritenkongregation die Sondermesse zu den Vierzehn Nothelfern. Die Verehrung wurde trotzdem von Zisterziensern und Kapuzinern weiterhin unterstützt.

Als Indiz für den Stand der Christophorusverehrung kann die Verwendung seines Bildes auf Glocken angesehen werden. Eine Überprüfung des Christophorusbildbestandes z. B. auf schwäbischen Glocken ergab, daß die Mehrzahl der Glocken mit Christophorusdarstellungen vorwiegend aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts datieren, während nur ein Bildbeleg für das 16. und eine kleinere Zahl von Bildbelegen für das 18. Jahrhundert beizubringen waren. Der hl. Christophorus wird hier häufig im Verband mit wichtigen Vertretern der Vierzehn Nothelfer dargestellt: Leonhard, Laurentius, Katharina und Barbara⁴⁾.

Der derzeit vorhandene Motivtafelbestand zeigt die rückläufige Verehrung im 18. und frühen 19. Jahrhundert, gibt damit ebenso wie bei den Glocken einen lückenhaften, aber sicher richtigen Einblick in die Verehrungsintensität der vorhergehenden Epochen.

²⁾ Vgl. die Verwendung von Christophorusdarstellungen auf Medaillen, vor allem des 18. Jahrhunderts.

³⁾ J. J. Morper, Die Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen, Landkreis Staffelstein/Oberfranken (= Kleine Kunstführer Nr. 529), München und Zürich 1969.

Siegmund Freiherr v. Pölnitz und Busso Peus, Vierzehnheiligen. Eine Wallfahrt in Franken, Weißenhorn 1971.

Vgl. auch Helmut Lahrkamp, Die Vierzehn Nothelfer im deutschen Sakralraum, in: Festschrift Landesrat Prof. Dr. Hans Gamper, 2. Bd., Innsbruck 1959, S. 249—259. Vgl. dazu auch Georg Schreiber, Symbole und Gruppierung der Heilbringer. Die Vierzehn Nothelfer in der deutschen Volksfrömmigkeit, ebd. S. 261—310.

⁴⁾ Sigrid Thurm, Deutscher Glockenatlas. Bayerisch Schwaben (= Deutschlands Glockenatlas Bd. 2), München und Berlin 1967.

Der Kult des Heiligen ging vom byzantinischen/kleinasiatischen Raum aus und erreichte Italien im 6. Jahrhundert (598: der hl. Christophorus als Patron eines Klosters in der Diözese Taormina; Taormina gehört in dieser Zeit zu Byzanz). Von Spanien strahlte der Kult nach Frankreich, den Niederlanden und England aus und konnte, nachdem die Gestalt umgeformt war (kynocephale — menschliche Gestalt; Christusträger im Wortsinn, d. h. Träger des zunächst bärtigen Jesus, dann des Jesusknaben), auch in Deutschland bzw. im deutschsprachigen Raum Fuß fassen und fand hier eine beispielhafte Verbreitung.⁵⁾ Von hier wurde wiederum der ungarisch-slowakische Raum beeinflusst, der Christophoruskult geht dort nach Szövérfy „ausschließlich auf westliche Grundlagen zurück.“⁶⁾ Gegen Osten, also gegen das ursprüngliche Ausbreitungsgebiet, legte sich der Karpathenraum als „geschlossenes Kultgebiet, das nach Westen geöffnete Tore hatte.“⁷⁾ Das am weitesten nach Osten, gegen den ostkirchlich-byzantinischen Kulturkreis vorgeschobene Christophoruskultgebiet ist der Raum Siebenbürgen. Damit zeichnet sich nahezu eine Kreisbewegung des Kultes ab, wobei wegen offensichtlich sich widersetzender soziogeographisch-religiöser Kräfte die Christophorusverehrung nicht bis in das Ausgangsgebiet vordringen konnte; die kynocephale ostkirchliche stand der umgeformten westlichen Gestalt gegenüber, eine in- oder gegenseitige Übernahme war wegen verfestigter Muster nicht möglich.

Die heute noch feststellbaren Christophoruswallfahrten haben untereinander keinen erkennbaren Zusammenhang, oder anders ausgedrückt, es läßt sich kein Ausstrahlungszentrum herausarbeiten, wie es zum Beispiel bei Mariazell oder Vierzehnheiligen nachzuweisen ist. Die Tatsache, daß es eine Christophoruswallfahrt im Gebiet der jetzigen Diözese München-Freising und im ehemali-

⁵⁾ Hans-Friedrich Rosenfeld, Der hl. Christophorus. Seine Verehrung und seine Legende. Eine Untersuchung zur Kulturgeographie und Legendenbildung des Mittelalters (= Acta Academicae Aboensis. Humaniora X:3). Åbo 1937.

Vgl. auch den Artikel Christophorus bei Hans Aurenhammer, Lexikon der christlichen Ikonographie, 5. Lieferung, Wien 1965, S. 435—453.

Heranzuziehen sind zum Beispiel außerdem die beiden Auflagen des Lexikons für Theologie und Kirche, hrsg. v. Michael Buchberger/Karl Rahner, das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens und das Reallexikon für Antike und Christentum.

Zur Christophorus-Ikonographie vgl. ferner: Leopold Kretzenbacher, Kynocephale Dämonen südosteuropäischer Volksdichtung. Vergleichende Studien zu Mythen, Sagen, Maskenbräuchen um Kynocephaloi, Werwölfe und südslawische Pesoglavci (= Beiträge zur Kenntnis Südosteuropas und des Nahen Orients, Bd. V) München 1968. Darin S. 58—70: Sankt Christoph mit dem Hundekopf.

⁶⁾ Josef Szövérfy, Beiträge zur Christophorus-Frage, in: Die Nachbarn. Jahrbuch für vergleichende Volkskunde, 2/1954, S. 87.

⁷⁾ Szövérfy, S. 88.

gen Freisinger Diözesangebiet in Österreich gibt, kann ich nur als Faktum werten, weiterreichende Aussagen sind — auch oder gerade wegen fehlender Vorstudien — nicht möglich.

Die ikonographische Entwicklung der mittelalterlichen Christophorusdarstellung war zu Beginn des 16. Jahrhunderts abgeschlossen, wobei die Holzschnitte von Dürer, Schongauer und Schöffelin, um die qualitätvollsten zu nennen, einen Standard sowohl in der szenischen Gestaltung als auch im tektonischen Aufbau der Heiligengestalt/Gruppe setzten, der als allgemein verbindlich anerkannt und nicht weitergebildet wurde. Die Entwicklung verlief vom Repräsentationsbild, das stilistisch immer rückständig blieb, so daß seine Datierung oft kaum möglich ist, bis zum Genrebild.

Die Heiligengestalt wurde in ihrer typisierten Form wie ein Requisit verwendet und führt in Darstellungen der Spätgotik ein Eigenleben, ohne in Beziehung zu anderen Gestalten zu treten. Als Beispiel möchte ich die Tafel des Meisters der Crispinuslegende nennen, auf der die Heiligen Achatius, Christophorus und Leonhard dargestellt sind (Wien, Österreichische Galerie; 1515 bis 1520). Auf die in der Legende geschilderten Durchquerung des Flusses wird auch hier hingewiesen, der Maler setzt dafür die Chiffre Wasser und stellt den Heiligen in eine Art Pfütze.

Die Weiterentwicklung des Typus und der Ausbau der Verehrung wurde, wie bereits erwähnt, durch die Reformation und durch die Gegenreformation verhindert, wo von beiden christlichen Kirchen Legendenkritik im Zug der durch die Renaissance ausgelösten wissenschaftlichen Untersuchungen auch an den Heiligenviten geübt wurde. Die Reformatoren verstanden die Christophoruslegende als Allegorie des christlichen Lebensweges; hier ist auf die berühmte Tischrede Martin Luthers zu verweisen, wo er u. a. erklärt, der heilige Christophorus werde mehr als alle Heiligen verehrt.

Das Bild des Heiligen wurde vor allem an Außenwände von Kirchen in Freskotechnik angebracht und sollte durch seinen Anblick an den plötzlichen Tod erinnern bzw. vor plötzlichem Tod bewahren. Eine Inschrift an einem Fresko der oberfränkischen Stadt Presseck lautet dementsprechend:

QUI . TE . MANE . VIDET .
NOCTURN . TEN(!)PORE . RIDET .
LIBENTER . BIBET. ⁸⁾

Hier hat allerdings der Spruch schon einen humoristischen Zug, der bei den meisten anderen Texten fehlt. Er zeigt aber noch deutlich die Schutzfunktion des am Morgen zu betrachtenden Bildes, die bis zum Abend (nocturn ten(!)pore) vorhalten sollte.

⁸⁾ Georg Fischer, Land am Main (= Die Plassenburg, Bd. 22), Kulmbach 1964, S. 69—75.

Gegen den plötzlichen Tod wurden auch Medaillen/Amulette getragen, die Christophorusdarstellungen der ikonographisch üblichen Art enthielten; „als Schutzbilder für ein seliges Ableben galten seit dem 17. Jahrhundert die Bilder des hl. Christophorus.“⁹⁾

Der Raum Kärnten mit seinen — in der Literatur häufig genannten — über fünfhundert solcher Außenbilder ist heute die eindrucksvollste Christophorusreliktlandschaft des deutschen Sprachraums. „Dabei ist auffallend, daß sich nördlich des Alpenhauptkammes nur vereinzelte Bilder aus gotischer Zeit finden, dagegen ein breiter Gürtel von Christophorusbildern den Südfall des Gebirges von Friaul über Kärnten und Tirol bis Graubünden säumt.“¹⁰⁾

Wegen der „Allgegenwart“ des Heiligen kam es zwar zu einer — wie man annehmen kann — Dauerverehrung und täglichen Anrufung, zur „wirkenden Gegenwart“,¹¹⁾ besonders an jenen Stellen, wo der Heilige durch sein Abbild den Gläubigen ständig sichtbar war, es kam aber aus eben diesen Gründen nicht zur Ausbildung von regelrechten Wallfahrtszentren. Diese Aussage gilt mit der Einschränkung, daß wir nur von den gegenwärtigen Wallfahrtsstätten und deren Beständen oder der archivalisch nur sporadisch erfaßten Verehrung ausgehen können.

Ein Zentralort des Christophoruskultes war St. Christoph am Arlberg mit der 1386 gegründeten Bruderschaft, die eine der größten des Reichsgebietes war. Auf sie und den sich um St. Christoph und die dortige Statue entwickelnden Kult wird noch näher einzugehen sein. St. Christoph am Arlberg lag bezeichnenderweise an einer der wichtigsten Nord-Süd-Verbindungen und Durchgangsstraßen zwischen dem Trans- und Cisalpinen Raum, wie sich Christophorusbilder (Außenwandfresken) häufig plakativ an den Kirchen und Durchgangsstraßen befinden, entsprechend der besonderen Funktion des Heiligen,

⁹⁾ Lenz Kriss-Rettenbeck, *Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens*, 2. Aufl., München 1971, S. 56.

Vgl. auch Liselotte Hansmann, *Lenz Kriss-Rettenbeck, Amulett und Talisman. Erscheinungsform und Geschichte*, München 1966, mit Belegen des 15. und 16. Jahrhunderts (S. 30, 230, 246) sowie Schariwari eines Skifahrers, 228 f. Ich möchte hier auf eine neuere Arbeit hinweisen: Hans Fink, *Zauberkräftige und heilbringende Amulette, Pfennige und Talismane*, in: *Der Schlerm* 44/1970, S. 347—351 (Abb.), *Christophorusamulett* S. 349.

¹⁰⁾ Johanna Gritsch, *Christophorusbilder aus Tirol. Ein Kapitel mittelalterlicher Verkehrs- und Kunstgeschichte*, in: *Tiroler Wirtschaft in Vergangenheit und Gegenwart. Festgabe zur 100-Jahr-Feier der Tiroler Handelskammer. Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Tirols*, Bd. 1, Innsbruck 1951, S. 77—91, hier 78.

¹¹⁾ Rettenbeck, a. a. O., S. 10.

und damit in gewisser Weise für den Schutz der Reisenden sorgen.¹²⁾ Johanna Gritsch führt die Popularität des Heiligen in Tirol vor allem darauf zurück, daß Tirol „von jeher ein Durchzugsland mit lebhaftem Verkehr war, zumal sich dieser auf Wegen abspielte, die im Winter durch Lawinen, im Sommer durch Felssturz, Muren und Wildbäche bedroht waren . . . Schon im 15. Jahrhundert gilt St. Christophorus auch als Helfer gegen die Pest, und so mag das Erscheinen seines Bildes an Straßen und Wegen auch damit zusammenhängen, wurde doch die Seuche häufig durch Reisende in eine Gegend eingeschleppt.“³¹⁾

Der Verbindung zwischen Außenwandfresken und Straßen geht Birgit Hahn-Woernle¹⁴⁾ für die Schweiz nach, wenn sie sich über Christophorus als Beschützer von dem „gähen“ Tod äußert. An Hand von Weg-Zeit-Tabellen kann sie z. B. für den Lukmanierpaß nachweisen, „daß es einem Säumer möglich war, jeden Tag mindestens eine Christophorus-Darstellung zu sehen.“¹⁵ Nicht alle Christophorusfresken und -kirchen befinden sich an Durchgangsstraßen, wohl aber in exponierter Lage. Hahn-Woernle wirft die Frage auf, „ob man sich eine Fernwirkung des Heiligen über das ganze Tal hinweg vorgestellt hat.“¹⁶⁾

Auf seine Funktion als Pestheiliger weist das Fresko an der alten Pfarrkirche von Auer/Ora (Trentino/Tiroler Etschland) hin (1520—30). Der Heilige trägt an der Brust ein Knoblauchbüschel.¹⁷⁾

¹²⁾ Vgl. dazu die Gegenüberstellung von Christophorusfresken und Altstraßen bei Gritsch, a. a. O., S. 79 ff.; hier ist auch die Altstraßenkarte heranzuziehen von Otto Stolz, Zollwesen und Handelsverkehr in alter Zeit, in: Tiroler Wirtschaft in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. 1, Innsbruck 1951, S. 53—76, Karte nach 66. Vgl. auch Wilhelm Störmer, Engen und Pässe in den mittleren Ostalpen und ihre Sicherung im frühen Mittelalter, in: Beiträge zur Landeskunde Bayerns und der Alpenländer. Hans Fehn zum 65. Geburtstag (= Landeskundliche Forschungen, H. 43), München 1968, S. 91—107.

Als ausgesprochenen „Paßheiligen“ wird man aber Christophorus kaum bezeichnen können, Hahn-Woernle (s. Anm. 14) verneint diese Funktion zum Beispiel für die Schweiz überhaupt (S. 30 f.). Es ist auffallend, daß sich die von mir erfaßten Verehrungsstätten meistens abseits von Durchgangsstraßen, allerdings an landschaftlich markanten Punkten befinden. Als Paßheiliger für die fränkische Zeit und für die in meiner Arbeit skizzierten Region gilt der hl. Martin; vgl. Störmer, S. 99—101.

¹³⁾ Gritsch, a. a. O., S. 78.

¹⁴⁾ Birgit Hahn-Woernle, Christophorus in der Schweiz. Seine Verehrung in bildlichen und kultischen Zeugnissen (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 53), Basel 1972.

¹⁵⁾ Hahn-Woernle, S. 28.

¹⁶⁾ Hahn-Woernle, S. 29.

¹⁷⁾ Vgl. zum Beispiel J. R. Möse, Volkstümliche Pflanzenheilkunde im Licht moderner Antibiotikaforschung, in: Volksmedizin. Probleme und Forschungsgeschichte, hrsg. v. Elfriede Gabner (= Wege der Forschung, Bd. 63), Darmstadt 1967, S. 362—371, bes. 365 f.

Marzell nennt als weiteres Pestabwehrmittel das Christophskraut (*Actaea spicata* L.), mittelalterlich: *Herba Christophori*.¹⁸⁾

Hahn-Woernle erwähnt eine Inschrift am Christophorus-Fresko an der Westfront der Kirche Santa Maria Assumpt. et St. Jacob i. Ap. in Torello/Carona (CH); das Fresko ist 1217 datiert. Der Text lautet: „a peste te martir liberat iste.“¹⁹⁾

Die Wallfahrtsstätten

Im bayerisch-österreichischen Alpen- und Voralpengebiet bestehen heute noch zwei Christophorus-Wallfahrten, deren Einzugsgebiet über die eigene Pfarr- bzw. politische Gemeinde hinausreicht und die von Wallfahrerzügen besucht werden; dadurch lassen sich am Tag des Heiligenfestes bestimmte Aktivitäten nachweisen. In den anderen Wallfahrten ist die Verehrung stark rückläufig oder nur noch an Hand von Votivtafeln feststellbar, deren Herkunft zum Teil nicht eindeutig bestimmbar ist, d. h. es können Belegstücke für eine in loco einmal bestandene Wallfahrt sein oder wegen vorgegebener Anknüpfungsmöglichkeiten (Christophorus-Fresko bzw. -Plastik) in bestimmte Kirchen gebracht worden sein.

Aus arbeitstechnisch-ökonomischen Gründen konnten Archivstudien nur für oberbayerische Kirchen durchgeführt werden, die Angaben über die österreichischen und südtirolischen Kultstätten stammen überwiegend aus der Literatur und von einer Informationsfahrt (10/1970).²⁰⁾

A. BAYERN

1. St. Christoph bei Wasserburg

(Kuratie, Pfarrei Albaching; Gmd. Steinhöring, Ortsteil St. Christoph, Landkreis Ebersberg/Oberbayern)

Im Nordwesten von Wasserburg am Inn liegt die Wallfahrtskirche St. Christoph. Sie wurde um 1670 neu erbaut.²¹⁾ Die Kirche steht auf einer Höhenstufe über dem nach Osten offenen Tal. In unmittelbarer Nähe der Kirche befinden sich das Kuratenhaus und ein verhältnismäßig großer Gasthof, der in den sechziger Jahren des 19. Jhs. erbaut wurde und auch als Wallfahrerherberge gedient haben wird.

Nach den Untersuchungen von Josef Noderer und nach Ausweis der beiden erhaltenen Mirakelbücher (Mirakelbuch I 1667—1670,

¹⁸⁾ Heinrich Marzell, Wilhelm Wissmann, Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen, 1. Bd., Leipzig 1943, Sp. 113—115, bes. 113 f.

¹⁹⁾ Hahn-Woernle, S. 9 und 182.

²⁰⁾ Für die Bereisung der österreichischen Christophoruswallfahrten stellte der ADAC-Verlag, München, einen Reisekostenzuschuß zur Verfügung, für den ich auch hier herzlich danken möchte.

²¹⁾ Vgl. Ernst Gall, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Oberbayern, München und Berlin 1956², S. 395. Nur knappe Hinweise!

Legende zur Karte

Die Karte kann nur eine, von Fall zu Fall zu revidierende Orientierung über die Kultausbreitung geben. Die Informationen wurden im wesentlichen aus Rosenfeld und Aurenhammer entnommen und kartografisch übertragen.

Bei vielen Ländern ist ein direkter Einfluß aus dem byzantinischen Bereich in der ersten Verehrungsphase (5.—7. Jahrhundert) anzunehmen, ohne daß sich regionale Kulte entwickelt hätten. Zur Ausbildung von Kultlandschaften im mittel-, südwest- und nordwesteuropäischen Bereich kam es erst im hohen Mittelalter, als sich der Kult in Italien fest etabliert hatte und von hier von einer sozusagen breiten Basis aus unter der geistigen Führung von Rom nach Norden und Westen ausgriff. Erst jetzt kann man nach Art eines Fahrplans Ankunftszeiten ermitteln und ein sukzessives regionales Vorschreiten konstatieren. Die Ausbreitung des Kults erfolgte vor allem über die mittelalterlichen Pilger- und Handelsstraßen. Die Daten für Sindelshausen in der Diözese Freising — 772 — sind der früheste deutsche Beleg; Papst Agapet II (946—955) schenkte Reliquien des hl. Christophorus an Erzbischof Bruno von Köln.

Im 11. Jahrhundert war England Teil der Kultlandschaft, nachdem ein direkter Einfluß aus Byzanz im 9. Jahrhundert noch nicht zur Ausbildung des Kults geführt hatte.

Als Grenze der mittelalterlichen Verehrung des hl. Christophorus nach Osten kann man die Elbe-Saale-Linie annehmen. Zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert drang der Kult über diese Grenze vor und erreichte die Slowakei und Ungarn. Der Karpathenraum bildete die östliche Barriere, die offensichtlich nicht überschritten wurde, so daß es zu keinem geschlossenen Kultkreis kam.

Über die Christophorusverehrung im Ostbaltikum um die Stadt Riga vgl. Oskar Loo r i t s, Die Christophorus-Legende im Ost-Baltikum, in: Die Nachbarn. Jahrbuch für vergleichende Volkskunde, 2/1954, S. 89—93.



Mirakelbuch II — unvollständig — 1706—1761) war St. Christoph im 17. und 18. Jh. ein vielbesuchter Wallfahrtsort, nachzuweisen an Hand der Mirakelberichte und der großen Zahl von Motivmessen, die meistens für das Vieh und das gesamte Hauswesen gelesen wurden.²² Die Motivmessen lassen sich vor allem an drei Hauptfesttagen der Kirche nachweisen, am Patroziniumstag (Christophorus), Bartholomäus (24. 8., Tag der Kirchenweihe) und an Stephani (26. 12.).

In einer Pfarrbeschreibung von Albaching von 1740 wird berichtet, daß der Hochaltar „est dedicatum in honorem s. Christophori martyris“, anschließend wird unter anderem ausdrücklich von Prozessionen gesprochen: „Statua s. Christophori hic plurimis beneficiis clarit et magno peregrinantium numero ac processionibus colitur, ac prae sertim ad hoc altare multae fiunt missae votivae.“²³)

Noch 1818 wurden jährlich über 300 Messen gelesen. Die starke Frequenz der Wallfahrt erforderte ab der Mitte des 17. Jahrhunderts eine Erweiterung der Kirche, „weillen aber bey wollgedachtem gottshauß die andacht vnd wallfahrt . . . mehr vnd mehr zuenimbt.“²⁴) Die Weihe des Neubaus erfolgte 1671, die Ausstattung der Kirche war 1674 abgeschlossen. Es ist ein einschiffiger Wandpfeilerbau mit Tonnengewölbe. Im Hochaltar steht heute eine Christophorus-Plastik von Nikolaus Schratt (1907); sie wurde gegen eine Pflingstdarstellung von Franz Joseph Geiger (Landshut?) ausgetauscht, die jetzt im rechten Seitenaltar eingefügt ist. Im Aufzug des Hochaltars findet sich eine Darstellung des hl. Leonhard, im Aufzug des rechten Seitenaltars eine des hl. Oswald. Beide Heilige werden hier neben dem Kirchenpatron verehrt (Filiation auf den Motivtafeln nachweisbar), die Interessendominanz liegt aber eindeutig auf dem hl. Christophorus. Kultfigur

²²) Josef Noderer, Pfarrkirche Albaching (= Kleine Kunstführer, Bd. 474/75), München (1941), St. Christoph, S. 16—22, bes. 17 f.

Vgl. auch Heinrich Kastner und Hans Sponholz, Stadt und Landkreis Wasserburg am Inn. Geschichte — Kunst — Wirtschaft, Aßling und München 1970, S. 104 f. (Abb.). Über den hl. Christophorus und die Wallfahrtstätigkeit in Oberbayern unterrichtet neuerdings Alois J. Weichslgartner, Sankt Christophorus in Oberbayern (= Kleine Pannonia-Reihe, Bd. 40), Freilassing 1974.

Als Beleg für ein Viehverlöbniß eine Mirakelaufzeichnung von 1707 aus dem Mirakelbuch II: „1707. In festi S. Stephani. Balthasar Ostermayr auß Buechrainer . . . pf.(arr) hat 1 hl. möß zu S. Christoph verlobt für ein kranckes ross, so ihme 4 teg nichts gefressen, also zwar, das er vermeint, es verröcke ihme. In deme verlobt ers auch mit einem wäxenen rösl, 10 dl in stokh, ein rosskranz zu betten. Ist besser worden.“

²³) Martin von Deutinger (Hrsg.), Die älteren Matrikel des Bisthums Freising, 3. Bd., München 1850, S. 59.

²⁴) Laut Schreiben von Georg Miller, Pfarrer von Albaching, an Bischof Albert Sigismund von Freising vom 10. 9. 1667. Diözesanarchiv München.

ist eine heute noch erhaltene spätgotische Plastik, die selbst die Barockzeit als „formosa“ bezeichnete.

Im 16. Jahrhundert muß ein Patroziniumswechsel zu Gunsten des hl. Christophorus stattgefunden haben, Noderer und Mayer-Westermayer nehmen darauf Bezug: „Nach einer handschriftlichen Pfarrbeschreibung vom J(ahre) 1585 war damals auffallenderweise der Hochaltar dieser Kirche dem hl. Bartholomäus, der rechte Seitenaltar dem hl. Stephanus und der andere dem hl. Christoph geweiht.“²⁵⁾

Nach der Kirchenrechnung von 1770 wurde die Figur des hl. Christophorus zusammen mit denen des hl. Jacobus und Bartholomäus neu gefaßt. Es heißt in der Kirchenrechnung: „In dieser filialkirche auf denen hochaltar für beständig ausgesetzten 3 gefasten grossem statuen von bildhauer arbeit“. Die Renovierung erfolgte „auf beständiges andringen des herrn pfarrers, und in rücksicht der jährlich ankommenden vielen wohlfahrtern.“ Die Entfernung des hl. Christophorus aus dem Hochaltar und der Austausch gegen die bereits erwähnte Pfingstdarstellung muß im Rahmen einer Neudisposition in der Kirche im späten 18. oder frühen 19. Jahrhundert erfolgt sein.

In St. Christoph wurden, nachzuweisen seit 1770 an Hand der Kirchenrechnungen, Pferderennen abgehalten, nicht am Tag des jetzigen Umritts, am 24. 7., sondern am 26. 12., am Stephanitag. Der Ritt wird zum ersten Mal in der Kirchenrechnung von 1770 erwähnt, in Zusammenhang mit einer Baumaßnahme, für die es nach bislang vorliegenden Untersuchungen keine Parallelen gibt. In diesem Jahr wird die bisher aus Holz gebaute Friedhofstreppe durch eine Steintreppe ersetzt. Es heißt weiter: „Hiernächst erforderte auch die nothwendigkeit, die um die kirche verhandene und dermal gänzlich zusammengefallte planken, ritt genannt, worum die wohlfahrter mit ihrem dahin bringenden pferden zu reuten pflegen, wiederum neuerdings aufsetzen zulassen . . . So hat man solches durch den zimmermeister zu Freymehring dies gerichts, Georgen Kolb, auch bewerken lassen und die hierüber erloffenen kösten bestritten.“ Zur Deckung der Kosten wurden 49 fl., 27 kr. angesetzt. Es wurden „40 saulen a 15 kr.“, „70 Breter a 10 kr.“, „17 kleine planken bäume a 12 kr.“ und „400 nägel a 18 kr. (je Hundert)“ angeschafft. Der „vorbemeldte(r) zimmermeister bracht mit herstellung sothanen ritts 15 somer tåg zu a 24 kr. — summa 6 fl., dann dessen zimmerknechte 30 täge a 20 kr. — summa 10 fl.“ 1794 wurde „auch das fallthor bei dene pferderitt, dessen unterhaltung dem gotteshause obliegt“, ausgebessert, 1802 „die freyhofmauer und das geländer um die kirche, welche(s) durch die vielen umreitenden wahlfahrter beschädigt worden, . . . reparirt.“

²⁵⁾ Anton Mayer, Georg Westermayer, Statistische Beschreibung des Erzbisthums München-Freising, 3. Bd., Regensburg 1884, S. 516.

Bildliche Darstellungen dieser „Rennbahn“ um die Kirche waren nicht zu ermitteln, die entsprechenden Zeichnungen des ausführenden Handwerkers, wenn solche überhaupt vorhanden waren, fehlen bei den von mir bearbeiteten Kirchenrechnungen. Vermutlich wurde in geringem Abstand zur Kirche ein etwa 2 m hoher Plankenzaun errichtet, das Pferderennen fand innerhalb des engen Raumes zwischen den Planken und der Kirchenmauer statt. Als Start oder Ziel ist wohl das sog. Falltor anzusehen. Diese Form des Wettkampfes innerhalb des Friedhofs ist ungewöhnlich. Wenn Wettkämpfe zu Pferd ausgetragen wurden, wofür sich viele Beispiele auch in Bayern anführen lassen, war dies außerhalb der Kirche oder von der Kirche oder Friedhofmauer ausgehend zu einem bestimmten, von der Kirche entfernt liegenden Ziel.²⁶⁾

1794 berichten die Kirchenrechnungen von verschiedenen Sachpreisen, die bei diesem Rennen ausgegeben wurden. Man „warf . . . auch heuer mehrmal 2 ellen rothes tuch mit einem gemahlenen schilde (Anm.: auf dem Schild wurde der hl. Christophorus, der Kirchenpatron, dargestellt, worauf in der Rechnung des gleichen Jahres an anderer Stelle hingewiesen wird), dann einen reitzaum und eine peitsche in die gewinste frei auf, und zwar zum besten dieses gotteshauses.“ Diese Preise werden in den folgenden Jahren weiter erwähnt; die Kosten für den gemalten Schild beliefen sich auf 2 fl. 36 kr., für das Zaumzeug auf 1 fl. 30 kr. und für die Peitsche auf 2 fl. 15 kr. Georg Schierghofer konnte auf Grund archivalischer Quellenforschung ähnliche Preise bei agonalen Wettspielen im kirchlichen Bereich vor allem im südbayerischen Raum nachweisen.²⁷⁾

1802 wurde der „Ritt“ für 10 fl. 36 kr. ausgebessert: „3 eichene saulen, 10 bodenladen und 6 bretter.“ Im Zug der Säkularisierung stellte man den Ritt 1803 ein: „Das generalwidrige (= gegen die Generalien verstoßende), für gottestempel ohnehin sehr unanständige pferderennen ist heuer gänzlich unterlassen“ worden.

In den folgenden Jahren wird ein Ritt nicht mehr erwähnt, auch nicht ein eventueller Abbruch der offensichtlich aufwendigen Anlage. Zwischen 1807 und 1818, d. h. zwischen dem letzten ausführlichen Eintrag in den Kirchenrechnungen und der Erwähnung im Tagebuch

²⁶⁾ Vgl. Georg Schierghofer, Umrittsbrauch und Roßsegen, in: Bayerische Hefte für Volkskunde 8/1921, S. 1–96, bes. 30 f. Als häufige Umrittermine nennt Schierghofer Georgi (24. 4.), Pfingsten, Johanni (24. 6.), Leonhardi (6. 11.), Martini (11. 11.) und Stephani (26. 12.).

²⁷⁾ Schierghofer schreibt u. a. „An die altbayerischen Stephansritte knüpfen sich heute noch mit Vorliebe die sog. Bauern- oder Gockel- oder Kirchenrennen. Die Gewinste bestehen seit alters aus Tüchern, Gockeln und anderem Geflügel.“

des Albachinger Geistlichen Käser,²⁸⁾ wurde der Ritt wieder aufgenommen und aus nicht näher bekannten Gründen auf den Christophstag verlegt. 1848 schreibt M. A. Vogel, „daß noch heutzutage am Feste des hl. Christoph ein Umritt um diese Kirche genommen wird.“²⁹⁾

Die Frequenz des Umritts war groß, obwohl dies nur andeutungsweise in den Archivalien bis 1802 deutlich wird. Nach der Wiedereinführung im Jahr 1818 kamen „am Jakobifeste . . . bei 700 Pferde in hon. S. Christophori herbei, welche um den Freithof andacht halber herumritten, am Kirchweih kamen 200.“ Man ritt um den Friedhof, nicht im Friedhof um die Kirche. Der Umritt fand an zwei Terminen statt, an Jakobi = Christophorus und Kirchweih = Bartholomäus.³⁰⁾ In diesem Jahr wurden, wie schon zu Ende des 18. Jahrhunderts, gedruckte Gebetszettel und bleierne bzw. zinnene Wallfahrtszeichen verkauft. 1794 erhielt der „bürgerliche zinngießer zu Wasserburg“ Karl Püracher für „200 zinnene zeichen mit dem darauf geprägten bildniße des heiligen Christophs für die walfahrter“ 1 fl., 1795 wurden 300 Wallfahrerzeichen in Auftrag gegeben, in den folgenden Jahren jeweils 500. Durch den Verkauf der Wallfahrerzeichen und der Gebetszettel erhielt man 1801 16 fl., 35 kr.; 1803 ging der Umsatz erheblich zurück, wohl in Zusammenhang mit den Auswirkungen der Säkularisierung und des Verbots des Umritts. Es wurden noch 250 Wallfahrerzeichen geprägt, deren Verkauf brachte 5 fl. 13 kr. Ein Jahr später weist das Verkaufsergebnis nur noch 1 fl. 54 kr. auf.

Trotz verschiedener unpopulärer Maßnahmen, die gegen die Wallfahrt gerichtet waren, blieb aber offensichtlich die hohe Frequenz, vor allem am Patroziniumstag, erhalten. Ein Zitat aus dem Tagebuch von Johann Baptist Käser von 1814 soll dies verdeutlichen: „Am Sonntag nach Jakobi wurde schon seit ohngefähr 8 Jahren das Patrocinium in S. Christoph gehalten, wo 2 fremde Geistliche Aushilfe leisteten. Die Anzahl der Beichtenden belauft sich insgemein auf 400—500. Am darauf folgenden Tag werden jedesmal die Stöcke (Opfer-) daselbst eröffnet, in Beiseyn des Gemeindevorstehers, und mit Beziehung desselben ausgezählt.“ 1818 schreibt Käser: „Am Patrocinium wurden heuer 244, am Kirchweih 82 Messen in hon. S. Christophori aufgezeichnet. Im vorigen an beiden Festen zusammen

²⁸⁾ Vgl. Noderer, a. a. O.

²⁹⁾ M. A. Vogel, Die Stammburg der Frauenberger und ihre Hausdomäne, in: Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte, 9/1848, S. 202—210, bes. 204.

³⁰⁾ Pfarrarchiv Albaching, Tagebuch des Pfarrers Johann Baptist Käser 1777—1854). Die Eintragsreihe reicht von 1804—1846. Noderer, a. a. O., wertet Käser aus.

368 und in jedem Jahr über 300.“ In einem Schreiben an die Regierung des Isarkreises äußerte sich Käser 1826 über die wirtschaftliche Bedeutung der Wallfahrt: „In der Pfarrei Alw (!) aching gehörigen Filial S. Christoph wurden vormals am 25ten Juli das Patrozinium und am 24 ten August das Kirchweihfest begangen, zu beiden Festtagen kamen viele fremde Wallfahrer herbei, so daß ich zur Aushilfe am Altar und im Beichtstuhl mehrere fremde Geistliche brauchte. An beiden Tagen fiel auch für die Kirche ein beträchtliches Opfer. Die fremden Wallfahrer zogen auch mehrere Krämer, Bäcker und andere Handwerksleute herbei. Es wurde da viel Bier und Fleisch konsumiert.“

Die bildlichen Votationen (heute noch 31 Votivtafeln, 1692—1864) zeigen keine wesentlichen Zäsuren bzw. Reduktionen der Verehrung des hl. Christophorus und der hl. Oswald und Leonhard. ^{30a)}

Nach St. Christoph kommen sowohl Einzelwallfahrer als auch Wallfahrergruppen. 1973 kamen die Pfarrei Pemmering-Mittbach (Wallfahrtstag traditionsgemäß 24. 8. = Bartholomäus; jetzt auf Sonntag nach Bartholomäus verlegt) und die Pfarrei Hohenlinden (20. 7.). An der Wallfahrt von Pemmering beteiligten sich 80—100 Personen, an der von Hohenlinden etwa 60. Im Rahmen der Bittgänge kommen die Pfarreien Albaching und Maitenbeth. ³¹⁾

Bemerkenswert in St. Christoph ist die für den Barock typische großformatige Legendentafel (von 1667) mit bildlichen Darstellungen (12 Einzelbilder) aus der Vita des hl. Christophorus, die mit kurzen Texten erläutert wird; hinzuweisen ist auch auf repräsentative Votivbilder von Kommunen der näheren Umgebung.

Auf das Patrozinium nehmen ferner Bezug das Christophorusfresko an der Ostseite des Turmes, es wurde 1902 erneuert und ist heute kaum noch zu erkennen; ebenso eine Glocke mit der Inschrift: ORA PRO NOBIS FUDERUNT M: LANGENEGGER ET A: ERNST MONACHY 1728 + S: CHRISTOPHE. Der übliche Zusatztext „a fulgure et tempestate . . .“ fehlt. Dargestellt wird der hl. Christophorus in der ikonographisch üblichen Form.

^{30 a)} In einem Inventar der Kirche von 1840 das im Pfarrarchiv Albaching aufbewahrt wird, werden die beiden großen „Votivtafeln von den Pfarrgemeinden Steinhöring und Mit(!)bach“ erwähnt. Über den weiteren Votivtafelbestand, der sehr groß gewesen sein muß, schreibt der zuständige Geistliche: „Unter der Emporkirche hängt eine Menge Votivtafeln ohne Werth.“ Eine Votivtafel aus St. Christoph befindet sich nach Auskunft der Kuratie in der Sammlung Richter im Germanischen Museum in Nürnberg; über die Sammlung Richter vgl. Bernward D e n e k e, Zeugnisse religiösen Volksglaubens. Aus der Sammlung Richter (= Bilderhefte des Germanischen Nationalmuseums), Nürnberg 1965. Das Bild wird im Katalog nicht aufgeführt. Abb. 28 (Kat. Nr. 16) zeigt den heiligen Christophorus in Zusammenhang mit den Vierzehn Nothelfern. (Nach Katalog „Gegend von Traunstein, Oberbayern“) Das Votivbild ist datiert (1803).

³¹⁾ Hinweise Kurat Alfons H ö t z l, St. Christoph, 8/1971.

2. St. Leonhard am Wonneberg

(Expositur, Pfarrei Waging am See; Gmd. Wonneberg, LK Traunstein/Oberbayern)

Südwestlich von Waging liegt die 1706 erbaute Wallfahrtskirche St. Leonhard am Wonneberg, eine Wallfahrt von heute untergeordneter Bedeutung. In der Kirche befindet sich ein Tafelbild mit einer Christophorusdarstellung, auf das 1850 erstmals in der Literatur hingewiesen wurde³²⁾ (im 19. Jahrhundert restauriert, starke Beeinträchtigung des Gesamteindrucks). Es ist nach P. A. Stoß³³⁾ als Stiftung der Laufener Schiffer anzusehen. Karl Adrian³⁴⁾ bezeichnet das Tafelbild als „große Votivtafel“ (mit welcher Berechtigung?) und macht ebenfalls wahrscheinlich, daß es sich um eine Laufener Stiftung handelt. Nach neueren Untersuchungen ist die Tafel auf 1520 zu datieren und dem Laufener Maler Gordian Guckh zuzuschreiben. In Wonneberg befinden sich weitere archivalisch belegte Arbeiten Guckhs.³⁵⁾

Der in Wonneberg noch vorhandene Votivtafelbestand (zwei Votivtafeln aus der Zeit um 1880) gibt nur Hinweise auf die Leonhardsverehrung, in keinem Fall auf eine Christophorusverehrung. (Votivtafelbestand 1/1973, Information Hans Roth, München; es handelt sich nach Roth um den Rest eines ursprünglich großen Bestandes, der auch Wachs- und Silbervotive etc. umfaßte. Noch vor dem Ersten Weltkrieg war nach Auskunft des Mesners die Kirche reichlich mit Devotionalien gefüllt.) In der Kirche könnte eine Verehrung des Heiligen bestanden haben, weil nach den Bauakten von 1680/81 bezüglich der Neukonzipierung des barocken Hochaltars, der um 1880 wieder entfernt wurde, u. a. folgendes vermerkt wird: Simon Högner, Bildhauer von Tittmoning, erhielt 200 fl. für „mach- und außhauung des altars. Item zwayer ausgeschnitne seitenpüldter (wohl Nischen) mit Egidi und Christophori büldnussen, zway tachtung engeln (wohl am Gebälk) und 5 khündl (Putten) wie nit weniger all

³²⁾ G. Wiesend, Archäologische Funde und Denkmale in den Landgerichtsbezirken Titmann(!)ing, Laufen und Burghausen, in: Oberbayerisches Archiv 11/1850—51, S. 161 f.

³³⁾ Peter Amadeus Stoß, Alte Gemälde zu St. Leonhard am Wonneberg, Ldg. (= Landgericht) Laufen, in: Oberbayerisches Archiv 13/1852, S. 110 f.

³⁴⁾ Karl Adrian, Der Laufener Schiffer, Eine monographische Studie, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburgerische Landeskunde (Festschrift zur Feier ihres halbhundertjährigen Bestehens), 50/1910, S. 391—478, bes. 421.

³⁵⁾ Hans Roth, Siegfried Schamberger, Gordian Guckh. Leben und Werk eines Laufener Malers um 1500, Freilassing 1969 (Vita Guckhs von H. Roth, S. 1—5).

Vgl. auch Ausstellungskatalog „Spätgotik in Salzburg. Die Malerei 1400 bis 1530“, Museum Carolino Augusteum 1970, S. 193 ff. (mit Lit. ang.).

dazugehörige zürathen.“³⁶⁾ Das Guckhgemälde kam also möglicherweise nach (?) der Etablierung der Leonhardswallfahrt nicht von ungefähr in die Wonnebergkirche, sondern auf Grund einer bestehenden, aber wieder verschwundenen (?) Christophorusverehrung.

B. Österreich

1. Land Salzburg

Winterbrunn bei Oberndorf

Am ehemaligen Lendplatz der Oberndorfer Schiffer,³⁷⁾ beim Noppingerbräu, steht eine klassizistische Christophoruskapelle, die „Schifferkapelle an der Altach“, sie „wurde wohl wegen des Landplatzes an dieser Stelle errichtet“.³⁸⁾ Sie liegt im Hochwassergebiet der Salzach und es wurde nach Aussage von Oberndorfern wenig Wert auf ihre Pflege gelegt. Am Ländplatz fuhr immer jeweils eine Passe (sechs Schiffe) ab, vermutlich ließ man vor der Abfahrt eine Messe lesen (eigene Information 8/1973). Das Altarbild, das den Heiligen darstellt, stammt aus dem 19. Jahrhundert. Eine Wallfahrtstätigkeit läßt sich nicht mehr feststellen. Der als offiziell anzusehende Patron der Schiffer ist der hl. Johannes Nepomuk, der den Kult des hl. Christophorus seit dem 18. Jahrhundert hier in Oberndorf überdeckt hat. In Windorf bei Vilshofen befindet sich in der *J a k o b s k i r c h e* eine Christophorusplastik (1520), aber auch hier ist die Funktion m. E. eindeutig, wenn sich eine bestimmte auf ihn bezogene Verehrung der Schiffer vorerst auch nicht nachweisen läßt. Windorf war (nach Neweklowsky) ein bedeutender Schopperort (Schiffsbau).³⁹⁾

Das großformatige Tafelbild in Wonneberg stammt möglicherweise aus einem Vorgängerbau der jetzigen Winterbrunner Kapelle.

2. Vorarlberg/Tirol

St. Christoph am Arlberg

(Gmd. St. Anton am Arlberg)

Heinrich von Kempten (= Heinrich das Findelkind) gründete im 14. Jahrhundert auf dem Alpenpaß eine Hilfsstation für die Reisenden die den Arlberg überquerten.⁴⁰⁾ Über die Motive, die zur Grün-

³⁶⁾ Mitteilung H. Roth nach Akten des Ordinariatsarchivs München.

³⁷⁾ Vgl. Adrian a. a. O., S. 425.

³⁸⁾ Karl Friedrich Hermann, Erläuterungen zum Historischen Atlas der Österreichischen Alpenländer, II. Abteilung: Die Kirchen- und Grafschaftskarte, 9. Teil, Salzburg 1957, S. 27.

³⁹⁾ Karl Wild, Der Landkreis Vilshofen, Vilshofen 1966, S. 28, Abb. S. 87.

⁴⁰⁾ Benedikt Bilgeri, Der Arlberg und die Anfänge der Stadt Bludenz, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 90/1972, 1—17.

dung führten, informiert die Gründungsurkunde Heinrichs von Kempten von 1386. Heinrich von Kempten arbeitete als Schweinehirt bei „Jacklein vber Rein“⁴¹⁾ (Jakob von Ueberrhein, Mitbesitzer der Burg Arlen zu St. Jakob im Stanzertal) und sah, wie man „da . . . pracht vil lãwt die waren auf dem Arlperg in dem sne verdorben den heten die Vögl die Augen ausgeszen vnd die cheln (Kehlen) ab das erbarmmet mich Hainrich Fündlkind so vbel da het ich xv (15) guldein verdient mit dem Hirtstab da rueft ich vnd sprach ob yemant wolt nemen die xv guldein vnd ein Anfanckh wolt anheben auf dem Arlperg das die Lawt also nit verdürben.“ Er nahm, als sich niemand an seinem Plan beteiligte, „den Almechtigen Got zu hilf und den lieben Herrn der ein grosser Nothelfer ist sand Christofln“, und begann in Eigeninitiative seine Hilfsaktion, „den ersten Winder da half ich sibem menschen des lebens mit dem heyligen Almusen.“ Seitdem halfen „Got vnd erbern Lawt“. Herzog Leopold III. von Österreich gab 1385 als Grundherr des Arlbergpasses und unter genauer Einschätzung der geopolitischen Situation der Gründung (Bewilligungsurkunde vom 27. 12. 1385), die Genehmigung zum Bau einer Unterkunft, „ein Haws ze machen auf egenannten Arlperg an welcher stat bey dem weg es am aller pesten sten mag.“ Der Herzog empfahl den „Hawbtlãwten vnd Amtblãwten das si in (= Heinrich v. K.) dabey schizen vnd schirmen“ sollten. Zur (finanziellen) Unterstützung des Hospizes wurde eine Bruderschaft gegründet. Heinrich von Kempten, sein Knecht Ulrich von St. Gallen und ein Laienbruder Hans von Hall bereisten viele Länder Europas, um Mitglieder zu werben. „Jeder führte ein Bruderschaftsbuch bei sich, in welches die auf den Wanderungen durch ganz Deutschland, Polen, Ungarn und Oberitalien angeworbenen Mitglieder nach Namen, Stand, Herkunft, Jahresbeitrag in Leben und nach dem Tode oder anderen Gaben an Getreide, Wein, Reliquien usw. eingetragen wurden. Von solchen Bruderschaftsbüchern sind uns vier erhalten.“⁴²⁾ An

⁴¹⁾ In der Folge zitiert nach GaBler, Schilderungen aus Urschriften unserer Voreltern, Innsbruck 1789, S. 142 f.

⁴²⁾ Josef Zösmair, Geschichte des Arlbergs von 1218 bis 1418, in: Jahres-Bericht des Vorarlberger Museums-Vereins 28/1889, 23—41.

Vgl. auch Herzberg-Fränkell, Die Bruderschafts- und Wappenbücher von St. Christoph auf dem Arlberg, in: Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung VI. Ergänzungsband, Innsbruck 1901, S. 355—412.

Hinzuweisen ist außerdem auf Ed. Gaston Freiherr v. Pettenegg, Ueber das „Sanct Christophori am Arlperg Bruederschaft Buech“, nebst einer kurzen Geschichte der Heraldik in den deutsch-österreichischen Erblanden als Einleitung hiezu, in: Heraldisch-genealogische Zeitschrift. Organ des heraldischen Vereines „Der Adler“ in Wien 1/1871, S. 37 f., 46 f., 57—59, 75 f.; 2/1872, S. 51—54, 68—71.

Ein Wappenbuch kam 1973 in München zur Auktion und wurde von der Tiroler Landesregierung erworben, vgl. Stammbücher, Illuminierte Hand-

Hand der erhaltenen Arlberger Bruderschaftsbücher und der darin festgehaltenen Wappen wären die Sitze der einzelnen bürgerlichen und adeligen Familien festzustellen und zu prüfen, ob deren Zugehörigkeit zur Arlbergbruderschaft als Verehrungsstimulans in der eigenen Region gewirkt hat, d. h. ob es zur Errichtung von Christophoruskirchen (bzw. Patroziniumswechsel) und zur Ausbildung von Wallfahrten kam. Dieser methodisch wichtige Schritt wurde meines Wissens noch nicht getan.

Die Arlbergbruderschaft war eine der bedeutendsten geistlichen Bruderschaften des gesamten Alpengebietes. In der Mitte des 17. Jahrhunderts erlebte sie einen neuen Aufschwung, im Zug der Verwaltungsmaßnahmen unter Kaiser Joseph II. wurde sie 1783 aufgehoben. Die karitative Tätigkeit des Hospizes wurde damit aber nicht eingeschränkt. „Diese wohlthätige Stiftung hat sich bis zur Eröffnung des Bahnverkehrs (1887) als Zufluchtsort bei Sturm und Regen tausendfach bewährt.“⁴³⁾

Die Kaplanei besaß ein Kultbild des hl. Christoph (s. u.), das vor allem im Rahmen der Transmigration der Hüttkinder vom Alpengebiet in die Agrargebiete nördlich und östlich des Bodensees von Bedeutung war: „Die große St. Christophsfigur der Kapelle aus dem 16. Jahrhundert ist arg zerschnitzelt worden und mußte durch ein Drahtgitter geschützt werden. Denn es war Brauch, daß sich die Hüterbuben bei der Ausreise in die Fremde Splitter der Heiligenstatue als Mittel gegen das Heimweh mitnahmen.“⁴⁴⁾

Nach Gugitz⁴⁵⁾ verwendete man von Heiligenstatuen abgeschnittene Späne auch als Wetterabwehrmittel, vgl. Heiligenblut, Kärnten. Diese Späne galten — nach Gugitz — auch als Mittel gegen Gefahren, wenn er bei der Beschreibung der Wallfahrt St. Christoph am Arlberg ausführt, daß auch bei „Wanderern ... ein solcher Span gegen Gefahren der Reise sehr geschätzt“⁴⁶⁾ war.

Marie Andree-Eysn, die in ihrem Buch „Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet“⁴⁷⁾ eine Fülle detaillierter Angaben über die Christophorusverehrung macht, nimmt auch Bezug auf die Figur von Sankt Christoph am Arlberg. „Durch das häufige Abschneiden solcher Splitter hatte

schriften, Autographen. Auktionskatalog, Hartung u. Karl, München 1973 (Auktion 3), S. 11 f.; die Handschrift wird „um 1400“ datiert. Ein weiteres Bruderschaftsbuch befindet sich in der Bayerischen Staatsbibliothek in München; auf ein Exemplar in der Niederösterreichischen Landesbibliothek (Fol. 226 a) möchte ich ebenfalls hinweisen.

⁴³⁾ Hans Hochenegg, Die Kirchen Tirols. Die Gotteshäuser Nord- und Osttirols in Wort und Bild, Innsbruck 1935, S. 211.

⁴⁴⁾ Hochenegg a. a. O., S. 211.

⁴⁵⁾ Gustav Gugitz, Kärntner Wallfahrten in Volksglauben und Brauchtum. Versuch einer Bestandsaufnahme, Klagenfurt 1951.

⁴⁶⁾ Gustav Gugitz, Österreichs Gnadestätten in Kult und Brauch, 3. Bd. Tirol und Vorarlberg, Wien 1956, S. 148.

⁴⁷⁾ Marie Andree-Eysn, Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet, Braunschweig 1910. S. 33.

die Figur des Heiligen so arg gelitten, besonders Nase, Finger, Beine und Zehen, daß 1907 eine durchgreifende Ausbesserung als notwendig erschien und dem Bildhauer Gröbner die Ausführung übertragen wurde.“

Die Renovierung bzw. Verlegung von ihrem Standort im Freien in die Kirche und ihre Sicherung durch ein Gitter erfolgte zu der Zeit, als die Kinderfußwanderungen bereits kaum noch durchgeführt wurden. Die Kinder traten nach Eröffnung der Arlbergbahn in Bahntransporten, die von Geistlichen begleitet wurden, die Fahrt zu den Arbeitgebern im Allgäu an.

Kapelle und Hospiz wurden 1956 durch Brand zerstört, damit auch die 2,7 m große Christophorusfigur; heute gibt es nur noch eine Kopie.

3. Kärnten

a) Christofberg

Die einzige Christophoruswallfahrt Österreichs, die heute noch bestimmte, meßbare Frequenzzahlen aufzuweisen hat, ist die Wallfahrt Christofberg nördlich von Klagenfurt. Es ist ein im Kern gotischer, später barock und modern überarbeiteter Bau. Er besitzt ein weiträumiges, flachgedecktes Schiff, der Chor ist kreuzgewölbt. Im Westen ist an die Kirche eine Säulenvorhalle gesetzt, die im Wallfahrtsbetrieb eine wesentliche Rolle spielt.⁴⁸⁾

Ein erster ausführlicher Bericht über die Wallfahrt wurde in der Carinthia 1897⁴⁹⁾ vorgelegt, in dem Anton Pliemitscher darauf hinweist, daß nach dem ersten Roggenschnitt „der christliche Hausvater oder eines seiner Familienmitglieder“ eine Wallfahrt zum Christofberg unternehmen würde, als Termine kommen nach Pliemitscher der Jakobitag oder einer „der darauffolgenden Sonntage“ in Frage. Der Wallfahrer „nimmt ein bestimmtes Quantum des neu eingebrachten Roggens mit, um denselben dort zu opfern, wofür er dann geweihten Roggen erhält. Wer keinen Roggen zum Opfern mitgebracht hat, erhält

⁴⁸⁾ Vgl. Karl Ginhart, Die Kunstdenkmäler des politischen Bezirks St. Veit, Gerichtsbezirk St. Veit, Althofen und Eberstein (= Die Kunstdenkmäler Kärntens Bd. VI, 2), Klagenfurt 1931, S. 65.

In einem im Konsistorialarchiv in Salzburg vorhandenen Visitationsprotokoll von 1659/60 wird vermerkt, daß die mit drei Altären ausgestattete Kirche Wallfahrtskirche ist, „ob magnam frequentiam peregrinorum.“ (Frdl. Hinweis Dr. Hans Spatzenegger.) Vgl. auch Walter Fresacher, Gotberg Moro, Jakob Obersteiner, Richard Wanner, Hermann Wiessner, Erläuterungen zum Historischen Atlas der Österreichischen Alpenländer, II. Abteilung: Die Kirchen- und Grafschaftskarte, 8. Teil Kärnten, 2. Ost- und Mittelkärnten nördlich der Drau (= Archiv für Vaterländische Topographie Bd. 52), Klagenfurt 1958, S. 106 f.

⁴⁹⁾ Anton Pliemitscher, Der heil. Christophorus als Brotpatron, in: Carinthia I. Mitteilungen des Geschichtsvereins für Kärnten 87/1897, S. 91 f.

gegen einen kleinen Geldbetrag geweihten Roggen, der dann im Herbst unter den Samenroggen gemischt und ausgesät wird.“ Pliemitscher gibt mit dieser Beschreibung in wesentlichen Zügen die Wallfahrtsdaten an, den Austausch des ungeweihten gegen den geweihten Roggen und den daraus resultierenden Vorsatz, diesen geweihten Roggen bei der Aussaat des Wintergetreides zu verwenden. Georg Graber,⁵⁰⁾ der sich mit dem in unmittelbarer Nähe sich vollziehenden Vierbergelauf⁵¹⁾ beschäftigt hat, der den Christofberg nicht tangiert, faßt 1934 in seiner Untersuchung „Volksleben in Kärnten“ die bisherigen Forschungsergebnisse und Wallfahrtsbeschreibungen zusammen. Er nennt, ähnlich wie M. Morer,⁵²⁾ als Wallfahrtstage den Dreinagelfreitag (Zweiter Freitag nach Ostern) und die beiden folgenden Freitage, den Schönsonntag (Sonntag nach Fronleichnam), Jakobi (25. 7.) und Laurenti (10. 8.), „der Zielpunkt ganzer Scharen von Wallfahrern. Mit bunten, wehenden Fahnen, auf denen das Bild des Riesen St. Christoph prangt, zieht Prozession an Prozession den Berg hinan, um dem hl. Christoph, dem Brotvater Kärntens, die versprochenen Gebete und Opfer darzubringen.“⁵³⁾ Als Wallfahrtstage gelten heute (Nachforschungen 1970; s. a. Gerndt) der 1. Sonntag nach Ostern, der 5. Sonntag nach Pfingsten, Laurentius (mit einem „Umgang“) und der 1. Sonntag nach Allerheiligen. In der Bittwoche werden in Christofberg Messen gelesen. Nach den in Christofberg erhaltenen Informationen kamen am 5. Sonntag nach Ostern die Wallersberger, am Freitag danach die Eisenkappler, die Eiser an Christi Himmelfahrt. Am Freitag nach Fronleichnam kamen die Pöllinger und am Samstag die Greitschacher sowie die Wöllnitzer. Die Hauptwallfahrts-tätigkeit konzentriert sich also auf die Zeit zwischen Ostern und Fronleichnam. Das Fest des Kirchenheiligen wurde/wird — ähnlich wie in St. Christoph in Oberbayern — nicht eigens als Christophsfest, sondern als Jakobitag bezeichnet. Nach M. Morer kamen die Wallfahrer „von den Dörfern des slowenischen Unterlandes am Fuße des Ursulaberges bis Trixen und Windisch-St. Michael.“

Die Kirche enthält keine Votivgaben. Bemerkenswert ist eine langschäftige Christophorusfahne von 1902, die bei den Umgängen ver-

⁵⁰⁾ Georg Graber, Volksleben in Kärnten, Graz 1934, S. 20 f.

⁵¹⁾ Helge Gerndt, Vierbergelauf. Gegenwart und Geschichte eines Kärntner Brauchs (= Aus Forschung und Kunst. Für den Geschichtsverein für Kärnten geleitet und herausgegeben v. Gotbert Moro, Bd. 20), Klagenfurt 1973. Über Christofberg vgl. u. a. S. 60, 64 f. (Getreidespende; Gerndt zitiert einen archivalischen Beleg: „11 virling Roggen nur faustweiß“), 142, 172 f. (archivalischer Beleg von 1772, der über Wallfahrten berichtet, „unzählige menge“).

⁵²⁾ Mathilde Morer, St. Christoph in Kärnten, in: Carinthia I. Mitteilungen des Geschichtsvereins für Kärnten 95/1905, S. 25—27.

⁵³⁾ Morer a. a. O., S. 26.

wendet wird (Vorderseite — in Medaillon — Christophorus, Rückseite Philippus und Jakobus, Ölbilder).

Die eigentliche Wallfahrtstätigkeit und -aktivität konzentriert(e) sich auf die bereits erwähnte Säulenvorhalle, die in einer Art Kiosk gestaltet ist. Man kann bei Bedarf den dort angebrachten Bretterverschlag entfernen und erhält dadurch eine Verkaufsbude. Hier werden in Körben und Holzkästen Getreide aufbewahrt, desgleichen eine Christophorusstatue. Der Austausch von Getreide, „welches die Männer eigens in Rucksäcken mitgebracht haben“, fand in diesem Vorzeichen statt. Vom Getreideaustausch wird heute kaum noch Gebrauch gemacht.

Eine südlich der Kirche liegende Nischenkapelle, erbaut 1782, enthält ein Wandgemälde (großformatige Christophorusdarstellung). Die Aufschrift an der Kapelle lautet:

Vor HVnger Best VnD SCHaVrsGfah
S: ChristoPh DIeses LanD beWahr.

Im Turm der Kirche hängt eine 1959 in Wien (Josef Pfundner) gegossene Glocke mit der Aufschrift:

„ST. CHRISTOPH UNSER LAND BEWAHR! +
VOR HAGEL, BLITZ UND KRIEGSGEFAHR.
ST. CHRISTOPH AM BERG + DIE FAHRER AUF
DER STRASSE, OB SPÄT ODER FRÜH. +
ST. CHRISTOPH, IHR SCHIRMHERR,
GELEITE SIE!“

Graber erwähnt im „Volksleben in Kärnten“, daß „auf den Waldwegen, die vom Christophberg westwärts führen, . . . mehrere Erinnerungstafeln (zu finden sind), auf denen Wallfahrer für die Wiedererlangung des Augenlichts ihren Dank zum Ausdruck gebracht haben.“⁵⁴) Diese „Erinnerungstafeln“ konnten bei der Geländebegehung 1970 nicht mehr festgestellt werden mit Ausnahme eines hölzernen Marterls am Rand des westlich der Kirche beginnenden Waldes. Marzell⁵⁵) erwähnt in seinem Wörterbuch der Pflanzennamen eine Christophsblume (volkstümlich für Heidenelke — *Dianthus deltoides* L.), „vielleicht wurde die Pflanze wegen ihrer augenähnlichen Blüten in der Sympthiemedizin gegen Augenleiden verwendet.“

Der hl. Christophorus gilt auf dem Christofberg auch als Brotheiliger oder als „Brotvater Kärntens“. Die wohl aus dem 18. Jh. stammende, in der Christofberger Kirche aufbewahrte Holzplastik des hl. Christophorus, die an Wallfahrtstagen im Vorzeichen der Kirche

⁵⁴) Graber, Volksleben S. 31.

⁵⁵) Marzell, Wissmann a. a. O., 2. Bd., Leipzig 1951, Sp. 110.

ausgestellt wird (s. o.), trägt in der Tasche des Pilgerrockes zwei Brote. Nach Gugitz „genießt er diese Ehre unverdient, denn Brotheiliger ist der hl. Jakobus d. Ä. Freilich fallen ihre Gedenktage auf den gleichen Tag.“⁵⁶⁾ M. Morer⁵⁷⁾ berichtet in ihrer Darstellung der Wallfahrten von einer Legende, die Georg Graber in seinen „Sagen aus Kärnten“⁵⁸⁾ unverändert abdruckte. Nach Morer kamen „besonders vom Ursulaberge . . . die slowenischen Bauern regelmäßig alljährlich oft zweimal“, und zwar deshalb, weil der Heilige ursprünglich „in altersgrauen Zeiten“ in der Kirche am Ursulaberg stand und durch seine Fürbitte den Bauern „zu reichem Erntesegen und zu großer Wohlhabenheit“ verhalf. Die Ursulaberger Bauern verehrten den Heiligen jedoch nicht in der ihm genehmen Weise. Er beschloß deshalb die Kirche zu verlassen und kam auf seiner Wanderung auf den Christofberg. Er fand einen Bauernhof, bei dem Brot gebacken wurde und verzehrte alle zum Kühlen ausgelegten Laibe. Auf die Frage der Bäuerin, was mit den Broten geschehen sei, antwortete der Heilige, „er habe einige Brosamen vor der Türe gefunden und dieselben verzehrt. Da das Land ihm hier gefiel und die Leute auf dem Berge fromm und wohlthätig waren“, blieb er auf dem Christofberg. Die Bauern des Ursulaberges kamen daraufhin in wirtschaftliche Schwierigkeiten und versprachen eine Wallfahrt auf den Christofberg, „um den tief beleidigten Heiligen wieder zu versöhnen. Und St. Christoph war nicht unerbittlich; das Getreide geriet nach der Wallfahrt wieder einmal nach langer Zeit recht gut. Deshalb beschloß man alljährlich eine Kirchfahrt nach St. Christoph und darum opfert man heutzutage noch daselbst zu Laurentius frisch geernteten Roggen und nimmt sich dafür geweihten in die Heimat mit, um denselben unter das Saatkorn zu mischen.“ Die Legende berichtet weiter, daß der Heilige die Kirche auf dem Christofberg verlassen und weiterziehen wollte, als die Wallfahrten nachließen. „Seine Statue stand eines Morgens am Kirchenfenster, wurde aber zum Glücke noch rechtzeitig bemerkt, auf den Altar zurückgebracht und durch vieles Bitten wieder zum Bleiben bewogen.“

Die Legende enthält verschiedenartige Erzählmotive, die hier mehr oder weniger sinnvoll arrangiert sind, z. B. die Wander- und Rast-sage/Legende (Krisz), möglicherweise Memoriate des Faktums, daß die Figur des Heiligen vom Ursulaberg auf den Christofberg übertragen

⁵⁶⁾ Gugitz, Kärntner Wallfahrten S. 8.

⁵⁷⁾ Morer a. a. O.

⁵⁸⁾ Georg Graber, Sagen aus Kärnten, 4. Aufl. Leipzig 1927, S. 352 f. Über die Rolle des Christophorus in Volkserzählungen vgl. z. B. Josef Szövérfy, Zur Entstehungsgeschichte einiger Volkserzählungen, in: Fabela. Zeitschrift für Erzählforschung 2/1959, S. 212—230, bes. 212—222.

wurde. Graber spricht von „mehrere(n) Sagen, wonach der Brotspeender St. Christoph früher in der Kirche auf dem Ursulaberg gethron haben soll.“ Die Legende enthält ferner Reminiszenzen an die Schwanksage von Christus und Petrus (Brote — Brosamen), ohne dieses Motiv zu Ende zu formulieren. Warum der Heilige als „Brotvater Kärntens“ gilt, ist in der vorliegenden Legendenfassung nicht ausreichend motiviert. Die Motivierung müßte im Mittelteil erfolgen, wo der Heilige auf die Bäuerin trifft. Die von M. Morer edierte Legende führt diese entscheidende Szene aus, in der die Begründung der Kennzeichnung „Brotvater“ erfolgen soll. Dieses Motiv wirkt aufgesetzt, man kann es ausklammern und erhält dann die durchgängig übliche Wander- und Rasterzählung.

Als Brotheiliger gilt vor allem der hl. Jakobus d. Ä., in Kärnten wird dieser Heilige durch den hl. Christophorus kontaminiert, nachdem auch die beiden Heiligenteste am gleichen Termin gefeiert werden. Gugitz bringt einen weiteren Beleg für die Funktion des hl. Christophorus als Brotheiliger: „in Tratten (Gailtal) ragt dem Christoph der Brotlaib aus der Tasche.“⁵⁹⁾

Graber erwähnt in seinem Vierbergeraufsatz⁶⁰⁾ den „volkstümlichen Name(n) des Christophberges, nämlich Landschadenbund.“ Nach seiner Argumentation besagt diese Bezeichnung, „daß er (der Berg) aufgefaßt wird als ein alle schädigenden Gewitter und andere Störungen des Pflanzenwuchses bannender Berg.“ Nach Graber tritt hier eine Häufung der Wallfahrer deshalb auf, „damit er sich als solcher bewähre.“

b) St. Christoph am Hum

Die Filiationkirche St. Christoph am Hum der Pfarre Rosegg am Wörthersee liegt in einer von Ansiedlungen isolierten Berglage, dem sog. Hum; diese bewaldete Höhenstufe kann nur auf Gangsteigen erreicht werden. Die spätgotische, flachgedeckte Kirche wird erstmals 1486 erwähnt. Im Altaraufsatz vom Ende des 17. Jahrhunderts finden sich neben dem Kirchenpatron die Heiligen Florian, Gregor, Barbara und Agnes.⁶¹⁾

⁵⁹⁾ Gugitz, Kärntner Wallfahrten S. 51, Anm. 86.

⁶⁰⁾ Georg Graber, Die Vierberger. Beitrag zur Religions- und Kulturgeschichte Kärntens, in: Carinthia I 102/1912, S. 1—87, bes. 13 f.

⁶¹⁾ Vgl. Anna Spitzmüller, Die Kunstdenkmäler des politischen Bezirks Villach (= Die Kunstdenkmäler Kärntens Bd. III), Klagenfurt 1929, S. 88 f.

Siehe auch Karl Ginhart, Die Kunstdenkmäler des polit. Bezirkes St. Veit, Gerichtsbezirk St. Veit, Althofen und Eberstein (= Die Kunstdenkmäler Kärntens Bd. VI, 2), Klagenfurt 1931.

1500 erhielt die Filialkirche St. Christoph eine päpstliche Ablaßurkunde. „Um Leute zum Besuche der neuen Filiale anzulocken und um derselben auch ein Einkommen zu verschaffen, wendeten sich der Ritter Johann Paradeiser, eine Ortschaft ist jetzt noch nach ihm benannt, und die Kirchenkämmerer direkt nach Rom, um vom Papste einen Ablaß für die Wallfahrer auf der Hum zu erhalten. Es gelang ihnen. Die Ablaßurkunde aus Pergament mit der Jahreszahl 1500 wird noch jetzt im Pfarrarchiv zu Rosegg aufbewahrt. Nach derselben bekommt jeder Kirchenbesucher, der am Tage der hl. Anna, der Elisabeth und am Tage des Kirchweihfestes kommt und dort ein Opfer spendet, einen Ablaß von hundert Tagen.“⁶²⁾

Die Wallfahrtstätigkeit ist stark eingeschränkt, verständlicherweise auch deshalb, weil es nur mit ortskundiger Führung möglich ist, die Kirche zu erreichen, ausgebaute Wege bestehen, wie oben angedeutet, nicht. An Motivgaben ist eine Motivtafel (Ende 19. Jh.) vorhanden, die den hl. Christophorus ohne Votanten darstellt. Das Fresko an der Außenwand der Kirche ist dem Erhaltungszustand des gesamten Baus entsprechend gut und gehört zu den durchschnittlichen Schöpfungen des Kärntner Christophorusbilderkreises.

Gugitz⁶³⁾ spricht auch von einer Annaverehrung, die heute nicht mehr lebendig ist und zu der ich keinen Bezugspunkt (Votationen etc.) finden konnte.

Im Sommer wird jede Woche (Montag) in St. Christoph eine Messe gelesen. Beim Umgang (Fronleichnam) und am St. Annatag berührt die Rosegger Pfarrprozession St. Christoph. Der Altar der Kirche wird dabei im Freien aufgestellt. Fällt der Annatag auf einen Wochentag, findet die Prozession am Sonntag vor oder nach dem Annatag statt. Bei Todesfällen im Umkreis der Christophkirche (Berg, Dolintschach, Raun, Birk, Buchheim, Ledenitzen und Untergoritschach) wird in St. Christoph ausgeläutet sowie am zweiten Tag nach dem Todesfall und bei der Überführung der Leiche nach dem Pfarrort Rosegg.

4. Steiermark

Feistritz bei Knittelfeld

In der bei Knittelfeld liegenden Filialkirche Johann Evangelist in Feistritz findet sich ein großformatiges Motivbild, auf dem sechs in Tracht gekleidete Votanten zum hl. Christophorus beten. Nach Gugitz „muß dieses Motivbild wohl von einer anderen Kultstätte herrühren,

⁶²⁾ Stephan Singer, Kultur- und Kirchengeschichte des oberen Rosentales. Dekanat Rosegg mit Einschluß des Wörther-See-Gebietes, Kappel 1935, S. 129. (Wallfahrt St. Christoph am Hum 128 f.)

⁶³⁾ Gugitz, Kärntner Wallfahrten S. 10.

da Feistritz nichts mit dem hl. Christophorus zu tun hat.“⁶⁴) Gugitz hat bei seiner Ortsbesichtigung aber möglicherweise übersehen, daß die Feistritzer Fialkirche ein Außenfresko des hl. Christophorus besitzt, das möglicherweise aus dem 15. Jahrhundert stammt und im 19. Jahrhundert überarbeitet wurde. Der Erhaltungszustand ist schlecht.

Außer diesem großformatigen Votivbild, das weit über den Rahmen der üblichen gemalten Votivgaben hinausgeht, enthält die Kirche keine weiteren Votive, so daß man von einem Sonderverlöbniß sprechen kann, wenn es sich nicht um ein aus einer nicht mehr feststellbaren Christophoruswallfahrt zugewandertes Bild handelt.

C. Italien/Südtirol

Meransen, Provinz Bozen

Am Untergeschoß der Jakobskirche in Meransen östlich von Brixen findet sich an der Südseite eine der auch in Südtirol ikonographisch üblichen spätgotischen Christophorusfresken (ca. 1500). An der rechten großen Zehe der Freskogestalt ist eine auffallende Höhlung in die Mauer geschabt. Aus ihr nahmen schwangere Frauen Sand und glaubten, „daß sie recht dick werde(n) und gut gebähre(n). Aber auch beim Krapfenbacken soll dies gut helfen. Ein paar Körner unter dem Fingernagel heimgebracht und in den Teig gemischt, läßt die Krapfen gut ‚aufgehen‘.“⁶⁵) Nach neueren Informationen (Dr. Nina Gockerell, München, 9/1971) ist es heute nicht mehr üblich, Sand aus der Höhlung zu schaben.

Die Entnahme von Sand bzw. Erde als Heil- und Genußmittel ist im Bereich der Volksmedizin bekannt und dürfte auf bestimmten Primärkenntnissen beruhen (Salpeter — treibende Wirkung). Ob die Entnahme im Zusammenhang mit einer heute nicht mehr bekannten Wallfahrt erfolgte oder ob es sich um einen lokalen usus handelt, kann wegen fehlender Voruntersuchungen nicht entschieden werden. Eine Wallfahrt nach Meransen bestand jedenfalls und besteht weiter, und zwar zu den drei heiligen Jungfrauen (Deckenfresko und Statuen in der Kirche), die überregionale Bedeutung besitzt und sich seit 1515

⁶⁴) Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Bd. 4 Kärnten und Steiermark, Wien 1956, S. 127.

Pölnitz a. a. O. bildet ein Votivbild vom Anfang des 19. Jhs aus der fränkischen Pfarrkirche Neuengrün ab, auf dem ein ähnliches Figurenarrangement wie bei dem Feistritzer Bild festzustellen ist: Die Nothelfer sind nahezu kreisförmig um den hl. Christophorus angeordnet. (Pölnitz Abb. 28)

⁶⁵) Friedrich Haider, Tiroler Brauch im Jahreslauf, Innsbruck, Wien und München 1968, S. 207.

Dr. Nina Gockerell, München 9/1971, und Dr. Hans Griebmaier, Brixen, 2/1972.

nachweisen läßt.⁶⁶⁾ Die Votivtafeln, die in einigen ausgewählten Exponaten bei Andree-Eysn abgebildet sind, nehmen nur auf die Wallfahrt zu den heiligen Jungfrauen Bezug.

Diese Übersicht versuchte zu zeigen, welche Christophoruswallfahrten heute noch im bayerisch-österreichischen Alpengebiet bestehen. Es handelt sich mit Sicherheit um ein zumindest bis zum 18. Jahrhundert reich durchstrukturiertes Christophorus-Wallfahrtsfeld, von dem heute nur noch Relikte vorhanden sind. Bis auf St. Christoph bei Wasserburg und Wonneberg bei Waging fehlen vor allem archivalische Untersuchungen, die zu einer intensiveren Darstellung notwendig wären und Korrekturen bringen könnten. Erst die Bearbeitung der Archivalien bezüglich St. Christoph bei Wasserburg erbrachte genauere Kenntnisse des Umriffs, der in dieser Form ungewöhnlich ist.

⁶⁶⁾ Marie Andree-Eysn a. a. O. S. 37 ff.

Vgl. auch Leonhard Franz, Die drei heiligen Jungfrauen zu Meransen, in: Der Schlern. Zeitschrift für Heimat- und Volkskunde 27/1953, S. 532—534.

Bildstockforschung und Namenkunde

Von Emil Schneeweis

Herrn emer. Univ.-Prof. Dr. Eberhard
Kranzmayer ergebenst zugeeignet.

Die von der „Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung“ im Verein für Volkskunde ausgearbeitete Erfassungskarte weist unter den ersten Rubriken auch eine solche für die Eintragung des Namens, unter welchem das betreffende Denkmal der Volksfrömmigkeit kartographiert oder im Volke bekannt ist, auf. Völlig zu Recht; denn auch hier ist Name nicht „Schall und Rauch“¹⁾.

Kann doch der Name eines derartigen Monumentes auf dessen Funktion, Geschichte, Stifter, Ikonographie sowie auf allenfalls damit verknüpfte Volksüberlieferungen hinweisen — um nur einige Möglichkeiten zu nennen. Daß sich unter Umständen auch interessante namenkundliche Erwägungen auf Grund der gängigen Bezeichnung einschlägiger Objekte anstellen lassen, möchte die folgende kurze Skizze aufzeigen.

Auf dem Blatt 106, Aspang, der Österreichischen Karte 1 : 50.000 ist südostwärts von Ofenbach, nicht mehr weit von der bekannten Rosalienkapelle, jedoch eindeutig auf niederösterreichischem Gebiet, ein „S i n a b e l - Kreuz“ eingezeichnet.

Die abermalige Entdeckung des bekannten Etymons sinabel (= rund), dessen verschiedene Formen bei J. Andreas Schmeller so ausführlich behandelt sind²⁾, in dem volkscundlich höchst interessanten Bereich der ehemaligen Grafschaft Pitten³⁾ war für einen dankbaren Hörer des im Titel genannten verehrten akademischen Lehrers ein erfreulicher Fund.

So wäre zunächst die Anwendung des eher in der Steiermark gebräuchlichen Ausdrucks „sinabel-“ für „rund“ denkbar in einem Teil Niederösterreichs, der auf Grund seiner historischen Entwicklung be-

¹⁾ Goethe, „Faust“, Erster Teil. In Marthens Garten.

²⁾ Andreas Schmeller, Bayerisches Wörterbuch. München 1877. II. Band.

³⁾ Carl Plank, Siedlungs- und Besitzgeschichte der Grafschaft Pitten, I. Teil. Wien 1946.

merkwürdige und bekannte Ähnlichkeiten mit der Südoststeiermark erkennen läßt; neben Erscheinungen aus dem Bereich der Haus- und Siedlungsforschung erinnere ich hier nur an ein Phänomen aus der religiösen Volkskunde, die sogenannten Nagelkreuze mit dem Kußnagel⁴⁾.

Und besonders als Epitheton zur Kennzeichnung der formalen Eigenschaften eines Bauwerkes wäre „sinabel-“ doppelt interessant; denn abgesehen von dem bekannten steirischen Ortsnamen Sinabelkirchen im Ilztal (BH. Weiz) beziehen sich einige der für uns belangreichsten Beispiele bei Schmeidler auf solche Dinge: neben einer zweiten „Synabelkirche“ aus Kärnten ist es vor allem eine „Sinabel-Seulen“, die dem Bildstockforscher süß ins Ohr klingt.

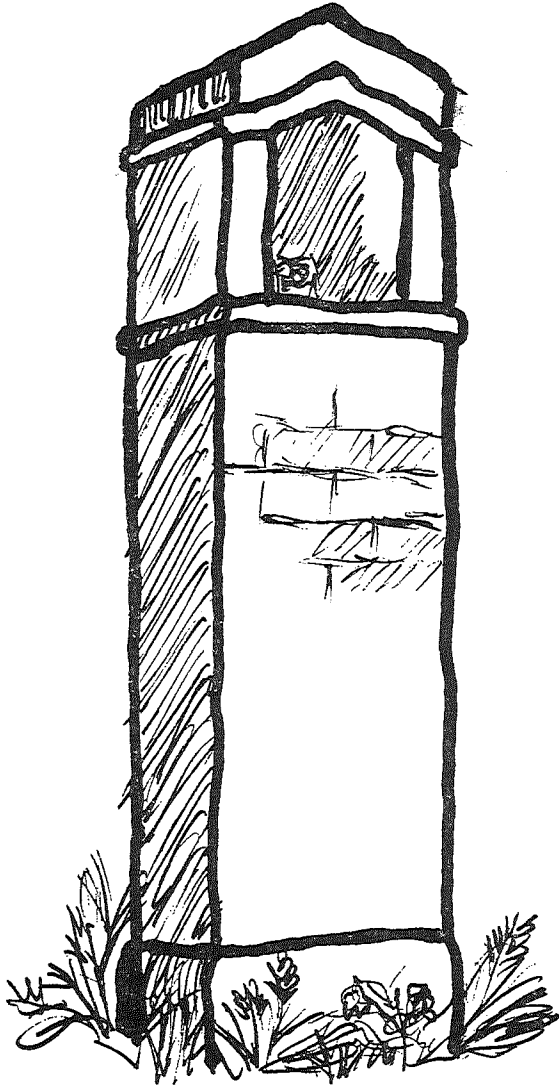
Sed contra (wie bei Thomas von Aquin die Einwände gegen ein Argument eingeleitet werden): mit unserem Sinabel-Kreuz befinden wir uns nicht allzuweit von der prächtigen romanischen Rundkirche von Scheiblingkirchen (BH. Neunkirchen), die in ihrem Toponym den zweiten, natürlich ebenfalls bei Schmeidler behandelten Terminus für „rund“ trägt, wie er etwa auch im bekannten „Scheiblingstein“ bei Wien aufscheint.

Weiters habe ich selber bei namenkundlichen Studien auf Friedhöfen in der Gegend von Seebenstein den Familiennamen „Sinabel“ des öfteren angetroffen, so daß damit eine weitere Möglichkeit für die Namengebung von Bildstöcken und ähnliches gegeben wäre. Die sich aus diesen theoretischen Überlegungen aufdrängenden Probleme konnten nunmehr nur an Ort und Stelle gelöst werden.

Anläßlich eines Ausflugs, der nach dem üblichen Grundsatz der Bildstockforscher durchaus das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden hatte, suchte ich dementsprechend zunächst das in Frage stehende Denkmal an seinem Standort neben einem alten, früher wohl mehr begangenen Fußweg auf. Es erwies sich als Vertreter eines von mir in der Umgebung mehrfach angetroffenen Typs (siehe die Abb.): auf einem kaum vorspringenden vierseitigen Sockel ein ebensolcher, geweißter, gemauerter Pfeiler mit zartem Gesimse, gleichstarkem vierseitigem Aufsatz mit tiefer Nische, worüber ein zweites Gesimse zu einem flachen Satteldach überleitet; keine Bekrönung durch ein Kreuz oder Ähnliches. Mit diesem Lokalaussehen mußte ich demnach die Hoffnung auf eine Sinabel-Seulen“, die also ihren Namen von ihrer runden Form hätte beziehen können, begraben.

Immerhin gelang es mir im weiteren, durch Befragung in der unweit gelegenen Rotte Heuberg die ohnehin in Betracht gezogene

⁴⁾ Leopold Kretzenbacher, Der Nagel am Kreuz. Das Kultzeichen einer steirischen Sakrallandschaft. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, N. S. IX, 1955, S. 25—56.)



Sinabel-Kreuz
Abbildung nach einer photographischen Aufnahme
des Verfassers.

Alternative hinsichtlich der Namengebung, also auf Grund einer Beziehung zu einer Person mit dem Familiennamen Sinabel, befriedigend zu untermauern: dort wurde mir nämlich mitgeteilt, daß ein Mann Namens Sinabel an der beschriebenen Stelle vom Baum erschlagen wurde — mit der schon so oft gehörten Zeitangabe „es ist schon lange her“.

Damit ergäbe sich außer der gleichfalls nicht unwichtigen Beobachtung, daß ein Bildstock in der eben geschilderten Ausführung auch als „echtes Marterl“, das heißt als Erinnerungszeichen für einen tragischen Unfall, zu fungieren vermag, wieder einmal die Forderung, bei der Erfassung und Beschreibung von Flurdenkmalen möglichst viele Hilfsmittel unseres so erfreulich umfassenden Faches anzuwenden; dies wird unserer Arbeit und unserer eigenen Weiterbildung nur dienlich sein.

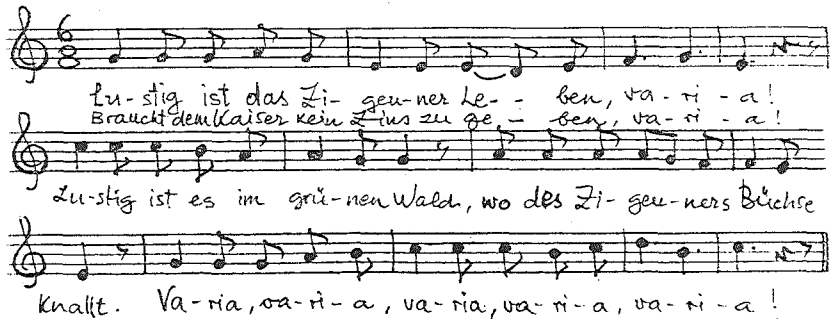
Die Zigeuner in Neustift an der Lafnitz, Burgenland

Von Helga Thiel

Als Grundlage dieses Berichtes über das Leben der Zigeuner im burgenländischen Neustift an der Lafnitz dient die Befragung, die ich im Februar 1973 im Auftrag von Studio Burgenland des ORF gemacht habe. Für ihre genauen Auskünfte sei hier insbesondere Vizebürgermeister Franz Wappel (geb. 1919, Landwirt) und dem Zigeuner Johann Pfeifer (geb. 1915, Rentner) gedankt.

Neustift an der Lafnitz gehört seit der Gemeindegemeinschaftung im Jahre 1971 zur Gemeinde Grafenschachen. Jedoch nur in Neustift lebt neben der durchwegs bäuerlichen Bevölkerung eine größere Anzahl Zigeuner. Aus diesem engen Zusammensein erwachsen Probleme, deren Ursache in der gänzlich verschiedenen Lebensanschauung beider Volksgruppen zu suchen ist. Da sich jene des Zigeuners deutlich von der bäuerlichen abhebt, drängt sich die Frage auf, wie der Zigeuner lebt, bzw. worin er sich von seiner bäuerlichen Umwelt unterscheidet. Beides läßt sich nur vom Standpunkt des Nichtzigeuners beantworten und das mit Hilfe des Vergleiches des Fremdartigen oder Ähnlichen mit unserem Wert- und Sittlichkeitskanon. Das aber bedeutet, daß die Beantwortung der Fragen unvollständig bleibt, solange der Zigeuner selbst nicht gewillt ist, sein „Maß aller Dinge“ uns zu erklären.

Wir alle kennen das populäre Lied vom „lustigen Zigeunerleben“, dessen erste Strophe hier angeführt sei.



Lu-stig ist das Zi-geu-ner Le- - ben, va-ri-a!
Braucht dem Kaiser kein Zi-ns zu ge- - ben, va-ri-a!

Lu-stig ist es im grü-nen Wald, wo des Zi-geu-ners Büchse
knallt. Va-ria, va-ri-a, va-ria, va-ri-a, va-ri-a!

Dieses Lied kommt jenem uns mehr oder weniger bewußten Leitbild vom Zigeunertum nahe, an dem wir alle Äußerungen und Handlungen jener ethnischen Gruppe bemessen. Überprüfen wir also die erste Strophe des ebenerwähnten Liedes auf ihren Wahrheitsgehalt.

Das Grelle und Bunte der Gewandung, die meist hinreißend dargebotene Musik und die zu nichts verpflichtet scheinende Lebensweise der Zigeuner geben ihrem Auftreten und all ihren Unternehmungen den Anstrich des Leichtlebigen, ja mitunter sogar des Leichtfertigen. Eben darauf ließe sich die Aussage „lustig“ beziehen. „Lustig“ dachte man sich auch die Ortsungebundenheit der Zigeuner. Umso erstaunlicher wirkt daher die Tatsache, daß es im Lafnitztal seit langem ansässige Zigeuner gibt. Wie es dazu kam, wurde von Vizebürgermeister Wappel folgendermaßen erklärt: „Früher mußten die ungarischen Gemeinden Soldaten für einen zwölf Jahre währenden Militärdienst erstellen. Um die Bauernsöhne davon zu befreien, kaufte die Gemeinde die Gemeinde Neustift drei Zigeuner als Ersatz. Diese kehrten nach dieser Frist hierher zurück, weil sie ja bereits nach zehn Jahren das Heimatrecht erworben hatten. Das geschah vor etwa 150 Jahren.“ Bis zu Beginn des zweiten Weltkrieges wuchs diese Anzahl von ortsansässigen Zigeunern auf ungefähr 340 Personen an und die Zahl der bäuerlichen Bevölkerung Neustifts belief sich damals auf 460 Leute. Die häufigsten, heute noch anzutreffenden Familiennamen der Zigeuner lauten auf Pfeifer, Sarközy und Horvath. Auch fahrende Zigeuner berührten ab und zu Neustift/Lafnitz. Diese bezeichnete die Ortsbevölkerung als „die Ägyptischen“ (vgl. gypsy). Mit den sesshaft gewordenen, mittellosen Zigeunern pflegten sie keinerlei Kontakt aufzunehmen, was sicherlich ökonomischen Erwägungen entsprang. Die „Ägyptischen“ verdienten sich als Scherenschleifer, Schirm- und „Reitermacher“ (Reiter = Sieb) ihren Lebensunterhalt, indem sie ihre Waren und sonstige Kenntnisse Bauern und Handwerkern anboten. Außerdem befand sich unter den Wanderzigeunern immer eine kleine Theatergruppe, die durch ihre Schaustellungen bei der Ortsbevölkerung ein relativ hohes Ansehen genoß. Nach dem Zweiten Weltkrieg sah man in Neustift keine „Ägyptischen“ mehr. Zu betonen gilt es, daß die bäuerliche Bevölkerung diese aus dem Osten sporadisch nach Neustift kommenden, gut deutsch sprechenden Zigeuner als Kuriositäten einschätzte, die ortsansässigen hingegen als unbeliebte Minderheit.

Weiters heißt es im Liedtext vom „lustigen Zigeunerleben“, „Braucht dem Kaiser kein Zins zu geben . . .“ Das entsprach der Wahrheit. Doch der Zigeuner verfügte eben auch über keinerlei Vermögen und Besitz, wodurch er zu Abgaben verpflichtet gewesen wäre.

In diesem Zusammenhang erhebt sich nun die Frage, wovon die Zigeuner in Neustift an der Lafnitz einst gelebt haben: Bis zum Aus-

bruch des Zweiten Weltkrieges verdienten sich die einheimischen Zigeuner in erster Linie als Musikanten ihr Brot. Außer ihnen gab es im Lafnitztal kaum Spielleute, so daß man sich gewungenermaßen für die Erstellung von Tanzmusiken und dgl. an die Zigeuner wenden mußte. Daß es bezüglich der Bestreitung der Musik zu einer absoluten Vormachtstellung der Zigeuner in Neustift und Umgebung gekommen ist, geht aus folgender Feststellung hervor: „Dås muß ich já sågn, da Zigeina is bessa musikalisch, obwohl er Analphabet wår, der a kane Notn net kennt, åber trotzdem — a Musi hát er spieln können!“

Ihre bis zu sechs Mann starken Bandas traten meist in folgender Besetzung als „Blechpartien“ auf:

Klarinette
Flügelhorn
Steirische Harmonika
Baßflügelhorn
F-Baß
Tschinelle.

„Auf Streich“ spielten sie selten, da sich die Bevölkerung von dieser Art zu musizieren wenig angesprochen fühlte. Sowohl als Umzugs- wie als Tanzmusik war den Neustiftern die Streichmusik „a bissl zu ruhig“.

Zum Haupteinsatz gelangten die Zigeunermusikanten immer in der Faschingszeit: Wenn die Bauernburschen in den verschiedensten Maskierungen ihren Heischegang antraten, wurden sie von den nicht-maskierten Zigeunermusikanten begleitet. Bisweilen schlossen sich den einzelnen Maskengruppen nur zwei bis drei Spielleute an, doch konnte es auch vorkommen, daß bis zu 14 Musikanten als geschlossene Gruppe unterwegs spielten, um die Leute durch die möglichst lautstark gebotene Musik auf den bevorstehenden Bettelbesuch aufmerksam zu machen. Von den durch die Masken erbetenen Gaben erhielten die Zigeuner den ihnen gebührenden Teil an Fleisch und Eiern. Auch zum Blochziehen wurden die Zigeuner als Musikanten eingesetzt.

Bei den zu Fasching oder sonst im Laufe des Jahres veranstalteten Bällen oder kleineren Tanzereien wandten sich der dafür verantwortliche Wirt oder der Verein (auch die Bauernburschen waren in einem Verein zusammengeschlossen) zur Bestreitung der Tanzmusik an die Zigeuner. Vom Eintrittsgeld erhielten die Zigeunerspielleute einen gewissen Prozentsatz, den der Wirt oder der Vorstand des veranstaltenden Vereines dem Leiter der Banda übergaben und dieser erst teilte den erhaltenen Betrag gleichmäßig auf seine Musikanten auf.

Nr. 2

„Steirischer“

The image shows a handwritten musical score for a piece titled "Steirischer". The score is written on seven staves in treble clef with a 3/4 time signature. The melody is written on the top staff of each system, and the accompaniment is written on the bottom staff. The piece includes first and second endings, with the second ending labeled "2. Kadenz". The key signature has one flat (B-flat). The score is written in a clear, legible hand.

Notenbeispiel: „Steirischer“ (vorgespielt von Johann Pfeifer, Harmonika)

Doch nicht nur diesen beiden Gattungen anlaßgebundener Musikausübung, wie eben der Umzugs- und Tanzmusik, trachteten die Zigeuner nachzukommen, sie sorgten auch für termingerechte Anspielmusik: Da in der Gemeinde Neustift der Name „Josef“ häufig war, suchten die Zigeunermusikanten sämtliche Häuser mit inwohnenden „Seppln“ auf, brachten ein Ständchen dar und bekamen dafür jeweils einen halben Sauschädel.

Auch außerhalb brauchwürdiger Gegebenheiten kehrten die Zigeuner als Musikanten bei den Bauern ein, um durch ihr Spiel das Nötigste an Nahrungsmitteln zu bekommen. Den Bauern wurde diese Art der Zigeuner, sich zu versorgen, eine Selbstverständlichkeit. Traten die Zigeuner in der Funktion musizierender Bettler auf, waren ihnen die Neustifter durchaus gewogen.

Interessant ist die Tatsache, daß die Zigeunermusikanten bei jedwedem Musizieren, auch bei der sogenannten „Musik zum Zuhören“, wie etwa dem erwähnten Anspielen oder der Tafelmusik bei Hochzeiten nur Tanzmusik spielten, mitunter, aber sehr selten, auch Liedweisen instrumental darboten. Trotzdem erwies sich das Repertoire alles eher als eintönig, da jene Zigeuner, die die Melodieinstrumente, bzw. Steirische Harmonika spielten, eine unglaublich hohe Anzahl von Polkas, Walzern, Ländlern und Steirischen beherrschten. Cscárdás, jenen Tanz, den man sich vor allem von den Zigeunerspielleuten erwartet, konnten sie nicht, da er in dieser Gegend unbekannt war. Hier sei die Feststellung erlaubt, daß das nahe der steirischen Grenze gelegene Neustift bis heute in allem sozusagen „steirisch“ orientiert ist. Von dem in dieser Ortschaft überlieferten Tanzrepertoire seien nun ein „Steirischer“ und eine Polka als Beispiele angeführt.

(Beispiel s. S. 272, 274)

Der Steirische beschränkt sich bei diesem Beispiel auf die ersten acht Takte mit Kadenz. Das entspricht der ursprünglichen Form dieser Musikgattung. Mit dem angeschlossenen transponierten Teil wird die ehemalige Dreiteiligkeit angedeutet, die aber hier nicht mehr zur Durchführung gelangt. Statt dessen wird als dritter Teil eine 16taktige Ländlerform angehängt, die dem „Schuhplattler“ zuzuordnen ist. Dieses verhältnismäßig lange Stück wird durch transponierte Wiederholungen angereichert und in freier Art die einzelnen Teile aneinandergereiht.

Polka

The musical score consists of ten staves of handwritten notation. The first staff is in treble clef with a key signature of one sharp (F#) and a 2/4 time signature. The second and third staves continue in the same clef and key. The fourth staff is also in treble clef but includes a first ending bracket and a second ending bracket. The fifth staff is in alto clef (C4) and contains the instruction "= I. transponiert nach C." followed by a double bar line. The sixth staff is in treble clef with a key signature of one sharp. The seventh staff is in alto clef. The eighth staff is in treble clef. The ninth staff is in alto clef. The tenth staff is in alto clef and includes a first ending bracket and a second ending bracket.

Notenbeispiel: Polka (vorgespielt von Johann Pfeifer, Harmonika)

Neben dieser tradierten Musik nahmen im Laufe der dreißiger Jahre die Zigeuner Slowfox, Tango und Englishwaltz sowie Schlager in ihr Programm auf, um als Tanzmusikanten weiter bestehen zu können. Heute hingegen tritt der Zigeuner in Neustift und Umgebung nicht mehr in jenem Maße als Musikant in Erscheinung wie vor dem Zweiten Weltkrieg. Eine der entscheidenden Ursachen dafür liegt in den Ansprüchen des Publikums, das nun an volkstümlicher Musik, geboten im Stil der Oberkrainer und moderner Tanzmusik Gefallen findet. Die besten unter den älteren Tanzmusikanten zogen sich vom Aufspielen zurück, da sie das neue Repertoire ablehnten. Dazu erklärte der Zigeuner Johann Pfeifer: „I hãb ka Freid mehr zum Spieln. Dãs Moderne is fad, vor allem der Rhythmus, — immer dasselbe.“

Wohl sind Neustifter Zigeuner heute einheimischen Bands eingliedert, die sich in der Mehrheit aus Nichtzigeunern rekrutieren, aber die ehemalige absolute Dominanz der Zigeuner im Lafnitztal als Musikanten besteht nun nicht mehr. Denn mit Ausnahme der kirchlich gebundenen Musik lag ja tatsächlich das gesamte Anwendungsfeld brauchverankerter Spielmusik in Händen der Zigeuner.

Außer der Entlohnung für ihr Musizieren durch Geld oder Nahrungsmittel gab es für die Zigeuner kaum Verdienstmöglichkeiten. Nur ganz wenige gingen bereits vor dem Zweiten Weltkrieg einer geregelten Arbeit nach. Zwei Neustifter Zigeunerfamilien schmiedeten Ketten und Nägel, doch sonst wurde das Lebensnotwendige in jener harten Vorkriegszeit erbettelt. Die bäuerliche Bevölkerung war daran gewöhnt, daß manchesmal pro Tag bis zu 50 Zigeuner Nahrungsmittel in den einzelnen Gehöften erheischten. Größere Gaben als von den burgenländischen Bauern erhielten die Zigeuner von den steirischen, die mehr an Hab und Gut besaßen als die burgenländischen Landwirte.

Manches, wie Kraut, Kartoffel und sonstige Feldfrüchte, bisweilen auch ein Huhn, wurde von den Zigeunern entwendet. Gerechterweise sei hier jedoch sofort festgestellt, daß dies heute in Neustift nicht mehr vorkommt, da die wirtschaftliche Lage der Zigeuner durchaus gefestigt ist.

Für einzelne Zigeunerfamilien war es eine große Hilfe, wenn sich ein Bauer als Tauf- oder Firmpate eines Zigeunerkindes annahm. Auch hier konnte es sich der steirische Bauer leisten, sich großzügiger als der burgenländische zu zeigen.

Am deutlichsten machen die, heute im Neustift mit einer Ausnahme nicht mehr existierenden Wohnstätten der Zigeuner, die „Schwartlinghütten“, ihre einstige Armut bewußt. Bestehend aus dünnen, mit Lehm gefüllten Wänden und einem mit Rinden abgedeckten Dach beherbergten diese düsteren, kleinen Behausungen meist eine große Familie.

Kehren wir zurück zu unserem Lied vom „lustigen Zigeunerleben“. Der Schluß der ersten Strophe lautet: „Lustig ist es im grünen Wald, wo des Zigeuners Büchse knallt . . .“. Diese Aussage trifft für die Neustifter Zigeuner nicht zu. Sie gingen nicht mit dem Gewehr wildern, war doch der Anschaffungspreis einer Büchse einfach unerschwinglich. Da aber im allgemeinen der Zigeuner aus der Beobachtung der Natur, der Lebensgewohnheiten der Tiere bestens über deren bevorzugte Aufenthaltsorte und Wildwechsel Bescheid wußte, kann man annehmen, daß er mit speziell auf die einzelnen Tierarten abgestimmten Fallen und Schlingen dort Beute machte, um seine oft aus zahlreichen Mitgliedern bestehende Familie mit Fleisch zu versorgen, doch durften dabei die strengen Speisevorschriften der Zigeuner nicht mißachtet werden. Aus den bisherigen Angaben ersieht man, daß der Zigeuner, um leben zu können, zu Handlungen gezwungen war, die dem Nichtzigeuner asozial erscheinen mußten und die er auch entsprechend beurteilte.

Vergleichen wir nun die erwähnten Tatbestände mit dem Inhalt der ersten Strophe des Liedes „Lustig ist das Zigeunerleben“, so enthüllt sich dieser als Verfälschung.

Es erhebt sich nun die Frage, wie der Zigeuner heute in Neustift an der Lafnitz lebt und in welchem Verhältnis die bäuerliche Gesellschaftsschicht des Ortes zu ihm steht. Als Voraussetzung für die geänderten Lebensumstände müssen gewisse Geschehnisse, die sich im Verlauf des Zweiten Weltkrieges ereignet haben, zur Klärung herangezogen werden: Während dieses Zeitabschnittes brachte die nationalsozialistische Ideologie vielen Zigeunern Haft und Tod in den Konzentrationslagern. Die wenigen Überlebenden wurden nach Kriegsende vom Österreichischen Staat entschädigt. Zu Beginn der fünfziger Jahre erhielt jeder im KZ gewesene Zigeuner eine Zuwendung von S 70.000,—. Die monatlich ausbezahlte Rente beläuft sich auf S 4000,—. Bei einem ehemals inhaftierten Zigeunerehepaar bezieht die Frau einen etwas geringeren Betrag pro Monat.

Die Gemeinde Neustift an der Lafnitz bot vor etwa 20 Jahren ihren vom KZ zurückgekehrten Zigeunern die Möglichkeit an, sich um Baugründe zu bewerben, deren maximale Größe mit drei Ar angegeben wurde. Das geschah mit dem Hintergedanken, den Zigeunern eine gewisse Verantwortung aufzulasten. Die Zigeuner machten von diesem Entgegenkommen Gebrauch und ließen sich die Häuser bauen, legten jedoch selbst nicht Hand an, was die Ortsbevölkerung schwerstens mißbilligte. Eine einzige Zigeunerin lehnte es ab, ihre Schwartlinghütte zu verlassen, in der sie bis zum Zeitpunkt meiner Befragung noch hauste.

Die derzeitigen Wohnverhältnisse der Zigeuner sind als durchaus gut zu bezeichnen. In den Häusern selbst wird auf Ordnung geachtet, jedoch mit einer gewissen Lässigkeit. Soweit es die Wohnmöglichkeiten erlauben, leben Jung und Alt getrennt. Im Durchschnitt bewohnen drei bis vier Leute ein Haus. Nur für eine sehr kinderreiche Familie (14 Kinder) jedoch steht bloß eine Küche mit Kabinett zur Verfügung. Die älteren Kinder haben bereits ihr Zuhause verlassen, um in Westösterreich zu arbeiten. Einige von ihnen bringen ihre ledigen Kinder zu den Eltern, die auch diese gerne betreuen. Dadurch aber verringert sich die Zahl der Mitbewohner nicht.

Fast jede Zigeunerfamilie besitzt ein Moped oder Auto, Kühlschrank, Waschmaschine, Radio und Fernsehapparat. Auf letzteren zu verzichten, wäre den Zigeunern nunmehr einfach undenkbar. Da einige der Neustifter Bauern und Kleinhäusler über keinen ähnlichen Wohnkomfort verfügen, erwachsen gerade aus diesen Kreisen neue Spannungen, die das reibungslose Zusammenleben zwischen den Zigeunern und der übrigen Einwohnerschaft des Ortes nicht unbedingt fördern. Man strebt nach wie vor keinen Kontakt mit den Zigeunern an, was diese aber als selbstverständlich empfinden. Folgende Aussage wirft ein bezeichnendes Licht auf die typische Einstellung beider Gruppen zueinander: „Diskriminiert werden die Zigeuner nicht, aber man liebt sie auch nicht. Sie könnten z. B., schon zu einer Tanzveranstaltung kommen, aber sie bleiben auch lieber unter sich. Zwischen unseren Burschen und den Zigeunern gibt es keine Raufereien. Aber untereinander raufen die Zigeuner schon sehr viel.“

Völlig ausgeschlossen bleiben die Zigeuner vom politischen Leben der Gemeinde. Noch immer behandelt man die Zigeuner als Außen-seiter, die nicht in die Dorfgemeinschaft integriert sind, obwohl sich vor allem der junge Zigeuner die Lebensweise der Nichtzigeuner zu eigen macht.

Vergleicht man die soziale Lage der Zigeuner von einst mit der heutigen Situation, so darf man wohl behaupten, daß sich diese eindeutig gebessert hat. Sie sehen sich nicht mehr genötigt, von der „Hand in den Mund zu leben,“ wie man sich auszudrücken pflegte. Die weibliche schulentlassene Zigeunerjugend sucht vor allem im Fremdenverkehrs-betrieb Tirols, Salzburgs und Oberösterreichs ihre Beschäftigung. Nach der Saisonarbeit kehren die meisten Mädchen gerne zu ihrer Sippe zurück. Nicht wenige der als Kellnerinnen oder Küchenhilfen arbeitenden Zigeunerinnen heiraten nach Westösterreich, pflegen aber auch als Verheiratete einen lebhaften Kontakt mit ihrer Familie. Zwischen Zigeunerinnen und Bauernburschen aus Neustift jedoch ist es noch zu keinen Eheschließungen gekommen. Junge Zigeuner hingegen ehelichen angeblich noch immer ausschließlich Zigeune-

rinnen. Nach abgeschlossenem Volksschulbesuch verdingt sich der Großteil der männlichen Zigeunerjugend als Hilfsarbeiter im Baugewerbe.

Trotz dieser allmählichen Anpassung an die heutigen allgemein gültigen Lebensumstände läßt sich die seit Generationen bestehende Kluft zwischen Zigeunern und der Landbevölkerung nicht so rasch überwinden, denn ihr ist das Bild von den ehemaligen Gewohnheiten dieser Minderheit allzu deutlich eingeprägt. Trotzdem wird die Tendenz der Zigeunerjugend, sich zu accommodieren, anerkannt. Folgende Aussage bestätigt den Gefühlswiderstreit der Neustifter Bauern und Kleinhäusler bezüglich der Zigeuner: „Wäs die åltn Zigeina san, — für de haßt's nu imma ‚Hände weg von jeda Arbeit! Für a bessare Schuibüdung häbms a net vü üwa. Åwa in da Stådt gibts an viel ärgeren Pöbl als unsare jungen Zigeina, die wå ana geregeltn Arbeit nåchgehn.“

Nach dieser Schilderung der Unterschiede in der Lebensart der Zigeuner und dem Problem ihrer Anpassung an die uns gemåße, gilt es nun die seit langem bestehende Ähnlichkeit zwischen der bäuerlichen Bevölkerung Neustifts und den Zigeunern hervorzuheben. Überraschend mutet es an, daß sich diese in weltlichen und geistlichen überlieferten brauchtümlichen Handlungen dem entsprechenden Normverhalten der Bauern im Lafnitztal angeglichen haben, während die soziale Anpassung sich erst jetzt vollzieht.

Eine Zigeunerhochzeit verläuft in ihren Grundzügen genauso, wie sie die Bauern und Häusler in Neustift feiern. Der Brautführer muß nicht unbedingt ein Zigeuner sein, ebenso die Kranzljungfrau. Wenn kurz vor der Hochzeit das Brautpaar die Leute dazu einlädt, so lehnt keiner der Ortseinwohner dieses Ersuchen ab. Eine wichtige Rolle spielen bei der Hochzeit auch die Musikanten, die bereits mit dem Bräutigam, mit seinen Verwandten und Freunden zum Brauthaus ziehen. Das hierbei und beim Eintreffen der Hochzeitsgäste vor der Kirche eingesetzte Spielgut sind Märsche. Die Hochzeitstafel wird in irgendeinem Gasthaus aufgebaut. Auch zum Mahl erklingt Musik. Das Repertoire dieser Tafelmusik richtet sich nach der, vom Bräutigam aufgenommenen Gruppe. Im Verlauf der Hochzeit wird viel getanzt und gesungen. Dabei fällt auf, daß ohne weiteres auch eine Zigeunerin ein Lied anstimmt, was für eine Bäuerin undenkbar wäre. Ein weiterer Unterschied tritt zutage, erkundigt man sich nach den Hochzeitsköchinnen: Während die nötigen Torten und Bäckereien üblicherweise von Frauen ärmerer Schichten für eine Hochzeit hergestellt werden, kaufen die Zigeuner die Süßigkeiten in der Konditorei. Vergleicht man eine Zigeunerhochzeit im Detail mit einer bäuerlichen, so weist jene

einen geringeren Reichtum überlieferten Spruch-, Lied-, Musik- und Tanzgutes auf, doch besteht im Gesamthandlungsablauf kein Unterschied.

Im religiösen Brauchtum sind die Verschiedenheiten noch geringer. Seit langem beteiligen sich Zigeunerfrauen und deren Kinder am Kreuzwegbeten am Karfreitag. Auch die Bußreise nach dem steirischen Wallfahrtsort Pöllauberg unternehmen seit mehreren Generationen die Zigeuner gemeinsam mit den Neustifter Gläubigen. Völlig gleich behandelt man die Häuslerkinder und die Kinder der Zigeuner, wenn sie am Neujahrstag die Höfe der begüterten Bauern aufsuchen und mit einem kurzen Spruch oder der Floskel „I wünsch älln a guads neichs Jähr!“ ihren Heischegang einleiten. Von den Bauern erhalten sämtliche dieser kleinen Bettler eine Geldspende meist in der Höhe von fünf Schilling.

Den Totenbrauch betreffend, ließ sich feststellen, daß nach Bekanntwerden des Todes eines Neustifter Bauern oder Zigeuners alles, das heißt, ohne Unterschied der Herkunft, zum zweimaligen abendlichen „Wächtn“ vor dem im Hause aufgebahrten Leichnam eintrifft. Bis vor etwa 12 Jahren wurden dabei unter der Führung zweier Vorsänger von den hier Versammelten Totenlieder gesungen.

Bezüglich des Palmbuschens findet nun eine Brauchübertragung mittels der eingeschulten Zigeunerkinde statt: In den bäuerlichen Familien stellt man alljährlich zum Schutz des Hauses und der Feldfrucht gegen Unwetter Palmbuschen her. Diese, den Zigeunern bisher fremdgebliebene Sitte, bürgert sich bei ihnen allmählich ein, da die Zigeunerkinde, angeregt durch die Schule und den nunmehr engeren Kontakt zu den Bauernkindern, das Binden von Palmbuschen nachahmen und sie zur Unheilabwehr in einem der elterlichen Räume unterbringen.

Auf die Zigeuner allein beschränkt sich jene Sitte, die alljährliche Wallfahrt nach Mariazell mit einer Gedenkfeier im Konzentrationslager Mauthausen zu verbinden. In der ersten Maiwoche bringt ein Autobus die Zigeuner an jenen Wallfahrtsort, der bereits seit langem Ziel einer Pilgerreise der Neustifter Bauern und Zigeuner ist. Nach den üblichen Andachten und der Teilnahme an einem Gottesdienst geht es von Mariazell auf dem kürzesten Weg nach Mauthausen, wo am 7. Mai jedes Jahres der Opfer dieses Lager gedacht wird. Nach einer Messe werden Führungen zu den Hinrichtungsstätten unternommen. Nach diesem, für alle bedrückenden Teil der Feier wird in den errichteten Jahrmarktsbuden Verschiedenes zur Erinnerung eingekauft und schließlich setzen sich die Zigeuner in einer Gaststätte zur Unterhaltung zusammen. Von den älteren wird größter Wert darauf gelegt, daß ihre Kinder und Enkel sie auf dieser Reise nach Mauthausen begleiten.

Überblicken wir abschließend die bisherigen Angaben, lassen sich folgende Tatsachen hervorheben: Entgegen dem Klischeebild entsprechend dem Lied „Lustig ist das Zigeunerleben“ war dieses bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges gezeichnet von Elend. Daß sich dadurch der Zigeuner zu Handlungen hinreißen ließ, die unserem Moralkodex einfach widersprechen, mag in der anders gearteten Mentalität, bzw. dem zigeunereigenen Wert- und Sittenmaßstab zu suchen sein. Das dürfte auch jenen Umstand erklären, daß der Zigeuner bis in die späten vierziger Jahre dieses Jahrhunderts kaum einer geregelten Beschäftigung nachging, hätte er doch gerade dadurch sich von seiner Sippe getrennt und die ihm anerzogene Lebensform aufgegeben. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges vollzieht sich eine allmähliche Angleichung an die Lebensart des Nichtzigeuners, was nicht allein in der geänderten Behausung, dem festen Einkommen, der Schriftkenntnis und der größeren Teilhabe an unserer Kultur, vermittelt durch Rundfunk und Fernsehen, zum Ausdruck gelangt. Auch die Aufgabe der eigenen Sprache ist ein Symptom dafür: Während sich die Alten noch „zigeunerisch“ unterhielten, erhebt die junge Generation der Zigeuner aus Neustift die für das Lafnitztal typische Mundart zu ihrer Umgangssprache. Schon allein dadurch entfalten sich entscheidende Möglichkeiten, die einerseits jenen beschriebenen Anpassungsprozeß begünstigen, andererseits auch ein Entgegenkommen der bäuerlichen Bevölkerung Neustifts fördern. Es herrscht somit, soviel ich sehe, die Tendenz vor, sich vom Zigeuner zum „Burgenländer“ zu wandeln.

Benützte Literatur

Manfri Frederick Wood: In the life of a Romany gypsy. Ed: John A. Brune, London and Boston 1973.

Walter Deutsch: Zur Volksmusik im Burgenland nach den Aufzeichnungen von Anton Reiterits, (Österr. Musikzeitschrift, 26. Jahrgang, 1971, H. 9, S. 489—497).

Helga Thiel: Zur Systematik im burgenländischen Hochzeitsbrauch. Vortrag, gehalten anlässlich des 7. Seminars für Volksmusikforschung in Eisenstadt 1971; im Druck.

Der „Steirische“ und die Polka sind im Phonogrammarchiv der österreichischen Akademie archiviert unter den Nummern Ph.A.B 18.009 („Steirischer“) und Ph.A.B 18.008 (Polka).

☆

Für die Transkription der Musikbeispiele bedanke ich mich bei Professor Walter Deutsch.

Feitel, Feitelvereine und der hl. Veit

Von Johannes Trojer

Zu Werner Gallers Beitrag „Feitelvereine“ in ÖZV Bd. 28, 1974, S. 191—197, wo vorerst deren Auftreten im außeralpinen Bereich Österreichs dargestellt ist, aber zuletzt in der Deutung des Klappmessers als Symbol von Burschenschaften ganz offensichtlich doch Einiges offen bleibt, könnte vielleicht das Folgende von Belang sein:

Der Südtiroler Fink ¹⁾ vermerkt, daß der hl. Vitus im Volksleben eine große Rolle spiele und besonders von Bett nä s s e r n angerufen werde:

„Heiliger Veit,
weck mi auf zur rechten Zeit —
lang und genuie,
daß i nit ins Böttl tue!“

Oder:

„Heiliger St. Veit,
weck mi auf zur röchten Zeit,
daß mei Böttl trucken bleibt!“

Am 2. Juni 1973, um 20 Uhr 15, brachte Ö 2, Studio Tirol, eine Sendung unter dem Motto „O heiliger Sankt Veit!“, bei der auch das folgende Gedicht ²⁾ zum Vortrag kam:

1. Der Juni isch ins Land jetzt zogn,
mit ihm die Sommerzeit,
am fünfzehnten, grad mittendrein,
hat Namenstag Sankt Veit;
den hat als Jüngling umgebracht
der Diokletian,
und seitdem fleht den Vitus man
als stillen Helfer an.
2. Ja, zu die vierzehn Nothelfer
g'hört a der Veit dazua,
wer Fraisen hat und zu ihm bet',
hat augenblicklich Ruah;
gegen Tollwut und gegen Hexerei
weiß er a Mittel schon;
die Tänzer und die Schauspielleut
habn ihn als Schutzpatron!

¹⁾ Hans Fink, Verzaubertes Land. Volkskult und Ahnenbrauch in Südtirol. Innsbruck 1973, S. 321.

²⁾ Veröffentlicht in „Tiroler Bauernzeitung“ Nr. 24 vom 14. 6. 1973, Seite 3.

3. Bei Fallsucht und bei andre Krämpf,
da hilft der heilige Veit,
vom Veitstanz habt's gewiß schon g'hört,
den gab's in alter Zeit.
Gegn's Unheil schlägt am Vitustag
man Hennen ab den Grind,
weil Hennen nach an Aberglauben
die Schuld an allem sind!
4. Auch G'witter, Sturm und Hagelschlag
verjagt uns der Sankt Veit,
und auf die Almen treibt man 's Viech
gerade um dö Zeit;
und regnet's am Sankt-Vitus-Tag,
werd's Jahr recht fruchtbar sein,
zur Sommersonnwend zündt man an
die Vitus-Feuerlein.
5. Die Kinder aber, dös wißts wohl,
dö machen oft ins Bett,
die Eltern und die Dökter habn
damit das größte Gfrett;
wenn ös a trockne Bettstatt wöllts,
dann betets zum Sankt Veit,
der weckt euch dann zum Pingln au,
gerad zur rechten Zeit.
6. Zum Schluß, Sankt Veit, da hätten wir
noch eine große Bitt:
den Rauch und Dreck, den Lärm und 's Gstank
derpack mir länger nit;
a Schutzpatron für Umweltschutz,
der tat uns bitter noat,
beeil dich, daß oan aufdertreibst,
sonst sein mir alle toat!"

Erscheint nun der hl. Vitus als Patron der Bettnässer, zumindest im tirolischen Raume, evident, und setzt man dazu, daß es hier in Villgraten vor allem für Buben beschämend ist, ein „Bettesoacha/Housnsoacha“ zu sein, und daß der „Soacha/Soachbui“ ein Schimpf ist, den sich nur ein Schulbub noch gefallen lassen kann, dann kann man, ohne ein Erotomane zu sein, wohl nicht mehr umhin, den diesem Sachverhalt angemessenen „Sankt Veit“ zu zitieren, wie er beispielsweise in Marquis de Sades Werken verstanden ist, nämlich als der Phallus. Er wird übrigens auch mit August, Hansl/Johannes, Theophil und Zebedäus personifiziert.

Bezeichnenderweise hat der Taufname Vitus/Veit in Villgraten seit Menschengedenken keinen Träger mehr, wenngleich „Pfeide“ am 15. Juni ein heute noch allgemein bekannter Termin und Lostag ist. Andererseits ist der „Veidl“ eine bevorzugte Figur im Volksschauspiel.

Im Gsieser (Südtirol) Nikolausspiel³⁾ heißt einer der drei Bettler, im Hopfgartner (Nordtirol) Hirtenspiel ein Hirte so.

Galler, um eine Deutung bemüht, schreibt: „Auch der Name für das Klappmesser, nämlich Feitel, hilft uns bei unserem Erklärungsversuch nicht weiter.“ Ich meine, daß gerade hierin der Schlüssel steckt. — Hierzulande nennen die Kinder den Penis von Tieren einfach das „Mössä“ (=Messer). Zur Verifizierung des Feitels als männliches Sexualsymbol sind auch die *Schnitzelbankreime*, deren tabuierte Erotik nicht von der Hand zu weisen ist, beizuziehen, wie sie z. B. Schadelbauer⁵⁾ und Sinwel⁶⁾ in Tirol aufgezeichnet haben, wobei die Aufzeichnung des ersteren „Messer und Gabel“, die des letzteren den „Taschenfeitel“ tatsächlich beinhaltet. Der Umstand seiner Gestaltheiligkeit ist m. E. gegeben.

Noch vor wenigen Jahrzehnten gehörte in jeden Bubenhosensack ein „Säckmössä“. Jeder Knabe über zehn Jahren legte Wert darauf. Immer war es ein Klappmesser, bei Jüngeren meist mit einer Kette an einem Hosenkopf vor Verlust gesichert, nie ein Messer mit Scheide. Der Vater oder der Firmpate kaufte das Sackmesser, aber zu keinem besonderen Anlaß, sondern eher als Anerkennung für die Mithilfe bei der Arbeit, namentlich für Hutschaftsdienste.

Der Ausdruck „Feitl/Täschneitel“ für das Sackmesser ist durchaus geläufig. Im allgemeinen wird er aber für das Taschenmesser ironisch verstanden, und im zweideutigen Reden von Männern und Burschen kann man dann tatsächlich die Erektion in der Weise umschrieben hören, daß einem von alleine „s Mössä in Säckle augöt“ (aufgeht).

Man könnte schließlich erwägen, inwiefern neben der verbalen Koinzidenz von Feit und Fut die *Attribute* des Heiligen, Hahn, Vogel, Jüngling, Reichsapfel und Kessel beigetragen haben, den Taschenfeitel, getragen von einem Förderglauben, zum verbindlichen Zeichen für männliche Scherzgemeinschaften zu machen. Die „Schneid(e)“ ist das Um und Auf der Mannbarkeit. Das Gegenteil vom Draufgänger ist ein „Henner“; er ist fruchtbar, weiblich. Bei den Mädchen muß man „Schneide hobm“. Am Faschnachtsdienstag abends tut man in Villgraten „schneideessen“.

³⁾ Norbert Hölzl, Theatergeschichte des östlichen Tirol, 2. Teil: Spieltexte (= Bd. II Heft 2 der Theatergeschichte Österreichs, Kommissionsverlag der österr. Akademie der Wissenschaften), Wien 1967, S. 393 ff.

⁴⁾ Georg Opperer, Hopfgartner Hirtenspiel. (Tiroler Heimatblätter 1931, H. 12, S. 426.)

⁵⁾ Karl Schadelbauer, Schnitzelbankreime aus dem Pustertal. (THBl. 1936, H. 2, S. 70.)

⁶⁾ Rudolf Sinwel, Die Schnitzelbankspiele, in: THBl. 1933, H. 2, S. 66.

Chronik der Volkskunde

Die Außenstelle Stainz des Steirischen Volkskundemuseums am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum („Steirisches Bauernmuseum“).

Die dritte steirische Landesausstellung „Der steirische Bauer“ ist noch allgemein in guter Erinnerung. Sie war eine Gemeinschaftsarbeit zahlreicher steirischer Fachleute, vor allem von Historikern und Volkskundlern. Die kurze Dauer der Ausstellung, bedingt durch die Unterbringung in der Grazer Industriehalle, wurde allgemein bedauert. Der Erfolg ließ den Gedanken auftauchen, eine ähnliche Schau als Dauereinrichtung zu installieren. Wie erinnerlich und aus dem umfangreichen Katalog ersichtlich, war die Mehrzahl der Ausstellungsobjekte Leihgaben aus Museen und Privatbesitz. Eine reine Übertragung war also unmöglich.

Es kam 1968 durch die Initiative des damaligen steirischen Kulturreferenten, Univ.-Prof. Dr. Hanns K o r e n zur Neugründung eines Museums unter dem Titel „Steirisches Bauernmuseum“, der in Erinnerung an die Landesausstellung gewählt wurde. Das Museum war lose an das Landesmuseum Joanneum angeschlossen und wurde schließlich als Außenstelle der volkskundlichen Abteilung, das Steirische Volkskundemuseum, zugeordnet. Als Standort der Sammlung für Wirtschaft, Arbeit und Nahrung — diese Teilgebiete sollen den Schwerpunkt bilden — wurde das Schloß Stainz, einst im Besitz des Erzherzogs Johann, ausersehen. Das Land mietete den Nordtrakt und einen Teil des Osttraktes, zusammen 1700 m², für die musealen Zwecke. Mit der Miete wurde nicht nur die Unterbringung des Museums, sondern auch ein Akt des Denkmalschutzes erreicht, da der Bestand des großen Komplexes ernstlich gefährdet war. Für die Instandsetzung der Innenräume, die mit Ausnahme des zweiten Stockes vollendet ist, für die zur Erhaltung des Schlosses gebundene Miete und das Museumsbudget wurden bisher vom Land Steiermark etwa fünf Millionen Schilling aufgebracht. Der Bund hat sich ebenfalls mit einer Subvention beteiligt. In den Beträgen ist der Erwerb von über 4300 Objekten enthalten, die zum überwiegenden Teil angekauft werden mußten.

Die vorerst zögernde Instandsetzung wurde 1973 im 1. Stock, 1974 im Erdgeschoß vollendet.

Der Personalstand hat sich von der ehrenamtlichen Leitung durch Dr. Anni G a m e r i t h über meine Anstellung 1970, die eines Arbeiters 1973, einer Bürokraft und einer Putzfrau 1974 auf vier ständig Beschäftigte erweitert.

Mit der Einrichtung der Ausstellungsräume wurde im 1. Stockwerk begonnen. Man hatte die Wahl zwischen einer „endgültigen“ Aufstellung eines Teilgebietes des Sammelbereiches und einem Querschnitt durch denselben. Da aber ein Ausschnitt aus einem ohnehin kleinen Sachgebiet zu eng erschien, außerdem die Obersteiermark bisher in der Sammlung nur gering vertreten ist, habe ich mich für den Querschnitt entschlossen, obwohl er den Umfang nur im Telegrammstil andeuten kann. Der Erfolg in der Öffentlichkeit hat dieser Lösung recht gegeben.

Der derzeitige Gang durch die Ausstellung beginnt mit einem Gedenkraum für Erzherzog Johann und seine Tätigkeit zum Wohle der steirischen Bauern. Dafür wurde die Modellsammlung der seinerzeitigen Landwirtschafts-

Gesellschaft, die über die einst bestehende landwirtschaftliche Lehrkanzel der Technischen Hochschule in Graz an das Joanneum gekommen war, vom Volkskundemuseum und der Abteilung für Kulturgeschichte und Kunstgewerbe unserem Museum übergeben. Von den mehr als zweihundert Modellen verschiedenster landwirtschaftlicher Geräte wurde ein Teil für den Erzherzog-Johann-Raum ausgewählt; die restlichen sollen nach einer zum Teil notwendigen Restaurierung und Präparierung gelegentlich in einer Sonderausstellung der Öffentlichkeit gezeigt werden. Ergänzt ist die Schau durch Bild- und Archivadokumente zur Geschichte der Landwirtschafts-Gesellschaft und über den persönlichen Einsatz des Erzherzogs.

In einem schmalen Durchgang beginnt der allerdings nicht vollständige Querschnitt durch das Sammelgebiet: Die Waldnutzung zur Gewinnung von Holz und Streu, mit Beerensammeln und Brandwirtschaft. Dieser Teil wird bereits 1975 ebenso wie die Viehzucht im Erdgeschoß ausführlicher dargestellt werden. Raum 3 dokumentiert den Ackerbau, Gartenbau und die Heugewinnung. Raum 4 ist einerseits dem Dreschen, einschließlich Getreideausschlaggen, und Winden, andererseits dem Messen und Wägen gewidmet. Im großen Raum 5 haben Platz gefunden: Die Ölgewinnung aus Kürbiskernen, ein in der südlichen Steiermark wichtiger Zweig der Nahrungsbeschaffung; das Stampfen, Mahlen und Speichern von Getreide und Samen; die Milchwirtschaft; Kraut und Rüben; Schlachten und Selchen. Der 6. Raum zeigt in seinen Exponaten das Kochen über dem offenen Feuer und auf dem Sparherd, das Brotbacken und die Wasserversorgung. Im Raum 7 wurde in Anlehnung an den vorhandenen Kachelofen im Empirestil eine kleine Sammlung aus den Beständen an Tongefäßen zusammengestellt: Backmodel, Schüsseln, Krüge usw. im letzten Raum der Zimmerflucht ist ein Einblick in das bäuerliche Wohnen gegeben worden. Anlaß für die Einrichtung dieses Raumes war der Erwerb einer bemalten Holzdecke aus einem Bauernhaus in der Gegend von Stainz. Mit einfacher Zimmermannsmalerei gezielte Holzdecken gab es offenbar in dieser Gegend häufig, doch sind fast alle später überstrichen worden. Das war auch bei unserer Decke der Fall, die nach Entfernung von vier Farbschichten in mühsamer Restaurierarbeit heute wieder in aller Schönheit dasteht. Bei der Wiederaufstellung wurde bewußt auf den Einbau der ganzen Stube verzichtet, vielmehr eine möglichst leichte Konstruktion als Träger für die Decke versucht, die über einem gezimmerten, innen verputzten sogenannten „Seitenstübl“ angebracht war. Die Möbel im Stübl stammen aus der Umgebung von Stainz, die außerhalb im Raum stehenden aus der Oststeiermark. In einem schmalen Seitengang entlang der drei letzten Räume wurden einige Bildzeugnisse zum Thema bäuerliche Wirtschaft und Volksfrömmigkeit angebracht.

Wie bereits erwähnt, soll das Museum im Frühling 1975 nach der Winterperre ab Allerheiligen sieben weitere Ausstellungsräume im Erdgeschoß umfassen. Die großen Geräte der Brandwirtschaft, die uns als wertvolles Erbe von der Bauernaussstellung überkommen sind, werden mindestens einen Raum beanspruchen. Weiters soll die übrige Waldnutzung und die Viehzucht in je einem Raum dargestellt werden. Der Eingangsraum mit der Kassa wird sich voraussichtlich diesem Themenkreis einordnen. Drei Erdgeschoßräume mit separiertem Eingang bieten sich für Wechselausstellungen an. Vorausgesetzt, daß noch die finanziellen Mittel für den Ankauf weiterer Vitrienen zu beschaffen sind, soll die erste 1975 stattfinden und unseren großen Bestand an Backmodellen verschiedenster Form und aus verschiedenen Materialien, v. a. aber aus Ton, zeigen und zugleich einen Einblick in das bäuerliche Backen überhaupt vermitteln.

Die folgende Erweiterung der Ausstellungsräume hängt vom Fortschreiten der Bauarbeiten ab, die im zweiten Stockwerk voraussichtlich im Winter 1974/75

in Angriff genommen werden. Dazu gehört auch die Restaurierung einer Stuckdecke mit Mittelfresko in einem Ecksaal, der sich für Vorträge und ähnliches anbietet. Außerdem ist die Fertigstellung der Objekte nach Reinigung und Präparierung durch einen einzigen Mann eine Frage der Zeit. Daneben ist für die kommenden Jahre die Sammeltätigkeit in der Obersteiermark zu intensivieren.

Ein weiteres umfangreiches Projekt der Zukunft ist die Einbeziehung des ehemaligen Klosterspeichers in die Ausstellungs- und Depoträume. Er eignet sich mit seinem gewölbten Keller, seinen fünf Böden und einem geräumigen Anbau in Form eines steirischen Pfeilerstadels in erster Linie für Großgeräte, die im Schloß nicht Platz finden. Nach dem geplanten Endausbau wird das Museum 1700 m² Ausstellungsfläche umfassen — derzeit 350 m² — ungerechnet die Gänge, Kanzleien, Werkstätten und Depots.

Das Museum wurde seit seiner Eröffnung am 12. Juni (bis Ende August) von 2027 Personen besucht.

Maria Kundegaber

Niederösterreichs naive Architektur

Im Baukunst-Seminar 1973/74 an der TH. Wien wurden, einer studentischen Anregung folgend, Studien zur naiven Architektur in Niederösterreich durchgeführt.

Das Studiengebiet, das zunächst aus praktischen Erwägungen auf einen relativ kleinen Raum beschränkt wurde, nämlich auf den Einflußbereich des Schmieda-Flusses, das Grenzgebiet des Weinviertels zum Waldviertel (Hauptorte: Ziersdorf, Maissau), erwies sich als außerordentlich fündig und hat eine größere Zahl dörflicher Siedlungen nahezu unverseht bewahrt. Erst vor wenigen Jahren hat die Umstrukturierung des ländlichen Raumes hier eingesetzt und zunächst erst entlang der Horner Bundesstraße eine beinahe vollständige Deformierung von Haus und Hof und des heimatlichen Ortsbildes bewirkt. In viel kürzerer Zeit dürfte dieser metastatische Prozeß auch die vorerst noch verschonten Gebiete erfassen. Da sich die ersten Anzeichen dafür gerade bemerkbar machen, ist jetzt höchste Zeit zur Bestandsaufnahme und zur Analyse der Ursachen dieser zügellosen Entwicklung, sowie zum Entschluß, diese wieder in harmonische Bahnen zu leiten und eine beziehungsvolle Polarität Stadt-Land zu fördern, soll nicht der ländliche Lebensraum im Chaos der Verunstädterung verloren gehen.

Das Seminar mußte sich im Rahmen der Architekturausbildung auf die Bestandserfassung beschränken, wobei hunderte Objekte vom geschmiedeten Türschloß bis zum ganzen Ortsbild fotografisch dokumentiert wurden.

Besonders untersucht wurden die charakteristischen Ortsbilder (Friedrich Pluharz), die schon in den letzten Jahrzehnten häufig durch Regulierung des Dorfbaches, durch Anlage von Vorgärten oder durch die Errichtung von Grätzln inmitten des Angers gewisse allmähliche Veränderungen erfahren haben.

Auch die funktionsbedingten von Haus und Hof (Werner Zita), die der heute nur noch selten von der Landwirtschaft allein lebenden Bevölkerung nicht mehr angemessen erscheinen, wurden genau studiert. Da sie aus Bruchstein- oder Lehmziegelmauerwerk errichtet und verputzt sind, können sie nicht in Freilichtmuseen zusammengetragen werden, wie dies in Gebieten mit Holzbauweise wiederholt geschehen ist, sondern es müssen andere Methoden zu ihrer Konservierung und Revitalisierung oder aber zu ihrer lebendigen Weiterentwicklung gefunden werden.

Mit einer Dokumentation der Weinkeller, Preßhäuser und Kellergassen (Günther Puchner) wurde sogar der Volkskunde kaum bekanntes Material vorgelegt, dessen Vielfalt für die Angemessenheit spricht, mit der auch die entlegeneren landwirtschaftlichen Produktionsstätten gestaltet wurden.

Ein bei ähnlichen Untersuchungen, die bisher vor allem immer wieder im alpinen Siedlungsraum oder im Burgenland durchgeführt wurden, meist vernachlässigter Aspekt, dem jedoch in Niederösterreich besondere Aufmerksamkeit zu widmen ist, betrifft die Bautätigkeit großer Meister auf dem Lande (Johann Kräftner). Wie diskret die Pfarr- und Stiftshöfe, die Mühlen und Speicher in den Dörfern oder in der Landschaft stehen und doch den Baucharakter dieses Landes entscheidend mitgeprägt haben, ist beachtlich. Während die älteren Meister noch auf alle offiziellen Kunstmittel verzichteten, Hildebrandt reduzierte den architektonischen Ausdruck auf delikate Proportionen und Prandtauer knüpfte häufig an ältere, landläufig gewordene Formen an, konnte die nächste Generation, etwa Munggenast und Wißgrill, das Repertoire durch eine Fülle spielerisch popularisierter Barockelemente bereichern.

Die vielschichtige Auseinandersetzung mit den städtischen Architekturmoden (Gerd Endmayr) hielt dann vor allem entlang der Hauptverkehrsstraßen und der Eisenbahnlinien über das ganze 19. Jahrhundert hinweg an. Dabei wurde neben direkten Übernahmen, die mit oft beträchtlicher Verspätung auftraten und meist qualitativ unbedeutend blieben, immer wieder die eigenschöpferische Umsetzung der Anregungen versucht. Diese originellen Zeugnisse einer lebendigen Volkskunst, deren Vorbilder aus dem Barock, dem Biedermeier, den verschiedenen Phasen des Historismus und des Jugendstils oft kaum mehr identifiziert werden können, entstanden sogar noch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts. Seither scheint jedoch die naive Kraft des ländlichen Bauschaffens dem Fortschrittsdiktat des kommerzialisierten Baugewerbes und der Salon-tirolerei der konsumbewußten Stadtlüchtlinge erlegen zu sein.

Angeregt durch die erkannte Problematik und bestätigt durch die Anerkennung, die diese Studien bei ihrer Präsentation zu Semesterschluß erfahren haben, hat sich das Seminar-Team entschlossen, diese Arbeit weiterzuführen und im Herbst zu veröffentlichen und dankt dem Vorstand des Institutes für Baukunst und Bauaufnahmen an der TH. Wien, Herrn Prof. Dr. Hans Koeppf, für die Ermutigung zu diesem Unternehmen. Bis dahin soll die Tripelprojektion der Farbdias, die nach einer Idee von Gerd Endmayr mit Musik interpretiert und von den Seminarteilnehmern gemeinsam kommentiert wurde, durch Tonbandinterviews der Bevölkerung des Untersuchungsgebiets und durch Moving-Slides ergänzt werden.

Diese Multivision wird im Herbst 1974 in Zusammenwirken mit dem Ziersdorfer Kulturverein der Bevölkerung und in Wien volkskundlichem Fachpublikum vorgestellt werden.

Das Seminar-Team möchte seine Studien auch den Architekturstudenten anderer Hochschulen und den Architekten zeigen, um die Anregung zu weiteren Arbeiten zu geben und zu erreichen, daß ab dem „Jahre des europäischen Architekturjahres 1975“ neben den Bemühungen zur Förderung des Denkmalschutzes und zur Popularisierung der Stadtbildpflege auch der Notwendigkeit der Dorferhaltung und der Erforschung, Pflege und Erweckung der naiven Architektur in Österreich erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Roland L. Schachel

Schwanthaler-Ausstellung in Reichersberg am Inn, (Sommer 1974)

Weiß-rot prangte neben dem schwarz-goldenen Reichsadler das zweigeteilte oberösterreichische Landeswappen am weitgeschwungenen Einfahrtstor in den großen, rechteckigen Stiftshof von Reichersberg und weiß-gelb schimmern die mit Pfeilerarkaden und Säulengängen gegliederten Innenwände dieses imposanten „Vierkanters“, in dessen Mitte sich ein mit dem Erzengel Michael von Thomas Schwanthaler geschmückter Marmorbrunnen erhebt. Hinter der linken

Ecke dieses prächtigen Klosterhofes ragt der spätbarocke Kirchturm (18. Jh.) einer über dem Steilufer des Inn stehenden, weiträumigen, lichtdurchfluteten und mit Fresken des Münchner Hofmalers Chr. Wink geschmückten Stiftskirche empor.

In dem mit einem Stichkappengewölbe, das mit himmelblauem (heilige Farbe?) Stoff und Anstrich! versehen wurde, adaptierten Kreuzgange dieser Kirche und seinen Nebenräumen breitete sich im Wesentlichen die großartige Schau aus und vermittelte als solche einen fast überirdischen Glanz von Licht und Gold, von Bewegung und Pathos, von menschlich demutvollem Glauben wie himmlischer Herrlichkeit und Herrschaft innerhalb von zwei Jahrhunderten.

Ein reich illustriertes Katalog-Buch von 322 Seiten Text mit 16 Farbtafeln und 110 Schwarz-weiß-Abbildungen führt uns — zusammen mit einer sorgfältigen Beschriftung — hinreichend belehrend, durch die an sich etwas verwirrende, enge Fülle von 473 Exponaten der 21 nachgewiesenen Skulpturen dieser biologisch wie künstlerisch überaus fruchtbaren Familie der Schwanthaler aus Ried im Innkreise. Ihre klassizistisch-romantische Münchner Zweiglinie des 19. Jhs. wurde in den Prunkgemächern des 1. Stockwerkes postiert und wir wollen sie hier nicht näher verfolgen.

Nur die barocke, österreichische Linie der Schwanthaler mit ihrer Hauptwerkstätte in Ried i. I. und anderen kleineren Werkstätten in Ober- und Niederösterreich soll Gegenstand dieser Betrachtung sein: Dabei gilt vor allem **Thomas Schwanthaler (1634/1707)**, Bildhauer in „Holz, Stein, Bein und Stahel“, als ein erster barocker Höhepunkt: Eine Sebastiansfigur der um 1661 entstandenen Seitenaltäre für Eitzing, das früheste gesicherte Werk von Thomas Schwanthaler (Kat. Farbt. II) ¹⁾ bringt dies, zusammen mit einem prunkvollen und schweren, mit drallen Putten geschmückten Akanthusrahmen, sowie der bäuerlichen Andreasfigur von Münstener, vor allem aber auch den heiligen Barbara-„Henker“ im Türkengewande von Schalchen (Kat. Farbt. III, IV u. XI) überzeugend zum Ausdruck. Besonders der bereits erwähnte „Türke“, der mit furioser Geste ausholt, die hl. Barbara zu enthaupten, kann als Kanon barocker Stilelemente gelten: mehrfacher Kontrapost, echtes inneres Pathos und übertriebene äußere Geste. Dem frühen, z. T. noch anatomisch ungelenken Stile von Thomas Schwanthaler sind auch der Hl. Bartholomäus von Senftenbach, die Hl. Anna Selbdritt von Mehrnbach, der Hl. Paulus von Mattighofen, ja sogar der Hl. Christophorus von St. Wolfgang, sowie das Christkind von Andrichsfurt um 1670 (Kat. Abb. 30) zuzurechnen. Diesbezügliche Vorbilder und Vorlagen aus dem römischen, bzw. belgischen Barock hat Frau Dr. Oberwalder fast zu jedem Einzelstück nachgewiesen ²⁾.

In **Thomas Schwanthaler** reifster Stilperiode, etwa von 1675/1690, weichen diese jugendlichen Übertreibungen an Gestik, Mimik und Pathos mehr und mehr einem klassischen Formideal, das seine anatomisch-realistischen, aber stark durchgeistigten Gestalten wie etwa die der Hl. Katharina von Arnsdorf, des rauchfaßschwingenden Engels und des Voilblut-Putto im Josefi- und Benediktineraltar von Maria Plain bei Salzburg, ja selbst die Brunnenfigur des Hl. Michael von Reichersberg (1694) auszeichnen. Ob allerdings dieser künstlerische Wandel einer äußeren Beruhigung bei gesteigerter innerer Beseeung bis zu der, alles andere Schaffen Thomas Schwanthalers weit überragenden

¹⁾ Katalog: Die Bildhauer-Familie Schwanthaler 1633/1848; „Vom Barock zum Klassizismus“. Ob. Öst. Landesverlag, Linz/Donau.

²⁾ Katalog: Waltrude Oberwalder „Die Schwanthaler der Barockzeit“.

Schöpfung, der Rieder Ölberg-Gruppe, reichen konnte, bleibt immer noch zweifelhaft.

Als Hauptmeister der 2. Generation der Schwanthaler in Ried wird allgemein Johann Franz Schwanthaler (1683/1762), der jüngste Sohn des Thomas Schwanthaler angesehen, der in seinen wesentlichen Schöpfungen als Rokoko-Künstler der 1. Hälfte des 18. Jhs. betrachtet werden kann. Leider sind zu wenig urkundlich gesicherte Werke von ihm erhalten geblieben, als daß man solches mit Sicherheit behaupten könnte. Es gilt dies aber klar von der Strahlenmadonna in Pram, der Thomasgruppe in Prambachkirchen, 1718 (Kat. Abb. 46) und der Verkündigungsgruppe in Hohenzell (1732 (Kat. Nr. 45 bzw. 49), mit den jeweils grazilen Gestalten und ihren kleinen Köpfen, den spritzigen Gewandfalten und der hellen, gelb-rosa Farbfassung. Noch charakteristischer in dieser Hinsicht, obwohl bereits mit klassizistischen Elementen vermischt, sind auch die den Hauptaltar von Aspach flankierenden Engel mit Füllhorn (Kat. Abb. 51) von Franzens Söhnen Mathias und Ferdinand (Tabernakelengel in Gurten, Kat. Abb. 65).

Johann Peter d. Ä. (1720/95), ebenfalls ein Sohn des Johann Franz und Werkstattleiter der 3. Schwanthaler Künstlergeneration, war vielleicht der qualitativste (ausgenommen des Ölberg-Künstlers) und fruchtbarste, jedenfalls aber der erfolgreichste aller Rieder Schwanthaler (die Linie erlischt dort mit seinem Sohne Peter d. J., † 1838). Ersterer darf schon aus dem Zeitstil heraus als der Klassizist der Familie gelten; dies besonders in seinen späteren Jahren, wenn man z. B. die signierte und datierte Pieta der Stadtpfarrkirche Ried i. I von 1785, das sehr edle Terrakotta-Relief voll verhaltenen Schmerzes im Stift St. Florian (Kat. Abb. 56) oder sein gleiches Thema in einer Kreuzwegkapelle zu Maria Plain miteinander vergleicht. Auch die zahlreichen, unpathetischen und schmerz erfüllten Kruzifixe, Sebastians- und „Christus im Elend“-Figuren des Rieder Volkskundehauses weisen in diese Richtung. Ja sogar in Peter Schwanthalers berühmten, frühen Kleinkunstwerken, wie z. B. in der herrlichen Pramer Kirchenkrippe neigen einzelne Figuren, besonders die knieentblößten Engel bereits zum Klassizismus hin. Teilweise jedoch blieb auch Peter Schwanthaler d. Ä. wieder von Anbeginn bis zum Ende seines Lebens den barock-rokoko Stilelementen treu. So im Hl. Petrus vom Hochaltar in Tumeltsham (Kat. Abb. 53), dem Hl. Josef in Schildern (Kat. Abb. 54), der Madonna mit Kind in Altheim (Kat. Abb. 60), oder auch in der aufgewühlten Kreuzigungsgruppe am Tabernakel des Rieder Hochaltars (Kat. Abb. 59 und 81), wobei gleich wieder die Anbetungselge dieses Vorsatzaltars rein klassizistisch anmuten. Eine ähnliche Stilmischung zeigen übrigens auch Peter Schwanthaler d. Ä. Freidensteinaltärlchen in Köln (Kat. Abb. 55) und eine Beweinungsgruppe im Pramer Privatbesitze (Kat. Abb. 61).

Für meine Begriffe die schönste Abteilung der Reichersberger Ausstellung war der Krippenraum mit 10 Vitrinen voll von geschnitzten Weihnachts- und Passionskrippen in allen Größen, gefaßt und ungefaßt, herrührend von verschiedenen Schwanthaler Künstlern: Eine der kunstvollsten Krippendarstellungen im weiten Umkreis des Innviertels ist ja das Pramer Krippenwerk aus der 2. Hälfte des 18. Jhs. von Peter Schwanthaler d. Ä. und die offensichtlich vom selben Künstler stammende monogrammierte und datierte („JPS 1792“) Stallkrippe des Rieder Heimathauses; 3) sechs bzw. sieben, einzeln auf ein Brett von 100 : 27 cm montierte Darstellungen: „Anbetung der Hirten — Beschneidung — Anbetung der Hl. drei Könige — Bethlehemitischer Kindermord — Flucht nach Ägypten — Hochzeit zu Kana mit 6 Musikanten“ wurden nacheinander von Weihnachten bis Lichtmeß in einem zum Teil vergoldeten Rokoko-Glasschrank in der Pramer Kirche zur Belehrung und Erbauung des Volkes aufgestellt

(Abb. 2). Auch zwei gerahmte Krippenreliefs in Gallspacher und Linzer Privatbesitz gehören ihrer großen Ähnlichkeit wegen hier erwähnt.³⁾

Ein weiterer bedeutender Schwanthaler Künstler war der Krippenschnitzer Georg Schwanthaler (1740/1810), ein Neffe Johann Peter d. Ä. und ein Enkel des bereits genannten Johann Franz. Johann Georg ließ sich später in Gmunden nieder, begründete dort eine Werkstatt und schuf für diese Gegend eine Reihe von Reliefs und freiplastischen Krippen mit Holz- und Tonfiguren (siehe Gmundner Heimatmuseum). Von diesen ist das signierte Krippenrelief des Stiftes Schlierbach wohl das schönste und den Kompositionen seines Onkels Johann Peter am ähnlichsten. Hier gehören weiters genannt das fünfteilige Krippenwerk von Altmünster, die Reste eines sechsteiligen Krippenwerkes in Kematen/Stift Kremsmünster, wie das von St. Florian-Ober-Grünburg.

Damit gesellen sich aber gerade diese Schwanthaler Krippen neben der Marian-Rittinger-Krippe im Pfarrhof Garsten, den Thaddäus Stamml-Krippen in der Obersteiermark, den Veit Königer-Krippen in Graz und dem Johann Schmidt-Krippenaltar im Kloster Dürnstein zu den künstlerisch wertvollsten in ganz Österreich.

✱

Zur Ausstellung in Wien ist ein eigener Katalog erschienen: Thomas Schwanthaler. 1634—1707. 74. Wechselausstellung der Österreichischen Galerie. Oberes Belvedere in Wien, 21. November 1974 bis 16. Februar 1975. 120 Seiten, 4 Farbtafeln, 35 Schwarzweißabbildungen, 1 Karte. Darin die Beiträge:

Franz Fuhrmann, Das Bildhauergeschlecht der Schwanthaler und die Kunstgeschichte.

Eva Groiss und Benno Ulm, Vorstufen.

Benno Ulm, Die Familie Schwanthaler (Mit einer Stammtafel).

Leopold Schmidt, Das Werk Thomas Schwanthalers im Beziehungsgeflecht der Volksfrömmigkeit seiner Zeit und Landschaft.

Waltrude Oberwaller, Die Schwanthaler der Barockzeit / Thomas Schwanthaler als Bildhauer / Katalog der ausgestellten Bildwerke.

Michael Krappf, Thomas Schwanthaler als Zeichner.

Franz Kollreider

Die zweite Internationale Konferenz für Ethnologische Nahrungsforschung in Helsinki

(13.—18. August 1973)

Der jüngste Fachzweig der Volkskunde, Ethnologie und Anthropologie hatte Sommer 1970 dessen Fachkundige erstmals auf internationaler Ebene in Lund, Schweden, vereint. (Bericht in dieser Zeitschrift 1971, H. 3, S. 254 bis 258).¹⁾

Dort war eine nächste Zusammenkunft für 1972 in Polen unter dem Rahmenthema „Sammelwirtschaft und Armenkost“ vorgeschlagen, erst von Polen vorbereitet, dann abgesagt worden.

³⁾ Bauböck-Mader „Das Schwanthaler Krippenwerk von Pram“, S. 18, Abb. 2, 8 und 9. Oberöstr. Landesverlag, Ried i. L.

¹⁾ Vorträge dieses Symposiums erschienen als 1. Bd., 1971 der neuen, an Stelle von „Folkliif“ tretenden Zeitschrift „Ethnologia Scandinavica“ (S-223 62 Lund, Folkliivsarkivet, Finngatan 8).

Die Berichte über den „Stand der ethnologischen Nahrungsforschung“ mit Bibliographie in „Ethnologia Europea“ 1971. (Otto Schwartz, Göttingen. Auch als Sonderband.

Darauffin ergriff Finnland die Initiative. Univ.-Prof. Niilo Valonen und Hilkka Uusivirta (Hotelmuseum), beide Helsinki, luden zur „Second International Ethnological Food Economy Research Conference“ in Hotel und Hotelfachschule ein.

Trotz fehlender Präzision in Vorbereitung und Verständigung²⁾ war Teilnahme, Anteilnahme und Fülle der sachlichen Arbeiten erstaunlich hoch und bewies aufs neue das große Engagement der diesem Fachgebiet Verbundenen, die von Lund her schon eine nette Kameradschaft bilden.

Finnen sagen von sich selbst, daß sie nicht — wie etwa Schweden oder Deutsche — organisieren können. Umso schöner praktizierten sie die Durchführung der Tagung ihr „sisu“, jene frisch zapackende, jede Lage unmittelbar meisternde Tüchtigkeit, die als besonderer Charakterwert gelten: Die Konferenz wurde mit großem Elan, Schwung und Geschick durchgezogen!

Anstelle des vor drei Jahren gemeinsam beschlossenen Rahmenthemas erbat man — erst sehr ungenau, später klarer formuliert — Beiträge unter einem konträren: „Regionale Mahlzeitsysteme im 20. Jahrhundert“. Allerdings zugleich erklärend, daß auch jedes andere, bereits teilerarbeitete Thema gerne angenommen sei — eine unerläßliche Freiheitsgewährung, da so umfangreich überschaubare Themen nur bei vorliegenden Daten, Unterlagen oder Vorarbeiten in so kurzer Zeit fundiert und wissenschaftlich begründet vorgelegt werden können.

Ein finnischer Bericht gibt 33 „Scolars“ aus 14 Staaten an, mit fluktuierenden Gästen, Studenten und Journalisten — Massenmedien nahmen regen Anteil — waren es teilweise über 50 Anwesende. Die 22 Vorlesungen, teils als Kurzauszüge größerer Arbeiten gehalten — jeder folgte unmittelbar Diskussion — verliefen, öfter verschoben, ungefähr so:

1. **Tag:** Eröffnungsreden und -feier. N. A. Bringéus (abwesend). Prof. Niilo Valonen, Finnland: Methoden und Probleme finnischer Nahrungsforschung. Prof. Roger L. Welsch, USA: Amerikan Plains Indian Ethnogastronomy. Dr. Hans Jürgen Teuteberg, Hamburg: Zur sozialgeschichtlichen Bedeutung der Kartoffel und ihrer Eingliederung in die Deutsche Volkskost. Licentiate Matti Räsänen, Finnland: Charakteristika der finnischen Getreidegetränketradition. Dr. Anni Gamerith, Graz: Arten und Wandel der Getreidebreie — am Beispiel des Landes Steiermark mit weiteren Bezügen.³⁾
2. **Tag:** Dr. Eszter Barabás-Kisbán, Ungarn: Tagesmahlzeiten im Wandel am Beispiel Ungarns. Mrs. S. M. Tibbot, Wales: Traditional Foods In Wales At The Beginning Of The 20th Century, With A Particular Emphasis On The Diet Of The Farming Community. Dr. Erzsébet Sergö, Ungarn: Ungarische Hirtenspeisen im Gaststättenwesen. Mr. Alexander Fenton, Schottland: Traditional Elements In The Diet Of The Northern Isles Of Scotland. Dr. Maria Dembinska, Polen: Food Products Consumption And Dishes In The Light Of Polish Historical Sources From The 10th To The 19th Century.
3. **Tag:** Großexkursion in die ehemalige finnische Hauptstadt Turku (schwedisch Abo) mit weitergestreckter Burganlage samt Museum, Dom und altem Stadtviertel als Handwerksmuseum.

²⁾ Ein Teilgrund für das Ausbleiben Angemeldeter, insbesondere aus Südstaaten?

³⁾ Da flächen- und sachgenaue Unterlagen für ganz Österreich noch nicht vorlagen, war Beschränkung auf ein gründlich gekanntes Gebiet geboten. (Erst der 6. Fragebogen des ÖVK enthält grundlegende Fragen zur Nahrung).

4. Tag: Dr. Andreas Ropeid, Norwegen: Die regionalen Speisen in Norwegen. Prof. Aarne A. Koskinen, Finnland: The Polynesian „umu“. Lecturer Margaret L. Arnott, USA: Thanksgiving Dinner, A Study In Cultural Heritage. Prof. Gustav Ränk, Schweden: Ein kleines Vorspiel zum Festmahl. Prof. N. Valonen, Finnland: Die Mahlzeiten in Finnland und Lappland. MA. Pirkko Kovalainen, Finnland: Nahrung als Kennzeichen karelischer Minderheitengruppen. Dr. Konrad Köstlin, Kiel: Die Revitalisierung regionaler Kost. Prof. Günther Wiegelmann, Münster: Idenn zu einer kartographischen Erfassung europäischer Kostunterschiede.
5. Tag: Dr. Jay Allan Anderson, USA: Thanksgiving In The USA — The Meal As Medium And Message. Ma. Grith Lerche, Dänemark: The Finnish Hulbröd — An Example Of The Discontinuation Of Its Rational Function? Dr. Ulrich Tolksdorf, Kiel: Ernährung und soziale Situation. Prof. G. Wiegelmann: Schlußbesprechung.
- Aus wirtschaftlich interessengebundener Forschung der Alkoholindustrie (Staatsmonopol Finnlands!) las Kerttu Suuronen: Finnish Drinking Patterns In Everyday Life, In Festivities And In Merrymaking.

Awesende oder zeitlich nicht zu Wort Gekommene legten vor: Dr. Jay Anderson und Dr. James Deetz, The Ethnogastronomie Of Thanksgiving. Prof. Nils Arvis Bringéus, Schweden: On Prophylactic Measures Connected With The Boiling Of Blood-Sausage. Dr. Ofelia Văduva, Rumänien: People's Food In The Iron Gate Zone. Dr. Zofia Szromba-Rysowa, Polen: Kultureller Wandel und Dominierende Züge in der polnischen Volksnahrung im 20. Jahrhundert. Intendent Hilikka Uusivirta, Finnland: How Methods of Preparing Food Have Spread. Dazu andeutende Auszüge: Prof. Wassil Marinow, Bulgarien: Nahrung und Ernährung der bulgarischen Bevölkerung aus der Umgebung Sofias — „Schopi“. Vacys Milius, Die territorialen Eigentümlichkeiten der litauischen Bauernnahrung.

Einige Filme und Diaserien gaben zusätzliche Einblicke. Besuche des Nationalmuseums, des Freilichtmuseums Seurassari, kleinerer Landmuseen, wie Rajamäki, und industrieller Lebensmittelwerke fügten sich jeweils dem Zeitplan ein. Die Weltfirma „Arabia“ erfreute durch ureinfache maschinelle Fortentwicklung handwerklicher Arbeitsgriffe und Güte.

Modernste wie reichlich finnisch-traditionelle Speisen wurden bei den gemeinsamen Mahlen serviert, Höhepunkt war das Festessen im Antolinhof Seurassaris, in Speisenfolge und Rezepten gleich wie ein 1904 in diesem — am alten Standort — abgehaltenen, von dem genaue Aufzeichnungen vorliegen.

Aus weitgefächerter Variationsbreite der Vorträge einzelne Streiflichter: Zu aus Titeln ersichtlicher Behandlung von Speisesystemen, einzelnen Speisen, Lebensmitteln oder Bräuchen konnte E. Kisbàn aus Ungarn noch von Resten des frühmittelalterlichen Zweimahlzeiten-, genauer aufschlüsselnd vom geschichtlichen Übergang zum Dreimahlzeiten-system des Tages berichten, N. Valonen ersteres für den nomadischen Norden, letzteres für den bäuerlichen Südwesten Finnlands feststellen.⁴⁾

⁴⁾ Aus der Steiermark konnte aus F. Popelka, „Geschichte der Stadt Graz“, ebenfalls das Zweimahlzeiten-system, seine Verschiebung zum Dreimahlzeiten-system innerhalb des 16. Jahrhunderts für die Bürger der Stadt Graz nachgewiesen, und aus Eigenarbeit erhebliche Verschiebungen der Gezeiten, Zahl und Schwergewicht der Mahlzeiten im ländlichen Raum seit der Erzherzog-Johann-Zeit bis heute ausgesagt werden. Dies Gezeitenkapitel wurde zwecks Kürzung und Straffung des Hauptthemas im Manuskript für den Druck gestrichen. Eine gesamtösterreichische, geschichtliche Bearbeitung dieses Themas wäre dringlich.

Dem Erntedankfest, als einzigem Staatsfeiertag der USA — um Gedenken an die „Pilgerväter“, als den idealisierten Erstkolonisatoren, in denen der junge Staat seine ideellen Begründer sieht, jährlich hoch gefeiert — galten 3 der amerikanischen Beiträge. Der 4. zeigte die außerordentliche Rolle auf, die für heutige Prärieindianer ihre traditionellen Nahrungsmittel, Kostformen und Speisebräuche zur Selbstidentifikation, zum Selbstbeweis ihrer Eigenart und ihres Stammesstolzes, — gleichsam als eine Art „Seelennahrung“ — spielen. R. L. W e l s c h hatte, als vollgültiges Stammesglied aufgenommen, 1967 unter diesen gelebt.⁵⁾

Anklang an eine Art „Seelennahrung“ sprach auch aus Beobachtungen von K. K ö s t l i n, ausgehend von der Letztentwicklung in Schleswig-Holstein. Im alles einebnenden, seelenlos gleichmachenden technischen Klima des Heute entsteht aus innerem Unbefriedigtsein, aus einer Art Heimweh und Sehnsucht nach Lebendigem, nach Selbst-, Eigen- und Sondersein eine sekundäre, eine folkloristische, gleichsam eine Volkskultur aus zweiter Hand, deren Sog nun als Letztes auch regionale, traditionelle Kost, Speisen und Kostformen erfaßt. Frage und Appell an unser Gewissen sei hier, schärfer und prägnanter, als vom Vortragenden eingefügt, herausgehoben, stellt doch überall heutiger Trend uns vor dieselben Probleme; Gewerbe, Großindustrien, Großhandel, Fremdenverkehrsbetriebe und Gaststätten stellen sich auf den neuen Sog ein, suchen ihn für ihr Geschäft zu nutzen. Dürfen wir, als Fachkundige, ihnen unser Wissen schrankenlos ausliefern? Könnte es nicht furchtbare Enttäuschung geben, wenn auch dieser, der letzte, der gemeinschafts- und hausintimste Bereich ebenfalls durch Standardisierung, modische Massenherstellung, Massenwerbung und Massenmedien bald abgeschmackt, als allgemeine Massenware abgewertet und gleichgültig wird?

Die zu statisch-schematische, heutiger Dynamik nicht mehr entsprechende Art soziologischer Betrachtung in Nahrungs- (wie Gesamt-) Volkskunde suchte U. T o l k s d o r f aufzuzeigen, zu sprengen, angepaßtere Denkmodelle vorzuschlagen. Wenn auch in heute vielfach übliche — oft mehr verschleiende als klärende — Abstrakta gekleidet, ein sehr gründlicher und dankenswerter Beitrag!⁶⁾

Die Notwendigkeit der Gewinnung einer klaren Systematik der Volksspeisen — gegenüber schillernd unklarem Wortgebrauch — wie eines auch biologisch-kulturellen Aspektes suchte die steirisch-österreichische Arbeit zu betonen, ihr Thema darnach gestaltend.

Benachteiligt und etwas zur Seite geschoben erschien Plan und Vortrag von Prof. Günther W i e g e l m a n n, als einzige Lesung spät abends, am vorletzten Tage, noch dazu nach ermüdendster Monsterfahrt am Vortag angesetzt. Schon vor ihrer Abreise hatten die Teilnehmer vom Volkskundlichen Institut Münster

⁵⁾ Neuerdings hat R. L. W e l s c h, Nebraska-Lincoln, uns Brief und Ablichtung eines Arbeitsberichtes, sowie Vorschläge, unsere fachliche Weiterarbeit auf brennende Zukunftsprobleme auszurichten, zugesandt und um Stellungnahme gebeten. Deren Beantwortung wird in nächster Zeit auszuarbeiten sein.

⁶⁾ U. T o l k s d o r f, an der Neuerstellung des „Preussischen Wörterbuches“ — dessen fast fertige Unterlagen im Kriege verbombt — mitarbeitend, hat eine ausgezeichnete Studie „Pilze als Nahrung“ in Kieler Blätter zur „Volkskunde, Bd. III, 1971, S. 5—26, kürzlich eine erstaunliche „Sammelnahrung in Ost- und Westpreussen“ Jb. f. Ostdeutsche Volkskunde, Bd. 16, 1973, S. 7—77 vorgelegt.

eine Ablichtung der Arbeit Schmitthenner⁷⁾ zugesandt erhalten, mit Bitte um Vorstudium und Überlegung. Diese mutige, erste Pionierarbeit einer europäischen Kostkartierung für die zwanziger Jahre verlange kritische, präzisere, heutigen Anforderungen entsprechende Fortführung bis in unsere Zeit. Neben Ermüdung vielleicht auch mit durch ein Gefühl der Abwehr gegen Gebundenheit in fordernde Großplanung bei geringen Kräften blieb ein zu erwartendes Echo aus. Und es ist dem Senior der Tagung, Prof. Milovan G a v a z z i, Agram, zu danken, der am nächsten Tage einen Arbeitskreis zusammenrief, daß als praktisch zunächst zu verwirklichendes Nahziel einige Teilfragenkomplexe ausgewählt, zur Ausarbeitung innerhalb der nächsten 2 Jahre vorgeschlagen, bei der Schlußsitzung besprochen und angenommen wurden.

Diese letzte Sitzung wie die zweite stand — wie in Lund — wieder unter dem Vorsitz G. W i e g e l m a n n s, wie die erste unter jenem von M. L. A r n o t t, USA, der Präsidentin des Weltverbandes der Anthropologen zur Nahrungsforschung.

Die nächste Konferenz ist für 1976 vorgeplant, als Tagungsland Polen, Wales oder Dänemark vorgeschlagen, oder — falls ihr Jubiläumsjahr die Voraussetzung, stark verbilligte Flugmöglichkeiten, bieten sollte — die USA. Als für jeden verbindliches Rahmenthema wurde „Präferenz und Tabuisierung von Speisen und Getränken“, also die unterschiedliche Bewertung der Speise- und Trankgüter beschlossen.⁸⁾

Finnland will, wie vor drei Jahren Schweden, alle Fachvorträge als Ergebnis der Tagung publizieren.

Bisher sandte es uns dankenswerter Weise einen mit Hilfe der Seurassari-Stiftung übersetzten deutschen Auszug von N. V a l o n e n, „Was sind die charakteristischen Speisen aus der Provinz Satukunta?“ (Kochbuch von Satakunta), erschienen als 290. Lieferung der finnischen Literaturgesellschaft 1969 (finnisch), zu.⁹⁾

Finnland, das Krieg und schwerste Kriegseinbußen erlitt, vermochte nicht, wie Schweden, Teilnehmer frei als Gäste zu laden. Doch war man bemüht, Kosten möglichst zu senken. So waren die mittäglichen Mahlzeiten („Lunch“) durch Einladungen der besichtigten Firmen gedeckt. Dadurch war die Zahl der Industriebesichtigungen etwas höher, als intensiver fachlicher Arbeit und Ruhe zuträglich war. Doch wurde es so ermöglicht.

Finnland und insbesondere unseren tätigen Fachkollegen ist jedenfalls für Initiative, für Mut und Mühe mit dieser schönen, fachlich so wertvollen Zusammenkunft bestens und herzlich zu danken!

Anni G a m e r i t h

⁷⁾ Erika und Heinrich Schmitthenner, „Speise und Trank in Europa“, (mit 21 Kartenskizzen). Bearbeitet um 1920, gedruckt posthum in: Wissenschaftliche Veröffentlichungen des deutschen Institutes für Länderkunde, NF 17/18, Leipzig 1960, S. 109—165. (Eignet sich bestens als erste Einführung in Unterschiede und Problemkreise der Speisenverbreitung für Studenten!)

⁸⁾ Sollte auch dieses Thema — wie schon gemunkelt wurde — wieder umgestoßen werden, wäre eine zeitgerechte Verständigung aller wünschenswert.

⁹⁾ Außerdem erhielten wir von Finnland: a) Heft 1/2, 1973 der Zeitschrift Ethnologia Fennica mit Kurzbericht zur Tagung von Anna-Maria Reinilä. b) Nr. 76 von Reports From The Social Research Institut Of Alcohol Studies, 1973: K. S u u r o n e n, Traditional Festive Drinkings in Finland.

Bericht über die Verbandstagung der europäischen Freilichtmuseen

Die 6. Tagung des Verbandes der europäischen Freilichtmuseen fand heuer im Österreichischen Freilichtmuseum in Stübing statt. Der Präsident des Verbandes, Prof. Dr. A. J. Bernet Kempers, Niederlande, eröffnete die Tagung und begrüßte die über 40 Teilnehmer aus 14 europäischen Ländern, darunter Herrn Prof. Gösta Berg, den langjährigen Direktor des Nordiska Museet in Stockholm und dessen Gattin Gunnel Berg-Hazelius, die Enkelin des Gründers von Skansen Artur Hazelius.

Zum Thema der Tagung hielt der Direktor des Freilichtmuseums Lyngby in Kopenhagen, Dr. Michelsen, einen vielbeachteten Vortrag über die edukativen Möglichkeiten der Freilichtmuseen. Dr. Pöttler sprach in einem Einführungsvortrag über die Hauslandschaften Österreichs und stellte anschließend den Tagungsteilnehmern die von ihm in Stübing wiedererrichteten Bauten des Österreichischen Freilichtmuseums im Gelände vor. Der zweite Tag der Veranstaltung war Kurzberichten von über 28 Teilnehmern gewidmet. Dabei wurden die vielfältigen Aktivitäten im Bereich der europäischen Freilichtmuseen sichtbar. Mit besonderem Interesse sind Neugründungen aus England zur Kenntnis genommen worden. Bilder vom Aufbau des Zuiderseemuseums zeigten, daß hier kleinere Häuser übertragen wurden, ohne vorher zerlegt worden zu sein. Dr. Conrad berichtete über den Fortgang der Bemühungen um das Salzburger Freilichtmuseum, und Dr. Lipp stellte in diesem Rahmen sein Projekt eines regionalen oberösterreichischen Freilichtmuseums vor.

Eine Exkursion führte die Tagungsteilnehmer nach Kärnten, wo das Kärntner Freilichtmuseum in Maria Saal besichtigt wurde, und die Gäste am Abend Kärntner Volkslied und Volkstanz in bester Qualität erlebten. Ein willkommener Anlaß, den 65. Geburtstag unseres Freundes Koschier freundschaftlich zu feiern. Am nächsten Tag führte die Reise weiter nach Oberösterreich, wo die Anzenauer Mühle und das Mondseer Freilichtmuseum besichtigt wurden.

Wertvoller Erfahrungsaustausch, menschliche Begegnung mit bedeutenden Fachkollegen und das Bewußtsein, einem großen, vielen europäischen Ländern gemeinsamen Anliegen verpflichtet zu sein, waren das erfreuliche Ergebnis dieser Tagung.

Viktor H. Pöttler

Bericht über das 6. Internationale Hafnerei-Symposium

(Handwerkliche Keramik aus Mitteleuropa) in A-9912 St. Justina (Osttirol)
vom 1. bis 9. September 1973

Referate

1. Hermann Steininger, Wien. Bibliographie zur österreichischen Keramik (Plan und Vorarbeiten — weitgehende Erfassung — auch kleine Beiträge — Vorschlag: chronologische Ordnung — Kurztitel — Kommentar).
2. Georges Klein, Straßburg. Baukeramik aus dem Elsaß (Backsteine für Mauerwerk, Bodenbelag, Wand, Dach, Zwischendecke — Ende 15. Jh. Glasuren, vermutlich aus Schlettstadt — keine Normung — Feierabendziegel mit Zählfunktion — Zeichen auf Ziegeln als Schmuck und Symbole).
3. Horst Klusch, Hermannstadt. Sibiu, ein Töpferzentrum vom 14. bis zum 19. Jh. (Zunftordnungen 1376, 1539, 1589, 1615, 1776, 1880 in Hermannstadt/Nagyszében/Sibiu — 1376 Sammelzunft und geringe Bedeutung der Töpfer — 1589 Bestimmungen gegen Schwarzarbeit (gegen Störer, Hudler, Riepler) — Publikation der Ordnungen wichtig zwecks Vergleich).
4. Karl Göbels, Frechen. (Vorführung von Brennproben — Segerkegel aus Frechener Ton — Brennhilfen — sekundär als Fußbodenbelag — Patrizie und Matrizie).

5. Ingolf Bauer, München. Formentheorie an Hand altbayerischen Geschirrs (Katalog des BNM — Meßwerte — graphische Auswertung — Suche nach aussagekräftigen Parametern und signifikanten Unterschieden — Teller und Schüssel mit unterschiedlichen Bildungsgesetzen — Hilfsmittel zur Datierung und Lokalisierung — mangelhafte statistische Grundlagen).
6. Karl Göbels, Frechen. Frechener Töpferei an Hand von Archivalien und Bodenfunden (reiches Archivmaterial, aber vorwiegend aus auswärtigen Archiven — große Produktion — 150.000 Wurf Kannen à 10 bis 15 Stück 1664 — Handel über Dordrecht nach England — keramische Sammlung der Stadt Frechen — Schwierigkeiten der Bergung bei Bodenfunden — Baupläne für Brennöfen aus dem Archiv).
7. Corneliu Bucur, Hermannstadt. Töpferöfen heute in Rumänien (unterschiedliche Typen — 1 oder 2 Kammern — oberirdisch, halb in der Erde, unterirdisch — Lage zum oder im Haus — geographisch-ethnische Dominanten).
8. Paul Stieber, München. Die Jahresrechnung von 1485 des Hafners Popp aus Burghausen (archivalische Gefäßbezeichnungen — Preise — Hinweise auf Verwendung — ungeklärte Ausdrücke).
9. Ingolf Bauer, München. Verlassenschaftinventare aus Traunstein 16. Jh. — Gefäßbezeichnungen — Gruppierung nach Standort im Haus und Material — Vorherrschen von Holz und Metall).
10. Diskussion über Halbsteinzeug und Holzgeschirr an Hand von Originalen (Halbsteinzeug als fragwürdige Bezeichnung — Holz als bedeutender konkurrierender Werkstoff zu Ton).
11. István Erszébet, Budapest. Hafnergeschirr aus Morägy (Transdanubien — Einwanderung im 18. Jh. aus der Pfalz und Hessen — Besitzverhältnisse — Brennöfen in den Hang gegraben — Typen, Dekor, Farbe — Verwandtschaft mit hessischer Keramik).
12. Corneliu Bucur, Hermannstadt. Lichtbildervortrag: Das Freilichtmuseum der bäuerlichen Technik im Jungen Wald (Abteilung des Bruckenthalmuseums — Beispiel: Bau und Funktion von Mühlen — Ergänzung der Freilichtmuseen zum Thema Hausbau).
13. Hermann Steininger, Wien. Datierte Keramik des 16. Jh. in Österreich (Möglichkeiten der Datierung — datiert/datierbar — große Zahl datierbarer Funde in Niederösterreich — statistische Auswertung — Gefäße zum Teil unvollständig — größte Gruppe reduzierend gebrannt).
14. Ester Plicková, Bratislava. Volkstümliche Keramik aus der Slowakei, Studien zu einer zusammenfassenden Darstellung an Hand von Bildern (Probleme der Gliederung — formal, regional, technologisch, dekorativ, nach Schulen — Kombination Form/Dekor).
15. Karl Göbels, Frechen. Lichtbildervortrag: Irdenware aus Frechen (Betonung der neben dem Steinzeug meist übersehenen Produktion von Irdenware in Frechen).
16. Georges Klein, Straßburg. Lichtbildervortrag: Überblick über die volkstümliche keramische Produktion im Elsaß vom 15. Jg. bis zur Neuzeit (Verwandtschaft zu fränkischer und hessischer Keramik).
17. Paul Stieber, München. Lichtbildervortrag: Werkgruppen von Hafnergeschirr aus Unterfranken, Mittelfranken und Oberhessen (optischer Vergleich mit elsässischer und transdanubischer Keramik).
18. Lambert Grassmann, Vilsbiburg. Nachrichten über Hafner des Bina-tals in den Mirakelbüchern von Angerbach (2300 Einträge 1729—1801 — Erwähnung von Hafnern und Hafnerorten — Anlässlich von Unfällen

Hinweise auf Arbeitsweise, Einrichtungen in der Werkstatt, Handelsrichtung (Kufstein!) — Transportart (Floß).

19. Karl Göbels, Frechen. Archivalische Erforschung der Töpferei in Frechen (Aufbau und Zweck von Archiven — primär als Rechtsquelle Rückwirkung auf Art des Archivmaterials und seine Aussagefähigkeit).
20. Claus Stephani, Bukarest. Bezeichnungen von Tongefäßen in einigen rumänisch-deutschen Mundarten (über 15 Gefäßtypen — Tonbandaufnahmen — Vielfalt der Bezeichnungen — Sächsisch — Landlerisch — Batschka-Schwäbisch — Száthmár-Schwäbisch — Maramuresch-Zipserisch — Bukowina-Zipserisch).
21. Horst Klusch, Hermannstadt. Wanderungen Tiroler Wiedertäufer nach Ost- und Südeuropa (Vortrag im Rotary-Club Lienz).

Exkursion Lesach-Tal, Gail-Tal (Maria Luggau), Kötschach, Aguntum, Maria Lavant, Lienz.

Ergebnisse: Die Teilnahme neuer Mitglieder (István Erszébet, Georges Klein, Karl Göbels, Corneliu Bucur, Lambert Grasmann) erbrachte neues Material (Keramik aus dem Elsaß, aus Transdanubien und aus Frechen), Informationen zur Herstellung (Brennöfen in Rumänien und in Frechen, Steinzeug in Frechen) und Anregungen zu einer vergleichenden Forschung (Elsaß, Hessen, Franken, Transdanubien).

Publikationen: Paul Stieber, Formung und Form, Schriften des DHA, Heft 1 München 1971, vergriffen. Erweiterte Fassung erschienen in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1970/71. — Ders., Die Kröninger Hafnerordnung von 1428, Schriften des DHA, Heft 8, München 1972, Unkostenbeitrag DM 6,— plus Porto. — Ders., Über Sammeln, Erforschen und museale Darbietung von Hafnergeschirr, in: Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg, Bd. 10 (1973), Unkostenbeitrag DM 6,— plus Porto.

Ingolf Bauer

In memoriam Josef Matl (1897—1974)

Gefällt von einer rätselhaften Blutkrankheit starb am 12. Juni 1974 in der Steiermark der em. o. Prof. für Slawistik und Südost-Forschung an der Universität Graz Josef Matl. Mit ihm sank einer jener bedeutenden Slawisten und kulturhistorisch eingestellten Balkanologen ins Grab, der sich rühmen durfte, der letzte Schüler jenes hervorragenden Bahnbrechers für eine Weltgeltung der altösterreichischen Slawistik, Vatroslav Jagic (geb. Warasdin 1838, gest. Wien 1923) zu sein. J. Matl kam mithin aus jener „Wiener Schule“, für die Sprache, Literatur und Volkskunde im Bereich der vielen slawischen Völker noch eine untrennbar erscheinende Einheit in der Forschung und für die Lehre gewesen war, ferne jener heute als unumgänglich erachteten Spezialisierung, die nur noch wenige Vertreter des Faches befähigt, eine Mehrzahl von Sprachen und Literaturen slawischer Ethnica zu überschauen. Matl, einem untersteirischen Kleinbauerngeschlechte im Abstallerbecken, rechts der Mur hart an der Sprachgrenze zum Slowenischen und heute bereits seit 1919 auf jugoslawischem Staatsgebiete, entstammend, hat sein Leben lang für die Erforschung von Kultur und Geistesleben zumal der Südslawen und für ihre Geltung im Sinne eines toleranten Nebeneinander mit dem so oft vernebelten und doch unverrückbar geglaubten Ziel eines Füreinander gekämpft. An einem humanistischen Gymnasium in Graz erzogen, schwerverwundet aus dem Ersten Weltkrieg heimgekehrt, hatte er noch im Lazarett unter unsäglichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten mit eisernem Fleiß zu studieren begonnen, hatte bereits 1921 in Wien promoviert und

sich dann mühsam durchgeschlagen als Mittelschulprofessor (1921—1948), als Privatdozent an der Universität Graz (ab 1928) in einer Zeit, in der man es ihm nicht leicht gemacht hatte und er es sich selber nicht leicht machte. Doch erst nach der wiederum von Bitternissen beschwerten Heimkehr aus dem Zweiten Weltkriege lichtete sich ein Weg zum Durchbruch auch in der lang verwehrt wissenschaftlichen Geltung, eben in der ihm so sehr eigenen Richtung auf die Erkenntnis der Zusammenhänge von Sprache und Kulturphänomenen in ihrer zeitlichen Schichtung wie in der sozialen Geschichtetheit ihrer Träger. Seit 1937 hat er als tit. ao. Prof. und seit 1948 als tit. o. Prof., seit 1954 erst als Ordinarius in Graz Vorlesungen und Übungen gehalten, Exkursionen geführt und in unzählbar vielen Diskussionen Schüler und Freunde aus tiefer Einsicht und erlebtem Wissen geführt zur Südost-Slawistik, zur Balkanologie und zur allgemeinen Kulturgeschichte des zumeist nur von willkürlich gezogenen politischen Grenzen und nie kulturell geschiedenen breiten Oszillationsfeldes zwischen Überlieferung und Lebensformen Mittel- und Ost-, bzw. Südosteuropas. In Matl waren eben — und dies darf ich als sein Schüler, von ihm mit geistigen Anregungen wie mit väterlicher Freundschaft reich beschenkt, so dankbar sagen — die nicht selbstverständlichen Persönlichkeitswerte „Forscher“ und „Lehrer“ zu einer erstaunlich ausstrahlungskräftigen Lebenseinheit verbunden. Das spricht sich auch in der weitgespannten Thematik seiner Studien aus, unter denen von Anfang an so viele „volkskundlich“ weiterführende zu nennen sind. Mögen wenigstens einige Titel davon aus der (leider nicht zuletzt durch die Not der Zeit allzu weit verstreut publizierten) Fülle von Themen Zeugnis geben, aus denen Matl spät erst in umfangreichen Werken („Europa und die Slawen“, Wiesbaden 1964; „Südslawische Studien“ = Südosteuropäische Arbeiten, Bd. 63, München 1965; „Die Kultur der Südslawen“ = Handbuch der Kulturgeschichte, Lfg. 101—105, Frankfurt/M. 1966) Auswahlmengen bieten konnte: „Steirisch-Südslawische Beziehungen im frühen steirischen Buchwesen“ (Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung“ IV, 1947, H. 3/4); „Zur Frage der semasiologisch-kulturhistorischen Erforschung der Lehn- und Fremdwörter im Slovenischen“ (Slavistična revija III, 1950, 313 ff.); „Inferno e pene infernali nelle raffigurazioni popolari bulgare“ (Ricerche Slavistiche III, 1954, 114 ff.); „Zwei satirische Volksdichter der untersteirischen Windischen Büheln: Leopold Volkmer und Andrej Gutman“ (FS Julius Franz Schütz, Graz-Köln 1954, 142 ff.); „Hölle und Höllenstrafen in den volksreligiösen Vorstellungen der Bulgaren und Serben“ (Vorträge auf der Berliner Slawistentagung 1956, 162 ff.); „Hirtentum und Stammesverfassung als Kulturfaktor“ (SW: „Völker und Kulturen Südosteuropas“, München 1958, 104 ff.); „Deutsche Lehn- und Fremdwörter in den südosteuropäischen Sprachen als volks- und kulturgeschichtliche Quelle“ (Südostdeutsches Archiv I, München 1958, 105 ff.); „Verbreitungswege und Präformation internationaler Erzählstoffe bei den Slawen“ (Internationaler Kongreß der Volkserzählungsforscher in Kiel und Kopenhagen 1959, Berlin 1961, 188 ff.); „Österreichische Herrscher und Heerführer in der Volksmeinung und im Volkslied der Südslawen“ (Österreichische Osthefte II/4, Wien 1960, 258 ff.); „Deutschland (Österreich) und die Deutschen (Österreicher) im Geschichtsbild der Kroaten und Serben“ (Südostdeutsches Archiv III, München 1960, 35 ff.); „Zur Ethik der Familien- und Sippengemeinschaft im religiösen Volkslied der Kroaten, Serben und Bulgaren. (Zbornik za narodni život i običaje Južnih Slavena, 40. Jgg., Zagreb 1962, 355 ff.); „Leistung und Bedeutung Erherzog Johanns für den national-kulturellen Fortschritt der Slowenen und Kroaten“ (Südost-Forschungen XXII, München 1963, 365 ff.); „Zu den methodischen Problemen der gegenwärtigen Erforschung der Volksepik der Süd- und Ostslawen“ (Bulgarska Akademija na Naukite, Etnografski institut i muzej, Bd. VI, Sofia 1963, 333 ff.); „Einige Bemerkungen zur semasiologischen Pejora-

tion und Melioration in den slavischen Sprachen" (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Bd. 14, Innsbruck 1968, 93 ff.). — Wie lange ließe sich diese Reihe allein mit J. Matl's vorwiegend „volkskundlichen" Studien, die so viel Kenntnis und Anregungen zu schenken vermochten und weiterhin vermögen, nicht fortsetzen! Doch hier soll von berufener Seite vielleicht im Anhang zu jenem Werke über die Perioden geistesgeschichtlicher Sprach-, Kultur- und Nations- wie Staatsbewußtseinsentwicklung der slavischen Völker eine Bibliographie erstellt werden, an dem der Nimmermüde so sehr mit sich selber und der Fülle der Probleme ringend gearbeitet hatte, bis ihm der Tod sein uns so sehr unverständliches, allzufrüh gellendes „Genug!" zurief. So bleibt seinen Schülern und seinen im Geistigen Mitstrebenden, so oft von ihm zu tieferer Einsicht Geführten, nur dankbares Erinnern und das Wissen, daß in redlicher Gesinnung Gesätes aufgehen und Früchte tragen wird, an denen auch die Volkskunde und mit ihr Slawistik und Balkanologie schon Anteil hat und weiteren noch erhoffen darf. Leopold K r e t z e n b a c h e r, München.

Fritz Krüger †

Am 17. August 1974 ist Dr. Dr. h. c. Dr. h. c. em. o. Professor der Hansischen Universität Hamburg Fritz Krüger in Mendoza in Argentinien im 85. Lebensjahr gestorben. Fritz Krüger, mit dessen Namen die Erneuerung der romanistischen Sachvolkskunde verbunden bleibt, stand dem Verein und Museum für Volkskunde in Wien seit Jahrzehnten nahe, war seit langem auch Korrespondierendes Mitglied des Vereines und hat aus seiner neuen Heimat in Argentinien auch bei schwierigen Postverhältnissen immer noch die Verbindung aufrecht erhalten.

Die ersten Arbeiten des 1889 in Spremberg in der Niederlausitz geborenen Romanisten galten noch sprachgeographischen Problemen in Südfrankreich. Aber der Ausgriff nach Spanien schloß sich noch vor dem Ersten Weltkrieg an. nach der durch diesen bedingten Pause kamen in den zwanziger Jahren die Arbeiten über Sanabrien, und mit seiner „Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbargebiete" (Hamburg 1925) wußte die Fachwelt, daß die alte wichtige Fachrichtung „Wörter und Sachen" eine neue Richtung eingeschlagen hatte: Erneute Feldforschung mit Beachtung des Altbestandes an Haus und Gerät, bei gleichzeitiger minutiöser Beachtung der sprachlichen Bindungen. Eine Reihe von kleineren Arbeiten erwies bald, was Krüger betrieb und wie er sein Arbeitsgebiet in Frankreich, Spanien und Portugal immer weiter absteckte: Er brachte einen ersten Überblick über „Die nordwestiberische Volkskultur" (Wörter und Sachen Bd. 10, 1927), einen Überblick über das fast unbekanntes Museum der Volkskultur der Provence, das den Namen des größten Dichters jener Landschaft trägt: „Volkskundliches aus der Provence. Das Museum Frederi Mistral" (Festschrift für Voretzsch, 1927), eine spezielle Erntearbeitsstudie aus den Pyrenäen: „Worfein und Verwandtes in den Pyrenäen" (Miscelanea Filologica dedicada a. D. Antonio M. Alcover, 1932). Aber inzwischen hatte er bereits die Arbeiten zu seinem ersten Hauptwerk begonnen, das einen Markstein der romanistischen Volkskunde, und nicht nur dieser bedeuten sollte: Er hatte sein mehrbändiges Werk „Die Hochpyrenäen" angefangen, das durch die Ungunst der Zeit in Abständen und in verschiedenen Formaten erschien, aber schließlich doch zu Beginn des Zweiten Weltkrieges noch vollendet werden konnte. Bd. B „Hirtenkultur" erschien 1935, Bd. C „Ländliche Arbeit. I. Transport und Transportgeräte" 1936, Teil II „Getreide, Heuernte, Bienenwohnungen, Wein- und Ölbereitung" erst 1939. Teil D „Hausindustrie, Tracht, Gewerbe" konnte 1936 erscheinen, Bd. A „Landschaften, Haus und Hof" dagegen wieder erst 1939.

Nach dem Zweiten Weltkrieg ging Krüger in die zweite Hälfte der iberischen Welt, nach Südamerika. In Mendoza, an der Universidad de Cuyo, betrieb er seine Studien weiter, veröffentlichte von dort aus wieder sehr viel, doch freilich nunmehr meist in französischer oder in spanischer Sprache. 1950 erschien sein wohl schon lange vorbereitetes Buch „Geographie des Traditions Populaires en France“ (Mendoza 1950). Zeitschriftenaufsätze dieser Jahre zeigten, wie sehr er bemüht war, seine gesammelten Materialien aufzuarbeiten. So legte er seine „Alten Erntegeräte in der Romania“ vor (Extrets d'Estudis Romanics, II, Barcelona 1949—50), die angesichts der damals stark betriebenen Studien über altes Erntegerät besonders willkommen waren. In der gleichen Zeit berichtete er ausführlich über „Tradition und Kulturwandlungen in Westfrankreich“ (Zeitschrift für romanische Philologie, Bd. LXVII, 1951), und wenn Krüger sich mit einem solchen Thema beschäftigte, dann handelte es sich nicht um kulturphilosophische Betrachtungen, sondern um klare sachkundliche Feststellungen. Dann kam die Zeit, in der Krüger seine Möbelstudien in spanischer Sprache zu veröffentlichen begann. Etwa die Arbeit über die Drechslerei „La torneria, supervivencia asturiana de un antiguo oficio europeo“ (Estudios dedicados a Menendez Pidal, Bd. III, Madrid 1952), und seine „Preludios de un estudio sobre el mueble popular en los países romanicos“ (Homenaje R. Oroz, Santiago de Chile, 1955). Eine Spezialabhandlung basierend auf reichem Aufnahmемaterial, veröffentlichte er dann über Herd und volkstümliche Möbel auf der Insel Terceira (Observaciones sobre un legado etnografico del Dr. Luis da Silva Ribeiro. El hogar y el mobiliario Popular de Ilha Terceira. Mendoza 1957). Dann erreichten uns einige Vorspiele zu seinem Möbelwerk, so besonders die Studien zu der Typologie der Salzgefäße: „Aportes a la tipología del salero“ (Homenaje a Damas Alonso, Bd. II, Madrid 1961) und „Divagaciones sobre formas primitivas de saleros y de objetos afines“ (Munibe 1—2, San Sebastian 1962). Mit 75 Jahren hat Krüger dann das Hauptwerk auf dem Gebiet der sachromanistischen Möbelforschung erscheinen lassen können: „El mobiliario popular en los países romanicos“ (Coimbra 1963), ein Werk von fast tausend Seiten: VI und 933 Seiten, 76 Fotos und 78 Tafeln mit Zeichnungen.

Diese kurzen Hinweise können keine Bibliographie Krügers geben, eine solche wird sicherlich von kundigerer sachromanistischer Hand erstellt werden. Aber man muß doch eindringlich auf das achtungsgebietende Werk eines Mannes hinweisen, der an die sechzig Jahre hindurch mit eisernem Fleiß und einer gewaltigen Zielbewußtheit sein Gebiet bearbeitet hat, anregend von den ersten Aufsätzen an, anregend durch die Mitarbeit in der unschätzbaren Hamburger Zeitschrift „Volkstum und Kultur der Romanen“, anregend für seine Hamburger wie für seine argentinischen Schüler all die Jahrzehnte hindurch. Die Volkskunde wird das Andenken Fritz Krügers stets in Ehren halten.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Franz Carl Lipp, *Bemalte Gläser. Volkstümliche Bildwelt auf altem Glas. Geschichte und Technik.* 188 Seiten, davon S. 53—156 Abbildungsteil mit 249 Schwarzweißbildern; Strichzeichnungen im Text; XVIII Farbtafeln (aufgeklebt). München 1974, Verlag Georg D. W. Callwey. DM 78,—

Spätestens seit der von Lipp im Oberösterreichischen Landesmuseum in Linz veranstalteten Ausstellung „Oberösterreichisches Glas. Volkstümliches Hohlglas aus erloschenen Hütten“ von 1971 war es klar, daß Lipp eine große Darstellung des bemalten Hohlglases vorlegen werde. Und hier liegt nun der mächtige Band vor uns, und man darf mit Freuden feststellen, daß es sich um ein vorzügliches und sehr schön gemachtes Buch handelt.

Die Einbeziehung des bemalten Hohlglases in die volkskundliche Sammeltätigkeit ist nicht so geläufig geworden wie die Keramiksammlung. Das zum Teil doch sehr zerbrechliche alte Glas hat sich in weit weniger Zeugnissen sammeln lassen als Hafnerkeramik und Majolika. Zudem grenzt das eventuell als „Volksglas“ zu bezeichnende, der Volkskunde direkt zuzuweisende Glas doch sehr nahe an das Kunstgewerbe. Der Bahnbrecher seiner Erforschung, Alfred Walcher-Moltlein, hat sich denn auch auf der Grenzlinie dieser Gebiete mit beiden beschäftigt. Seine Arbeit von 1914 „Oberösterreichisches Hohlglas mit Emailfarbenbemalung“ von 1914 (Werke der Volkskunst, Bd. II, S. 51 ff.) ist bis heute wegweisend geworden. Ein Teil von Walchers Sammlung ist in das Österreichische Museum für Volkskunde eingegangen, dessen Bestände dementsprechend mit den von Lipp bearbeiteten größte Ähnlichkeit haben.

Lipp hat hinsichtlich der Geschichte des in irgendeiner Form volkstümlichen Glases etwas weiter ausgegriffen. Er hat kurz die Geschichte des Hohlglases und seiner Bemalung behandelt, den Übergang vom Orient zu uns über Venedig dargetan und die Perioden der frühneuzeitlichen Glasgestaltung und Glasbemalung anschaulich dargestellt. Den Kern seines Buches bildet freilich das Zentralthema „Volkstümliche Bildwelt“, im wesentlichen also die Motivarstellung, womit er sich weitgehend mit dem schönen Werk von Albert Walzer „Liebeskutsche, Reitersmann, Nikolaus und Kinderbringer“ (Konstanz und Stuttgart 1963) berührt, in dem auch der „Volkstümlicher Bilderschatz auf Gebäckmodeln“ dargetan wurde. In beiden Fällen, beim Glas wie bei den Lebzeltmodellen, zeigt es sich, daß die Gestaltung der Stücke, ihre Bebilderung und ihre Beschriftung von Quellen abhängig ist, die man im wesentlichen als „Bild- und Wortüberlieferung“ zusammenfassen kann. Es geht um die gleiche Überlieferungswelt, die zu Fabel und Schwank, zu Sprichwort, Redensart und Rätsel Beziehungen hat. Gewiß steht ein Teil des bemalten Glases in leichter greifbaren Bildüberlieferungen. Das sind beispielsweise die funktionell gebundenen Gläser, die zur Taufe, zur Hochzeit, zur Firmung und zu anderen Ereignissen vor allem im Lebenskreis geschenkt wurden. Sie treten noch in der Biedermeierzeit überraschend stark hervor. Aber schon die Gläser mit Motiven „Rund um die Liebe“, wie Lipp schreibt (S. 33 ff.) sind meist mehrmotivig, die Gläser um „Jagd und Jäger, Wildtier und Haustier“ (Lipp S. 37 ff.) können beträchtliche Beziehungen zur „Verkehrten Welt“ aufweisen. Und sie alle zeigen nicht nur Bilder, sondern lassen gerne auch Sprüche von sich ablesen, die ihrerseits

eben in den Zusammenhängen der Spruchdichtung, vor allem der Redensart, des Vierzeilers und verwandter Kurzdichtungen stehen. Man darf darauf hinweisen, daß diese Spruch-Gläser selbstverständlich wie so viele andere Objekte dieser Art von Volkskunst, von den Hornlöffeln und den Schnupftabaksdosen bis zu den Tellern, Krügen und Ofenplatten, das Spruchgut auch weitergetragen und mitunter wohl auch landschaftlich verfestigt haben. Darüber wäre mit Heranziehung der immerhin vorhandenen Sammlungen alter Spruchpoesie noch einiges zu sagen.

Der reiche, aber doch verhältnismäßig knapp gestaltete Text ist durch Anmerkungen aufgeschlossen, die Bilder erscheinen durch reiche „Bilderläuterungen“ erklärt, mit Maß- und Standortangaben und Mitteilungen über eventuelle bisherige Veröffentlichungen. Ein Literaturverzeichnis, ein nützliches „Glas-Wörterbuch“ und ein Register schlüsseln das Werk genau auf. Ein schönes und nützliches Buch, wie selten eines.

Leopold Schmidt

Otfried Kastner, Ranzen, Gürtel, Federkiel. Alte volkstümliche Lederkunst. 84 Seiten Text, 8 Farb- und 96 Schwarzweißtafeln, Queroktav. Linz, 1974, Oberösterreichischer Landesverlag, S 248,—.

Die ausgezierten Ledergürtel des 18. und frühen 19. Jahrhunderts haben schon in der Frühzeit volkskundlicher Sammlung die Aufmerksamkeit landschaftlicher Kenner auf sich gezogen. Schon die Inventarnummer 29 unseres Museums ist ein derartiger „Bauchranzen“, noch von Wilhelm Hein 1894 in Oberkrimml erworben. Otfried Kastner kennt weder diesen noch die sehr vielen anderen Ledergürtel des Wiener Museums, er hat seine Kenntnisse in den größeren und kleineren Sammlungen Oberösterreichs erworben, die zum Teil ja sehr reich an Gürteln sind. Luise Wache hat unter der Anleitung von Franz Lipp 1958 eine entsprechende Ausstellung im Oberösterreichischen Landesmuseum gestaltet. Kastner hat sich aus seinen vor allem in den oberösterreichischen Heimatmuseen erschautes Materialien ein Buch, sein zwölftes, zu seinem 75. Geburtstag geschaffen, und damit ist der Kritik so ziemlich die Möglichkeit einer schärferen Durchsicht des Buches genommen.

Man muß aber vielleicht noch darauf hinweisen, daß es verdientlich bleibt, eine große Zahl dieser oft prachtvoll beschlagenen oder gestickten Gürtel abgebildet zu haben. Von Braunau bis Taufkirchen erscheinen die Bestände gemustert, Aussee, Steyr, aber besonders das Linzer Schloßmuseum sind besonders berücksichtigt. Ein Hosenträger aus Bregenz findet sich aber auch einmal. Man muß die Bilder im Auge behalten, die auf den „linken“ Seiten abgedruckten Texte sind doch ein Kapitel für sich. Sie werden nur noch vom eigentlichen Buchtext übertroffen, der sich zwar um eine gewisse Gliederung bemüht: „Der Ranzen im Mythos“ steht voran, dann folgt „Die Auszier“, dann erst „Gegenstände der Auszier und ihre Techniken“, und zwar „Zinnstiftranzen“ und „Ledergürtel“, ferner „Die Schnallen und das Pferdegeschirr“, und „Leder mit Flechtwerk aus Stroh und Holz“, eine sehr kurze Bemerkung über die Zöger und Zisteln mit Lederbesatz. Dieser Text, der sich bemüht, in ein großes und gewiß nicht leicht zu überblickendes Gebiet eine gewisse Ordnung zu bringen, schafft seinerseits nur Unordnung, weil er von den verworrenen mythologischen Vorstellungen Kastners ausgeht, die schon seinem Krippenbuch so verhängnisvoll geworden sind. Mit seinen Gedankensprüngen über Jahrhunderte hinweg, mit den willkürlich erscheinenden Verbindungsversuchen von ganz weit voneinander entfernten Dingen, mit den zu kurzen Fassungen von an sich halbwegs richtigen Erklärungen wird der Sache ein schlechter Dienst erwiesen. Wer kann heute noch mit einem Satz wie „Damit verbindet sich für Oberösterreich und seine Gräberfelder mit der Unzahl von Funden altbairischer Riemenzungen bis ins 7. Jahrhundert die Frage, ob diese auffallende Liebe der ausklingenden Völker-

wanderungszeit zum Eisen beziehungsweise zu Metallbehandlung nicht in den Zinnstiftenranzen des 17. Jahrhunderts zu neuerlicher Blüte kommt" (S. 8) etwas anfangen! Falls dies überhaupt eine „Frage“ sein sollte, kann man sie doch nur mit einem energischen „Nein“ beantworten: Das Eisen der altbairischen Riemenzungen des 7. Jahrhunderts hat mit dem Zinn der Stifte der Bauchranzen des 17. Jahrhunderts sicherlich überhaupt nichts zu tun. Ähnliche Unmöglichkeiten stehen praktisch auf jeder Seite.

Dazu kommt noch Kastners bekannte Unfähigkeit Literatur zu lesen oder gar richtig zu zitieren. Daß er den berühmtesten Namen unserer Volkskunsthochforschung konsequent falsch schreibt, nämlich „Haberland“ (statt H a b e r l a n d t), ist dabei ebenso selbstverständlich wie das Fehlen der Angabe von Zeitschriften bei Artikeln: Wer vermöchte nach seinen Angaben die Arbeiten von Ferdinand Herrmann (Kastner schreibt natürlich „Harmann“) in der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde zu finden, wenn im Buch ganz irreführend „Innsbruck 1932“ steht! Wenn ein sehr unklarer Text noch durch höchstens halbbrichtige Literaturangaben „erklärt“ werden soll, kann dies keinen Nutzen bringen. Schade.

Leopold Schmidt

Der Leobener Strauß. Beiträge zur Geschichte, Kunstgeschichte und Volkskunde der Stadt und ihres Bezirkes. Herausgegeben vom Museum der Stadt Leoben, Kulturreferat. Schriftleitung Günther Jontes. Bd. I, Leoben 1974. 153 Seiten, Kunstdruckpapier, 35 Bildtafeln. S 135,—.

Auf die intensive Tätigkeit des Leobener Stadtmuseums unter seinem derzeitigen Leiter Günther Jontes war hier schon mehrfach aufmerksam zu machen. Nunmehr hat man sich in der Eisenstadt auch entschlossen, ein eigenes Jahrbuch des Museums herauszugeben, und es sinnvollerweise unter das alte Wappenzeichen der Stadt gestellt. Für uns besonders erfreulich, weil im Untertitel dieses Jahrbuches ausdrücklich die Volkskunde als eigenes Tätigkeitsgebiet genannt wird, und das zu einer Zeit, in der die Fachbezeichnung vom Titelblatt von angesehenen landesgeschichtlichen Organen verschwunden ist.

Der erste Band enthält unter anderem einen titelerklärenden Aufsatz der Emblematis-Forscherin Grete Lesky über den „Vogel Strauß, den Eisenerfresser“, von Ferdinand Tremel über „Das Gewerbe in Leoben um die Mitte des 16. Jahrhunderts“ und als gewichtigen Schlußbeitrag von Günther Jontes „Leobener Bergparaden, Knappenaufzüge und bergmännische Feste 1728—1880“. Man möchte dem schönen Jahrbuch am liebsten ein herzliches „Glückauf“ zurufen. Die großen volkskundlichen Bestände des durch das Jahrbuch nach außen hin repräsentierten Museums werden sicherlich in kommenden Jahrgängen noch ausführlich behandelt werden.

Leopold Schmidt

Anton Anderluh, Kärntens Volksliedschatz. Zweite Abteilung/ 2. Band: Geistliche Volkslieder aus Kärnten. (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, Bd. XXXIV) Klagenfurt 1974. 126 Seiten, mit Noten. S 180,—.

Mit großer Befriedigung kann man feststellen, daß das in seiner Art bisher einzige große landschaftliche Volksliedwerk seine Beendigung gefunden hat. Anton Anderluh hat „Kärntens Volksliedschatz“ in nicht weniger als 15 Bänden veröffentlicht. Es haben sich manche Mitarbeiter dabei hohe Verdienste erworben. Der volle Dank der Mitforschung aber ist Franz Koschier, dem Direktor des Landesmuseums für Kärnten auszusprechen, dem es infolge seiner zähen Energie gelungen ist, diese Vollendung einfach zu erzwingen. Es steht noch ein Registerband aus, der das Gesamtwerk erschließen soll, aber der wird sich schon auch noch herausbringen lassen. Mit fünfzehn Textbänden ist ja auf jeden Fall mehr als genug getan.

Der vorliegende Band ist dem geistlichen Lied gewidmet, soweit dieses nicht schon in den Brauchtumsliedbänden berücksichtigt war. Weihnachts- hirtlieder und Osterlieder sind also dort zu suchen. Dieser letzte Band enthält im wesentlichen das, was man „volkstümliche Kirchenlieder“ nennen kann. Es sind zunächst Lieder allgemein christlichen Inhalts, dann Marienlieder, und schließlich Passionslieder und Lieder zur Auferstehung Christi. Diese 96 Lieder sind dort Wort und Weise abgedruckt, mit den knappsten Herkunftsangaben, die man eben hatte, und ohne jeden Kommentar. Obwohl es sich sehr weitgehend um Flugblattlieder handelt, ist der Versuch, sie in diesem Quellenbereich nachzuweisen, nicht unternommen worden.

Was die Herkunft der Lieder betrifft, so muß noch ein Wort deutlich gesagt werden: Von den insgesamt 96 Liedern hat nicht weniger als 81 einstmals Karl Liebleitner aufgezeichnet. In Friesach, in Sirnitz, in Stall im Mölltal und andernorts. Das Material ist in seinem Nachlaß gelegen, und als das Volksliedarchiv für Wien und Niederösterreich es übernehmen konnte, hat Karl M. Klier großzügig den ganzen gewaltigen Kärntner Bestand an Klagenfurt abgetreten. Man hätte auf die Titelseite des Bandes wohl „Hauptsächlich gesammelt von Karl Liebleitner“ setzen können. Aber freuen wir uns, daß die Veröffentlichung nunmehr überhaupt erfolgt ist. Leopold Schmidt

Oskar Moser, Die Kärntner Rätsel von „Reiter“ und Sieb.
Festschrift zum 60. Geburtstag von Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser
(= Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, Bd. 65)
105 Seiten, mit 1 Kartenskizze. Klagenfurt 1974. Verlag des Geschichtsvereines für Kärnten.

Oskar Moser, der nunmehr sechzigjährige Ordinarius für Volkskunde an der Universität Graz, hat sich mehrfach für Rätsel interessiert. In der Festgabe für Gotbert Moro hat er 1972 eine Sammlung von 120 Rätseln aus dem Kärntner Nockgebiet herausgegeben.

In der vorliegenden Veröffentlichung, die ihm selbst zum 60. Geburtstag gewidmet ist, beschäftigt sich Moser in der gediegenen Wörter- und Sachen-Art mit einem vierzeiligen gereimten Rätsel, das meist beginnt „Grades Holz ist krumm gebogen“ und das anscheinend nur in Kärnten und dessen nächster Nachbarschaft verbreitet ist. Moser beginnt mit einem genauen „Sachbefund“, also der Feststellung des Vorkommens von Reitern und Kornsieben, und zwar sowohl nach Autopsie wie nach archivalischen Belegen, mit ganzen Belegreihen von 16. bis zum 19. Jahrhundert. Verwendungszweck, Material, Benennung, sie alle sind ungemein korrekt erhoben und dargestellt. Auch die wandernden Siebmacher von einst sind nicht vergessen. Dann erst erfolgt die Darstellung des „Rätsels vom Kornsieb“, das seit der ersten Aufzeichnung und Veröffentlichung durch Balthasar Schüttelkopf von 1895 immer das Interesse der Rätselforscher erregt hat. Dann geht Moser auf „Das Sieb und seine Eigenschaften in anderen Rätseln“ über. Mit Motiven wie „Mit dem Sieb das Wasser tragen“ oder „Das Sieb hat Augen“ kann Moser weit ausgreifen. Die methodisch straffen Untersuchungen leiten zum „Formelgut“ des speziellen Kärntner Reiter-Rätsels über. Da werden auch Nebenformungen und verfängliche Lösungen angeführt. Auch diese Hinweise führen aber letztlich dazu, im Kärntner Reiter-Rätsel eine „eigenständige regionale Rätseltype“ zu erkennen. Begreiflicherweise schließt Moser ein eigenes Kapitel „Zur Herkunfts- und Altersfrage des Kärntner Rätsels vom Kornsieb“ an, wobei er die über ein Jahrhundert alten Rätsel-Forschungen Reinhold Köhlers und deren Vervollständigungen durch Johannes Bolte auswerten kann. Es ergeben sich dabei deutliche Verbindungen zu süddeutsch-bairischem Spruch- und Rätselgut des 15. Jahrhunderts. Mit Recht schließt Moser, daß es sich bei dem Kärntner Rätsel und seiner ganzen Verwandtschaft

geradezu um einen „Modellfall für die Entstehung und Ausbildung von Oikotypen dieser Art“ handle. Das heißt, daß man von dem zunächst so wenig bedeutend erscheinenden Reiter-Rätsel auf größere Zusammenhänge schließen darf.

Man wird dem Geschichtsverein für Kärnten sehr dankbar sein, daß er gerade diese Arbeit als Festschrift für Oskar Moser herausgebracht hat, der hier ein ungemein bezeichnendes Beispiel seiner Art des Arbeitens vorlegen konnte.

Leopold Schmidt

Festschrift für Franz Koschier. Beiträge zur Volkskunde, Naturkunde und Kulturgeschichte (= Kärntner Museumsschriften, Bd. 57) 259 Seiten, mit zahlreichen Abb. Klagenfurt 1974, Verlag des Landesmuseums für Kärnten. S 240,—.

Es ist nicht häufig, daß ein Vertreter der Volkskunde Direktor eines Landesmuseums wird. Was vor einigen Jahren bei Frau Senatsrat Dr. Friederike Prodinger in Salzburg statthatte, das hat sich glücklicherweise in Kärnten wiederholt, mit Franz Koschier konnte auf den bedeutenden Historiker Gotbert Moro ein Volkskundler im Amt des Direktors des Landesmuseums für Kärnten nachfolgen. Koschier ist mittlerweile 65 Jahre alt geworden, und hat nun wie sein Vorgänger Moro eine hauseigene Festschrift bekommen. Selbstverständlich sind Vertreter der verschiedenen Fächer, wie sie dem Kärntner Landesmuseum angehören, daran mit Beiträgen beteiligt. Aber die Volkskunde nimmt doch einen besonderen Platz ein, und darauf soll hier kurz hingewiesen werden.

Zunächst bringt Josef Höck ein „Verzeichnis der wichtigsten Arbeiten von Franz Koschier“, also eine umfangreiche Auswahlbibliographie, von 1933 bis 1974. Man kann, wenn man will, an der Aufzählung dieser Veröffentlichungen in vierzig Jahren ein beachtliches „Beharren im Wandel“ ablesen, wie es für Franz Koschier charakteristisch ist. Dann folgen die Einzelabhandlungen. Zunächst die ungemein diffuse Darbietung von Volker Hänssel über „Ein steirisches Webmusterbuch aus dem oberen Murtal“. Es handelt sich um ein Musterbuch des Webermeisters Cölestin Mayer in Obdach, zwischen 1780 und 1800 geschrieben. Mit den abgebildeten 167 Mustern stellt das Buch einen rechten Schatz dar, der den Tiroler Webmusterbüchern unseres Museums ebenbürtig an der Seite steht. — Oskar Moser berichtet über „Lindentanz und Kirchweihrecht. Zu einigen Grundzügen des Gailtaler Kirchtagsbrauches“. Die Einbindung des bekannten Brauches in die weitem bekannten volksrechtlichen Gepflogenheiten wird nach allen Richtungen hin verfolgt. Ich verweise besonders darauf, daß Moser für die tanzrechtliche Bindung auf die wohlbekanntesten fränkischen Kirchweihbräuche aufmerksam macht, mit Betonung der jahrhundertelangen Zugehörigkeit von Villach und Umgebung zu Bamberg. Ich habe seinerzeit bei den „Sitzsteinen auf dem Judenbühel bei Villach“ (diese Zeitschrift XXIV/73, 1970, 101 ff.) darauf aufmerksam gemacht, daß man in Kärnten auf diese Zusammenhänge mit Franken genauer achten müsse. Hier geschieht dies nun für den Villacher Tanzbrauch, und das sicherlich mit gutem Recht.

Schließlich sei noch auf den Beitrag des Kunsthistorikers Richard Milesi „Druckgraphik des 19. Jahrhunderts in Kärnten“ aufmerksam gemacht, der unter anderem mit Trachtendarstellungen, Zeugdruckmodellen und Andachtsbildern bekanntmacht. Auch die Titelblätter verschiedener alter Kärntner Volksliedausgaben werden mit Recht hier eingereiht. Das Gebiet verdient auch andernorts stärkere Beachtung.

Man sieht, ein stattlicher Band mit nützlichen Beiträgen, der indirekt auch das Bild des Gefeierten sehr schön hervortreten läßt. Leopold Schmidt

Hanns Bachmann, Das Mirakelbuch der Wallfahrtskirche Maria Stein in Tirol als Quelle zur Kulturgeschichte (1678 bis 1742) (= Schlern-Schriften Bd. 265) 208 Seiten mit 2 Farbtafeln, 2 Schriftproben, 1 Karte und 1 Diagramm. Innsbruck 1973, Universitätsverlag Wagner. S 520,—.

Im Gegensatz zu anderen Gebieten der Volkskunde älterer Art läßt sich das Quellenmaterial der religiösen Volkskunde immer noch beträchtlich vermehren. Es sind vor allem die Gebiete der Wallfahrtsforschung, welche wesentliche Beiträge liefern können. In den letzten Jahren ist das Spezialgebiet der Votivbilder bedeutend gefördert worden. Die Votivbilder sind vielfach die Verbildlichungen der Gelöbnistexte, die ihrerseits in Mirakelniederschriften festgehalten wurden. Aus diesen entstanden wieder die „Mirakelbücher“, die sich verschiedentlich erhalten haben.

Von den drei Bänden handschriftlicher Mirakelbücher, die es einstmals in der berühmten Wallfahrt Mariastein im Unterinntal gab, hat sich bisher nur ein Band wiederfinden lassen. Matthias Mayer, der 1933 seine zweibändige Monographie über die Wallfahrt veröffentlichte, und damit einen wahren Markstein in der Geschichte der historisch eingestellten Wallfahrtsvolkskunde schuf, hat einen anderen Band gekannt, der aber inzwischen wieder verschollen ist. Nun hat sich Hanns Bachmann, der langjährige Direktor des Tiroler Landesarchivs, der schon manche wallfahrtsvolkskundliche Forschungen geleistet hat, den vorhandenen zweiten Band, der Eintragungen von 1678 bis 1742 enthält, genau exzerpiert und die Inhalte der Mirakel-Aufschreibungen gegliedert ausgewertet. Seine Auszüge beziehen sich zunächst auf das „Irdische Jammertal“, von Kindesnöten bis zu Todeskrankheiten, mit aufschlußreichen Abschnitten über Geisteskrankheiten und sanitäre Verhältnisse. Es folgen die Unglücksfälle unter denen „Bergnot“ für das Gebirgsland bezeichnend erscheint. Danach werden die wallfahrtlichen Gepflogenheiten dargetan, von der Verlobung über das „Abbeten der Stiege zur Gnadenkapelle“ bis zu den Votivtafeln und Wachsopfern. Ein Votivbild von 1606, dem Maler „Hilarius Duoivieux aus Paris“ zugeschrieben, ist in Farben abgebildet. Sehr bemerkenswert schließlich der Abschnitt, der „Die Manifestationen aus dem Jenseits“ darstellt. Von den visuellen Erscheinungen im Wachzustand über Traumvisionen und Fieberhalluzinationen führt hier der eine Weg, der andere weist die akustischen Phänomene auf, im Wachen wie im Schlaf. Aber auch Fälle von Hellsehen im Traum sind festgehalten, Erscheinungen von Seelen Verstorbener und von Geistern. Mit der Erscheinung von Verdammten, die Brandmale auf Leintuch und Hemd hinterlassen, sind wir dicht an dem Gebiet, das man allgemein als „Sage“ bezeichnet. Mit der Schilderung eines Hostienwunders schließt dieses Kapitel. Das letzte weist auf Maria, ihre Erscheinungen, ihre Macht, ihre Bevorzugung gegenüber anderen Heiligen hin, wie sie sich in den Eintragungen des Mirakelbuches spiegeln.

Man sieht, das inhaltsreiche Mirakelbuch ist also genau und sorgsam ausgewertet. Mit genauem Stellenverzeichnis und guten Registern erscheint es sachgerecht erschlossen. Ein Diagramm bezeugt die Schwankungen im Wallfahrterzug, eine Karte die Einzugsgebiete, die vom Oberinntal bis nach Oberbayern, um Rosenheim, und bis in den Pinzgau und nach Osttirol reichen. Im ganzen also eine äußerst wertvolle Neuerscheinung, für die wir Hanns Bachmann sehr dankbar sind.

Leopold Schmidt

Hans Hochenegg, Menschen und Fluren. Erinnerungsblätter (=Studien zur Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, geleitet von Nikolaus Grass Bd. X) Innsbruck, 1974. Im Kommissionsverlag der Österreichischen Kommissionsbuchhandlung. 152 Seiten. S 120,—.

Wenn man Jahre hindurch die Reihen der Neuerscheinungen auf unserem Fachgebiet mustert, wird man, falls man einschlägig interessiert ist, festhalten müssen, daß sich eigentlich verhältnismäßig wenige Selbstdarstellungen darunter befinden. Und wenn einmal ein Band erscheint, dann kommt er den Fachkreisen kaum zu Bewußtsein, wie Viktor von Geramb's „Verewigte Gefährten“ (Graz 1953) oder wird beinahe totgeschwiegen wie Adolf Helboks „Erinnerungen“ (Innsbruck o. J.).

Es ist daher erfreulich, wenn ein verdienstvoller Förderer der Volkskunde wie der ehemalige Bibliothekar der Universität Innsbruck, das Korrespondierende Mitglied unseres Vereines für Volkskunde Hans Hochenegg derartige Erinnerungsblätter vorlegt. Hochenegg, der bedeutende Privatsammler, der allen Fachkollegen immer gern hilfreich beigestanden ist, sehr viel im engeren und weiteren Umkreis angeregt hat, sieht die Welt von seiner Tiroler, seiner Haller, seiner Milser Perspektive aus. In diesem Sinn legt er seine Eindrücke aus der Jugendzeit, seine Kriegererlebnisse und Familienerinnerungen vor. Für Tirol werden die familiengeschichtlichen Beiträge von besonderem Interesse sein, für Innsbruck im besonderen die „Begegnung mit Originalen“, wobei man unter anderem einiges über den geradezu sagenhaft gewordenen Ferdinandumskustos Kaspar Schwarz erfährt, einen sehr großen Tirolensien-Kenner. Sachlich ist vor allem der Beitrag „Ein Gang über die Amraser Felder“ wichtig. Die genauen Feststellungen, was alles an Denkzeichen, an Kapellen, an Bildstöcken usw. im Lauf der Jahrzehnte verschwunden ist, zumindest seinen alten Standort eingebüßt hat, diese Feststellungen sind weit über den Kreis der Haller Lokalhistoriker hinaus von Interesse. So darf man dem achtzigjährigen Hofrat Hochenegg zu seinen „Erinnerungsblättern“ nur herzlich gratulieren.

Leopold Schmidt

Walter Tschinkel, Wörterbuch der Gottscheer Mundart. Band I. (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, Studien zur österreichisch-Bairischen Dialektkunde, Nr. 7) Teil A—K. Mit Illustrationen von Anni Tschinkel. XXXVII und 408 Seiten. Wien 1973, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Subskriptionspreis S 450,—.

1868/1870 erschien das „Wörterbuch der Mundart von Gottschee“ bzw. die „Weiteren Mittheilungen über die Mundart von Gottschee“ von Karl Julius Schröer, und zwar in den Sitzungsberichten der Phil.-Hist. Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Solange beschäftigt man sich also von hier aus bereits mit dem Thema, und ein so bedeutender Name wie der Schröers steht am Anfang einer Sammlung und Forschung, deren Abschluß nunmehr endlich in Sicht zu kommen scheint.

Walter Tschinkel, familiär mit dem Thema seit mehr als vierzig Jahren verbunden, hat mit Unterstützung der verschiedensten Stellen und infolge der Förderung durch die engsten Mitforscher, also Maria Hornung vor allem, Maria Kundgraber (für Sachvolkskunde) und Richard Wolfram (für Brauchforschung), dieses lang vermißte Mundartwörterbuch geschaffen, und die erste Hälfte liegt in diesem starken Band bereits vor. Es ist ein vorzügliches Werk geworden, in der Anlage den anderen von der Mundartforschungskommission der Akademie herausgegebenen Wörterbüchern gleich, daher von hoher Zuverlässigkeit. Vielleicht ist mehr an Stichworten aufgenommen, als man sich erwarten würde, mehr Umgangssprachliches beispielsweise. Das auch aufgenommene Redensartengut muß man sich aus verschiedenen Artikeln zusammen-

suchen, für den speziell Interessierten eine vergnügliche Beschäftigung. Andere werden sich mehr mit den Lehnwörtern aus dem Sprachgut der ehemaligen Umwelt der Gottschee beschäftigen, auch dafür ist reichlich gesorgt. Für die Sachvolkskunde sorgen zahlreiche Zeichnungen, die zum Teil auf die Sammlungen von Maria Kundegraber zurückgehen, einige auch auf die Bestände unseres Museums oder auf die Neuaufsammlungen des Bezirksheimatmuseums von Spittal an der Drau. In solchen Fällen mag man gelegentlich denken, ob nicht eine geschlossene bebilderte Darstellung dieses Sachgutes dem Wörterbuch hätte vorangehen oder es doch begleiten sollen. Aber schließlich könnte eine solche Dokumentation ja vielleicht auch nachgeliefert werden, Material wäre jetzt wohl schon genug dafür vorhanden.

Die volle Bereicherung unseres Wissens um Sprache und Volkskultur der Gottschee durch dieses Wörterbuch wird man erst nach dem Erscheinen des zweiten Bandes des Werkes feststellen können. Hoffentlich wird dies bald der Fall sein.

Leopold Schmidt

Wunder über Wunder. Gesammelte Studien zur Volkserzählung. Herausgegeben von Leopold Schmidt (= Raabser Märchen-Reihe, 1), 171 Seiten, 9 Abb., 3 Kartenskizzen. Wien 1974. Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde. S 70,—.

Aus Mittelpunkt der Sammlung und Erhaltung wertvoller Kulturgüter, die mit Ausstellungen, Führungen und Katalogen der Schule wie einem allgemeinen Bildungsanspruch dienen, sind Museen in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr wissenschaftliche Forschungsstätten geworden. Die Betreuung eines Vereines wie die Herausgabe einer Zeitschrift hatte sich das Österreichische Museum für Volkskunde von allem Anfang an zur Aufgabe gestellt. Mit der Neuordnung und Erweiterung nach dem letzten Kriege wuchs die wissenschaftliche Tätigkeit in erstaunlichem Maße und weit über die Aufgaben und Pflichten eines Musaisons, eines Tempels der Musen hinaus. Zu Zeitschrift und Ausstellungskatalogen, zu Vortragsreihen und wissenschaftlichen Exkursionen traten ein regelmäßig erscheinendes Informationsblatt („Volkskunde in Österreich“) wie die schon zum 14. Band vorgerückten „Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde“.

Eine besonders glückliche Hand bewies die Museumsleitung in der Errichtung und Ausstattung von Außenstellen, die das Magazin entlasten und den Reichtum der Sammlung einer größeren Öffentlichkeit zur Anschauung bringen. Zur städtischen Außenstelle im Wiener 1. Bezirk in der Apotheke des alten Ursulinenklosters gesellte sich der Aufbau einer Sammlung auf der Gobelburg, die sich aus der niederösterreichischen Weinlandschaft erhebt. 1974, im Jahr der Stiftung der Michael-Haberlandt-Medaille, ist als dritte Außenstelle das „Märchenmuseum Schloß Raabs“ in der alten Burg über der Thaya in Niederösterreich eingerichtet und gleichzeitig die „Raabser Märchen-Reihe“ ins Leben gerufen worden. Mag der Titel des ersten Bandes „Wunder über Wunder“ auch nicht ganz zutreffend sein, da es sich fast ausschließlich um Volkssagen, also um Berichte um das furchtbar Wirkliche handelt, so bleibt die Tatkraft nicht minder zu bewundern, die den Platz der wissenschaftlichen Volkskunde in der heutigen Bücherlandschaft nicht nur behauptet, sondern erweitert und befestigt. Auch daß bereits Veröffentlichtes aufgenommen wurde, ist nur zu begrüßen. Es handelt sich um dem Thema oder der Methode nach beispielhafte Arbeiten, die zum Teil vor Jahrzehnten oder an entlegener Stelle erschienen sind. In einigen Sagenfiguren und -motiven wird unmittelbar die Landschaft angesprochen, in der die Burg Raabs an der Thaya steht.

Nach einem die Reihe einführenden Vorwort zeichnet Leopold Schmidt ein kurzes, aber wichtiges Kapitel der österreichischen Volkskundegeschichte:

„Die Brüder Grimm und der Entwicklungsgang der österreichischen Volkskunde“. Drei Beiträge gelten einzelnen Gestalten der heimischen Sage. Adolf Mais wurde auf ein Aktenbündel im niederösterreichischen Landesregierungsarchiv hingewiesen, das „Eine Sammlung von König-Ottokar-Sagen im Viertel unter dem Manhartsberg im Jahre 1813“ darstellt. In diesem Jahre hatte der Kreishauptmann die Bürgermeister, Gutsverwalter und Archivare des Viertels erucht, alle Quellen zu sammeln, die Bezug hätten auf den Tod des Böhmenkönigs Ottokar und den Sieg König Rudolph I. im Jahre 1278. Mais leitet aus seiner Prüfung des Stoffes den Satz ab: „Steht... eine Sage zu den Ergebnissen der historischen Forschung in Widerspruch, ist sie schon zum — wenn auch meist sehr langsamen — Untergang verurteilt“ (S. 80). Mit Walter Anderson bezeichnet Karl Haiding („Kaiser Josef II. in der Volkserzählung“) den österreichischen Kaiser — neben dem Alten Fritz — als einzigen Monarchen, der in der deutschen Schwänkeüberlieferung einen festen Platz einnimmt. Im steirischen Schwank dieses Themas sieht er ein „hervorragendes Beispiel bodenständiger Erzählkunst, das in seinen Zusammenhängen den Heimatbereich weit überschreitet“. Der volkstümlichen Legende gehören „Drei Erzählungen über den hl. Petrus am Weinberg“ an, die Elfriede Lies im steirischen Sausal aufgezeichnet hat. Die folgenden beiden Beiträge, die sich zum Rang knapper Monographien erheben, berühren das Waldviertel und damit die Landschaft der Burg Raabs. Schon in der ersten Veröffentlichung (Öst. Zs. f. Völkde, 1952) starke Beachtung fand die Untersuchung, die Elfriede Rath der vermutlich schon mittelalterlichen Sage vom Hehmann widmete, einem „Waldgeist, Glied einer größeren, man möchte sagen, europäischen Familie mythischer Waldbewohner, charakterisiert jedoch durch die Verquickung von Name und Rufmotiv, das den Kern aller Varianten ausmacht“ (S. 66). Geschichtlich-geographische Nachforschung ergibt ein „dynamisches Bild von Entwicklung und Wanderwegen der Hehmann-Sage“. In ebenso gründlicher, eher statistischer Darstellung wagt Emil Schneeweis die Frage nach dem Woher und Wieso des widernatürlichen, weil lebens- und artbedrohenden Brudermordmotivs“ (S. 116) zu stellen: „Das Motiv der „feindlichen Brüder“ an verschiedenen Flurdenkmälern in Niederösterreich nebst einigem Vergleichsmaterial“. Neun Zeichnungen unterstützen den 36 Seiten umfassenden Aufsatz. — Einen fruchtbaren Beitrag zu der viele Jahrzehnte und viele Federn bewegenden Forschung über Geschichte und Verbreitung der deutschen Sagen von der Wilden Jagd leistet Klaus Beitzl „Die Sagen vom Nachtvolk. Untersuchung eines alpinen Sagentypus“. Die Vorstellung vom dämonischen „wilden oder wütenden Heeres“ verbindet sich auf dem Boden der Ostschweiz und Vorarlbergs mit einer „noch älteren Überlieferungsschicht, die sich im Bereich der alpinen Hirten- und Viehbauernkultur erhalten hat“ (S. 74). Bemängelt sei, daß in der Verkleinerung der aufschlußreichen Kartenskizze die Zeichenlegende nur noch mit der Lupe zu entziffern ist.

Den Beschluß der Reihe bildet die ebenso scharfsinnige wie vergnüglich zu lesende Erörterung eines Meisterdiebmotivs durch Leopold Kretzenberger: „Frühe italienische und französische Zeugnisse zum Humanistenschwank vom Betrug mit den Lichterkrebsen“. Dieser geschichtlichen Linie nach- und eingeordnet ist der durch Hans Commenda¹⁾ bekanntgewordene Anton-Bruckner-Schwank von den „Lichterkrebsen, in dem sich der alte konfessionspolemische Humanistenschwank in serene Heiterkeit aufzulösen scheint. — Quellenverzeichnis und Register runden das Bändchen ab, mit dem das „Märchenmuseum Schloß Raabs“ einen kräftigen und erfreulichen Geburtsschrei, sozusagen, ausgestoßen hat.

Richard Beitzl

¹⁾ Commenda, Geschichten um Anton Bruckner. Linz a. d. D. (1946) S. 17.

Andreas Aberle, Nahui, in Gottes Nam! Alte Schifffahrt auf Donau und Inn, Salzach und Traun. Von Schifffreitern und Schoppnern, Salzzügen und Strudelfahrten, Wasserreisen und Flußstädten und vom abenteuerlichen Leben des Schiffmeisters Matthias Fink. Rosenheim 1974, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg. 184 Seiten mit 100 zum Teil ganzseitigen Reproduktionen alter Stiche und Zeichnungen, 8 Farbtafeln und einer großformatigen eingeklappten Abbildung eines Schiffszuges um 1767. DM 33,—.

Fast genau gleichzeitig mit dem Neubeginn der Volkskunde in Österreich zu Ende des 19. Jahrhunderts erschloß der Literaturhistoriker Richard Maria Werner mit seinem „Laufner Don Juan“ (Hamburg 1891) den Sonderbereich des alten Schifferwesens, vor allem im Bereich der Salzach. An ihn schloß für Laufen-Oberndorf Karl Adrian 1905 an, und der Monograph der ganzen alten Flußschifffahrt im Bereich der oberen Donau, Ernst Neweklowsky (Hauptwerk Linz 1952/54) ist auch noch davon ausgegangen. Sie alle haben alte Bildquellen, die es in erstaunlich hohem Maße gibt, gesammelt, sie alle haben vor allem die älteren Reisebeschreiber, die Schultes und Kyselak, Kohl und Mader usw. exzerpiert, und damit ein Quellenmaterial vorgelegt, wie es sonst im Bereich der süddeutsch-österreichischen Volkskunde nur selten und dann erst spät verwendet wurde.

Auf Grund so vieler und so guter Vorarbeiten fällt es heute nicht schwer, Auswahlbände wie den vorliegenden zusammenzustellen. Aber die älteren und größeren Werke sind der Allgemeinheit kaum bekannt, zum Teil auch längst vergriffen, und ein geschickt und hübsch gemachter Auswahlband hat selbstverständlich seine Meriten. Das ist auch im vorliegenden Fall so, und so wollen wir das Buch, das besonders sinnvoller Weise in Rosenheim erschienen ist, einem alten Hauptort der Innschifffahrt, in dem sich die spezielle „Wasser- und Schifffahrtkundliche Sammlung“ befindet, und dessen Heimatmuseum so viele Objekte zur alten Innschifffahrt enthält, gerne begrüßen. Ein sehr knappes Quellenverzeichnis auf der letzten Seite deutet demjenigen, der sich mit dem Stoff genauer befassen will, wenigstens an, woher der Verfasser seine Literaturzitate und seine Bilder genommen hat.

Leopold Schmidt

Hans-Ulrich Roller, Volkskultur in Württemberg. Ein Querschnitt durch die Volkskundliche Sammlung des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart. Begleitheft zur Ausstellung. Stuttgart 1974, Württembergisches Landesmuseum. XXXII und 88 Seiten, 212 Abb. davon 7 in Farben.

Wenn man sich mit der Volkskunst (im herkömmlichen Sinn) in Schwaben und Württemberg befassen wollte, mußte man sich die längste Zeit auf die Bände der Delphin-Reihe „Deutsche Volkskunst“ verlassen, nämlich auf die beiden sehr schönen Bände „Schwaben“ von Karl Gröber, und „Franken“ von Josef Maria Ritz, beide freilich schon 1925. Erst dreißig Jahre später konnte Albert Walzer der längst fälligen, aber nie vollendeten Volkskunde-Abteilung des Württembergischen Landesmuseums neue Bestände zuführen, und in stattlichem Umfang darüber veröffentlichen. Was er in mehreren wichtigen Büchern und in einigen Heften seiner Zeitschrift „Der Museumsfreund“ geboten hat, bleibt also ebenso unentbehrlich wie die Arbeiten von Karl Hillenbrand, aber auch jene von Max Lohß und von Gerd Spieß. So manches Spezialgebiet ist durch die Veröffentlichungen des Institutes in Tübingen noch namhaft gefördert worden.

Dessenungeachtet hat die Volkskunde, an sich nun eine eigene Abteilung des Württembergischen Landesmuseums, keinen Platz im „Alten Schloß“. Sie

wird, wie man den einleitenden Worten zu diesem „Begleitheft“ von S. Jung-
hans entnimmt, über kurz oder lang in das Schloß Waldenbuch ausziehen
müssen. Vorher aber hat sich eine Ausstellung im Hauptgebäude des Stutt-
garter Museums ermöglichen lassen, und von ihr wird dieses „Begleitheft“
dauernd Zeugnis geben.

Roller, als Schüler von Bausinger, läßt textlich seinem Lehrer den Vor-
tritt, und Hermann Bausinger, hat dementsprechend ein Feuilleton „Volks-
kultur in Württemberg“ als Einleitung geschrieben. Geistvoll, modern formuliert,
manchmal in die Terminologie der Zeitungen und Zeitschriften unserer Tage
ableitend. Was hier über „Folklorismus“, über „Massenkultur“ und über
„Volkskultur als Gegenkultur“ steht, ist so zeitgebunden, daß es beim Erscheinen
schon wieder veraltet anmutet. Für den Besucher der Ausstellung bietet es
wohl wenig.

Hans-Ulrich Roller selbst hat sich in seiner „Einleitung“ dann sehr
bemüht, ein sachlich berechtigtes Bild zu skizzieren. Einen „pointierten Ein-
druck“ von den Gegenstandsgruppen, wie Roller (S. XII) schreibt. Das ist auch
recht geglückt, freilich mit manchmal sehr naher Angleichung an Sprachge-
brauch und Objektwertung, wie sie im Tübinger Institut üblich ist, aber das
kann man ja verstehen. Von den Objekten her gesehen wäre ein breiterer
Dialog, eine vertiefte Interpretation nützlicher. So muß man mit den Bildern
vorlieb nehmen, die sehr gut sind und alle Gruppen gleichmäßig darzustellen
trachten. Selbstverständlich treten manche bildkräftige dennoch stärker in den
Vordergrund, besonders die Möbel, bei denen es nichts nützt, wenn man sie,
beispielsweise die Rößler-Möbel aus Unter-Münkheim als „gerade heute in wei-
ten Kreisen besonders geschätzt und wohl auch überschätzt“ (S. XX) anspricht.
Da hätte ein ausführlicher Katalog mit kurzen Analysen (der Motive, der Dar-
stellungsweisen) mehr geholfen. Aber dieser Katalog mag der späteren Auf-
stellung in Schloß Waldenbuch überlassen bleiben.

Einstweilen sollte man mit dem reichlich dargebotenen Stoff zufrieden
sein, sich nicht über einiges Unnötige (Schlafzimmerbilder wie 84, 207) ärgern,
und so manches Stück als Bereicherung der bisherigen Anschauung dankbar
zur Kenntnis nehmen. Von österreichischer Seite wird man vielleicht manches
Stück als mögliches Einfuhrgut überprüfen wollen, etwa die Truhe von 1671 (24)
oder den Doppeladler-Teller von 1654 (96). Leopold Schmidt

Wolfgang Brückner (Hg.), Volkserzählungen und Reformation.
Ein Handbuch zur Tradierung und Funktion von Erzählstoffen und Er-
zählliteratur im Protestantismus. Berlin 1974, Erich Schmidt Verlag, 904 Sei-
ten, 11 Abb. DM 195.—

Der blockhaft schwere, mächtige Band stellt eine wichtige Neuerscheinung
dar. Im ganzen bedeutet er eine Summe von Nachweisen, daß viele Volks-
erzählungen, vor allem Sagen und Sagenmotive, die im 19. Jahrhundert aus dem
„Volksmund“ aufgezeichnet wurden, schon einmal, oder auch mehrmal, auf
dem Weg über den Buchdruck festgehalten und weiterverbreitet worden sein
müssen. Was Albert Wesselski einstmal mit starker Betonung der Finnischen
Schule gegenüber ausgeführt hat, und was immer wieder diskutiert werden
muß, das ist also hier für die bedeutungsvolle Zeit der Reformation genau
untersucht und präzise unterbaut. Der mächtige Band besteht zu gut einem
Drittel aus Katalogen, Bibliographien und Registern, die selbstverständlich alle
sehr wichtig sind. Aber er stellt gleichzeitig eine Folge von Einzeluntersuchun-
gen dar, auf die hier doch wenigstens hingewiesen werden soll.

Nach der allgemeinen Einleitung von Wolfgang Brückner „Historien
und Historie“, welche die „Erzählliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts als
Forschungsaufgabe“ darstellt, folgen „Einzeldarstellungen“. Zunächst „Alte

„Lügen' und neue Wirklichkeit", und in dieser Gruppe wieder zunächst Bernhard Deneke mit seiner Abhandlung über „Kaspar Goltwurm. Ein lutherischer Kompilator zwischen Überlieferung und Glaube". Der Südtiroler Goltwurm hat als Reformator in Nassau-Weilburg gewirkt und in seinem „Wunderwerck- und Wunderzeichenbuch" von 1557 eine Art von Anti-Legendarium geschaffen. Dann folgt Rudolf Schenda mit „Hieronymus Rauscher und die protestantisch-katholische Legendenpolemik". Der Nürnberger Rauscher ist vor allem durch seine „Hundert auserwählte papistische Lügen" von 1562 — es sind bis 1564 nicht weniger als 500 „Lügen" geworden — bekannt gewesen. Diese beiden stoffreichen Monographien, die bibliographisch genau diese Welt der Antilegenden erschließen, sind durch die scharf erfaßten Persönlichkeiten von Goltwurm und vor allem von Rauscher deutlich umgrenzt. Ein schwieriger zu er- und umfassendes Thema stellt der „Katalog der Luther- und Reformations-sagen des 19. Jahrhunderts" von Heidemarie Gruppe dar, dem Wolfgang Brückner eine Einleitung „Luther als Gestalt der Sage. Ausprägungen und Nachwirkungen von Legende und Antilegende der Orthodoxie und der Kontroverstisten" vorangestellt hat.

Nun wird der Themenbereich mehr von innen gemustert: Der II. Teil der „Einzeldarstellungen" befaßt sich mit „Gott und die Welt". Zunächst behandelt Heinz Schilling „Job Fincel und die Zeichen der Endzeit". Job Fincel aus Weimar ist durch seine „Wunderzeichen. Warhaftige Beschreibung und gründlich verzeichnis schrecklicher Wunderzeichen und -geschichten" von 1556 bekannt gewesen. An Schillings Darstellung schließt das zweigeteilte Kapitel „Das Wirken des Teufels. Theologie und Sage im 16. Jahrhundert" an. Zunächst behandelt Wolfgang Brückner „Forschungsprobleme der Satanologie und Teufelserzählungen", und es handelt sich wieder um die Einleitung zu einem Katalog, und zwar zu dem sehr umfangreichen von Rainer Alsheimer erarbeiteten „Katalog protestantischer Teufelserzählungen des 16. Jahrhunderts." Da findet sich dann auch Luther, Goltwurm, Fincel wieder eingearbeitet, neben Weyer (Wier), Manlius, Hondorff usw. Alsheimers Katalog bedeutet ein Kernstück des gesamten Bandes. An ihn schließt sich eine Aufarbeitung protestantischer Märtyrergeschichten an: Annemarie und Wolfgang Brückner behandeln „Zeugen des Glaubens und ihre Literatur. Altväterbeispiele, Kalenderheilige, protestantische Märtyrer und evangelische Lebenszeugnisse." Daß auch dieser Literatur der „Heiligenkalender als Exempelbücher" oder der „Kalvinistischen und täuferischen Martyrologien" Lesestoff bedeutet haben, und die Geschichten manchmal weitererzählt wurden, ist sicher. Der Kreis möglicher Einflüsse auf die Volkserzählung erscheint also auf diese Weise noch etwas breiter ausgeschritten.

Der III. Teil behandelt „Kanzelwort und geistlicher Hausschatz." Auf diesem Gebiet der Predigt ist bekanntlich für die katholische Kanzelerzählung bedeutsam vorgearbeitet worden, das wuchtige und wichtige Werk von Elfriede Moser-Rath hat ja offenbar in mancher Hinsicht auf Brückner und seine Mitarbeiter anregend gewirkt. In diesem Abschnitt beschäftigt sich nun zunächst Ernst Rehmann mit dem Thema „Die protestantischen Exempelsammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Versuch einer Übersicht und Charakterisierung nach Aufbau und Inhalt." Auf diesem Gebiet ist schon vor Jahren, noch bei Mathilde Hain, ein bedeutsamer Ansatz gemacht worden. Damals, 1966, legte Heidemarie Schade ihre Dissertation über „Das Promptuarium Exemplorum des Andreas Hondorff" vor. Sie hat die Arbeit hier nun nochmals, unter dem Titel „Andreas Hondorffs Promptuarium Exemplorum" veröffentlicht, verkürzt um die damals gebotene Einleitung, mit einer überarbeiteten Hondorff-Bibliographie. An dieses wichtige, aber nicht unbekanntes Kapitel schließt noch Herbert Wolff mit seinen Ausführungen über „Erzähltraditionen in homeliti-

schen Quellen" an. Das Predigterzählgut auf protestantischer Seite wird nochmals gemustert, bis zu den Märchenzügen und den Sprichwörtern, die sich darin finden können.

Dieser mächtige Textteil wird durch „Gesamtbibliographie und Register“ abgerundet: Ein Quellenverzeichnis, dann ein Verzeichnis der „Sekundärliteratur“, weiters ein „Namenregister“ von Anneliese Wittmann und ein umfangreiches „Motivregister“ von Edda Fischer.

Im ganzen ein rühmenswertes Unternehmen. Die meisten Autoren sind einstmals aus dem Seminar von Mathilde Hain hervorgegangen, der dieser Band auch, quasi als Festschrift, gewidmet ist. Die Faktur weist freilich die Hand von Wolfgang Brückner auf, und das nicht nur in seinen eigenen Beiträgen. Womit übrigens nichts über die große Selbständigkeit in Arbeitsweise und Stil der einzelnen Beiträger gesagt sein soll, von denen einige wie Rudolf Schenda durch ihre bedeutende Eigenart hervortreten.

Vielleicht sollen einige mehr oder minder kritische Bemerkungen nicht unterdrückt werden. Zunächst der Titel: Ein „Handbuch“ ist dieser Sammelband trotz der Register und Bibliographien wohl nicht. Und ein „Handbuch zur Tradierung und Funktion von Erzählstoffen“ kann er wohl noch weniger sein, das scheint sprachlich nicht überlegt: Von unserer Seite kann doch wohl kein „Handbuch zur Tradierung usw.“ vorgelegt werden, es könnte sich wohl nur um ein „Handbuch über die Tradierung usw.“ handeln. Dann die Themen: Wenn man die alten großen Erzählforscher wie Reinhold Köhler, Johannes Bolte und Albert Wesselski kennt, dann weiß man, daß sie diese Literatur gekannt und benützt haben. Sie haben sie aber quellenmäßig zur Erschließung der Volkserzählung benützt, wogegen hier die gleichen Autoren nun biographisch-literarhistorisch dargestellt erscheinen; Schenda bezeichnet sich (S. 197) ausdrücklich als „Literar-Historiker“. Das heißt bis zu einem gewissen Grad, daß hier ein Werk aus der Disziplin „Literarhistorie als Hilfsdisziplin der Volkskunde“ vorliegt. Als solches muß es sehr begrüßt werden. In diesem Zusammenhang versteht man Brückners heftige Abwehr der „Finnischen Schule“, die so weit geht, daß in die Register nicht einmal die Aarne-Thompson-Nummern eingearbeitet wurden (s. S. 406).

Wie bei allen Arbeiten Brückners und seiner Freunde fallen gewisse Eigenarten auf. Im Vorwort wie in manchen Kapiteln werden immer wieder persönliche Auffassungen kundgetan, manchmal sogar die Geschichte der Entstehung und Drucklegung des Bandes quasi schon forschungsgeschichtlich betrachtet. Mancher Mitarbeiter, beispielsweise Schenda, setzt sich in seiner Schlußbemerkung (S. 259) sogar von der eigenen Arbeit ab. Aber man sollte von solchen kleinen Eigenheiten doch absehen: Im ganzen ist ein nützlicher Band erstellt worden, zu dem eben nicht nur der Literarhistoriker, sondern durchaus auch der Vertreter der Volkserzählforschung greifen wird. Und für den eigentlichen Vertreter einer „historischen Volkskunde“ bleibt der Band als gewichtiger Beitrag auch zur Geistesgeschichte des 16. Jahrhunderts hervorragend lesbar und nützlich.

Leopold Schmidt

Paul Quensel, Thüringer Sagen. Gesammelt und herausgegeben. Photo-mechanischer Neudruck mit neuer Einleitung von Leander Petzolt. Düsseldorf-Köln, Eugen Diederichs Verlag. XVI, und 372 Seiten, mit 16 Tafeln und 54 Abbildungen im Text. 1974. DM 32,—.

Die Reihe der Neuausgaben der schönen Sagenbände des Verlages Eugen Diederichs beginnt allmählich länger zu werden. Auf die Rheinland-Sagen, die Westfälischen Sagen folgen nun die „Thüringer Sagen“, wie sie Paul Quensel einstmals aus den viel älteren landschaftlichen Sammlungen erlesen und 1926 herausgegeben hatte. Quensel hatte vor allem die Thüringer Sagensammlungen

von Ludwig Bechstein und von August Witzschel benützt, aber auch Sammlungen aus der näheren Umgebung Thüringens, beispielsweise die Sagen aus dem Voigtland von Robert Eisel (1871) wie die vorzüglichen „Sagen von der mittleren Werra“, die der blinde Wucke einstmals (1864) gesammelt hatte.

Quensel gliederte den beachtlich umfangreichen Stoff in zwei große Hauptgruppen: Zunächst in die für Thüringen besonders wichtigen „Geschichtlichen Sagen“ und in die Sagen um den „Volks glauben“. Ein kurzer Anhang bietet „Schimpf und Scherz“. Die Quellennachweise bieten wirklich kaum mehr als die Seitenzahl der betreffenden Sammlung, aus der Quensel geschöpft hat, die „Anmerkungen“ greifen nur sehr selten zu einer weiteren Erläuterung aus. Aber man erkennt aus ihnen immer den erfahrenen Sagenkenner, der sich bemüht hat, in Sammlung und knappster Kommentierung auf der Höhe seiner Zeit zu sein.

Es ist selbstverständlich die Frage, ob dies auch heute noch genügt. Ob man einen solchen Band wirklich so herausbringen kann, einfach als photo-mechanischen Neudruck (bei dem man offenbar auch Seitenverkehrungen in Kauf nehmen muß: die Seiten XI—XIV werden wohl nicht nur in meinem Exemplar verkehrt eingeordnet sein). Leander Petzolt hat eine gute neue Einleitung beigesteuert, aus der hervorgeht, daß ihm das Problem klar geworden ist: Man könnte die einzelnen Sagen heute ganz anders kommentieren, als dies Quensel 1926 tun konnte. Aber Petzolt kann nur knapp einige Beispiele dafür geben, und in Wirklichkeit müßte eben doch eine neue Kommentierung des ganzen Bestandes erfolgen. Nur ein beliebiges Beispiel: Man kann die Geschichten von Jodute und vom Püsterich heute einfach nicht mehr so stehen lassen, wie sie hier bei Quensel S. 16—18 stehen. Einschließlich einer Abbildung eines „Püsterich“, bei der als Quellengabe nur „Kupfer“ steht. Es handelt sich um zwar sagenumwobene, aber doch tatsächlich vorhandene Gegenstände, und im Lauf der Zeit sind sehr handfeste Angaben darüber zutage gekommen, einschließlich der Stücke in einzelnen Museen, beispielsweise in unserem Kunsthistorischen Museum in Wien. Darüber hat Leonhard Franz ausführlich gehandelt: L. Franz, Goethe und die Urzeit. Innsbruck 1949, S. 120 ff. — Es wäre gewiß eine Fleißaufgabe, so einen Kommentar, der alle hierhergehörigen Forschungen des letzten halben Jahrhunderts einbeziehen müßte, zu erarbeiten. Aber das wäre eben der Sinn einer Neuausgabe. Mit dem reinen Neudruck ist es eigentlich doch nicht getan.

Leopold Schmidt

Stefan Baumeier, Das Bürgerhaus in Warendorf. Ein volkskundlicher Beitrag zur Geschichte des Profanbaus in Westfalen (= Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe Bd. 22, zugleich Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt und des Kreises Warendorf Bd. 6) XXV und 242 Seiten, 236 Abb. auf Tafeln, 3 Faltkarten. Münster in Westfalen 1974, Verlag Aschendorff. DM 74,—.

Die Hausforschung ist eine stolze Sonderdisziplin, die nur mit einer ihrer vielen Seiten der Volkskunde zugehört. Vollends die Forschungen über das Bürgerhaus sind sogut wie ganz außerhalb der Volkskunde geführt worden. Sie sind ungefähr ebenso alt wie die Arbeiten zur Bauernhausforschung, aber innerhalb des Faches bei weitem weniger bekannt. Auch gute Fachbibliotheken haben Hauptwerke wie „Das Hamburger Bürgerhaus“ von A. Erbe und Christian Ranck (Hamburg 1912) entweder nie besessen oder andere wie „Das Kölner Wohnhaus bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts“ von Hans Vogts (Neuß 1966) erst spät zur Kenntnis genommen. Auch von den Bänden der großen Reihe „Das deutsche Bürgerhaus“, dessen 1. Band „Das Bürgerhaus in Goslar“ von Hans-Günther Griep (Tübingen 1959) stammt, sind durchaus nicht alle in die Hände der Vertreter der Sachvolkskunde gekommen.

So muß man doppelt dankbar sein, wenn eine derartige Monographie des Bürgerhauses einer Stadt in einer volkskundlichen Reihe erscheint, so daß die Benützbarkeit im Fach gewährleistet erscheint. Freilich handelt es sich wieder einmal um eine Veröffentlichung aus Westfalen, das seit langem gerade als das Dorado der deutschen Hausforschung erscheinen muß. Nicht zuletzt infolge des langjährigen Wirkens von Bruno Schier in Münster, bei dem ja auch dieses Buch als Dissertation gearbeitet wurde. Aber man muß auch an die Arbeiten von Eitzen und von Schepers denken, an die Monographien von Cordes (Celle) und von Flaskamp (Wiedenbrück) und von so manchen anderen, um verstehen zu können, daß ein Buch wie dieses die gediegene Fortführung einer bedächtigen Forschung darstellt. Dazu gehört selbstverständlich das monographische Aufarbeiten des Bestandes, das Herausarbeiten der Wohntypen (Saalhaus, Wohn-deelenhaus, Hallenhaus, Flurhaus, Steinwerk und Gaden), der Feuerstätten und ihrer Räume, und des „Baugefüges“, wobei ausdrücklich auf die Wandlungen des Hausgefüges nach den jeweiligen Stadtbränden hingewiesen wird. Ein reicher Quellenanhang erweist in lokalhistorischer Ermittlung die Bedeutung der Brände, aber auch der Schornsteinfeger, der Baugesetzgebung, aber auch der Anordnungen über den Bau von Schweineställen und dergleichen mehr. Dinge, die bei uns als „Baualterspläne“ ihre Geltung haben, sind hier als „Altersschichtenplan“ anschaulich erarbeitet.

Der ungewöhnlich reiche Bildteil zeigt das Gesicht einer solchen kleinen alten Stadt mit ihren Fachwerkhäusern und den zum Teil noch erhaltenen, im Hof hinter den Wohnhäusern stehenden „Steinkammern“. Er zeigt aber auch die hölzernen Treppenhäuser, die oft klassizistisch gestalteten Wandverkleidungen und Saaltüren, kurz, gibt alles, was man sich in diesem Zusammenhang nur wünschen kann.

Leopold Schmidt

Martha Bringemeier, Priester- und Gelehrtenkleidung. Tunika — Sutare — Schaub — Talar (= Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Beiheft 1) XI und 147 Seiten, 60 Abb. auf Tafeln, mehrere Zeichnungen im Text. Münster 1974, Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde.

Der Untertitel „Ein Beitrag zu einer geistesgeschichtlichen Kostümforschung“ besagt wohl auch für jenen Leser, der den Obertitel zunächst nicht mit dem Fach „Volkskunde“ in Verbindung bringen würde, daß es sich hier um eine beachtliche Weiterentwicklung im Fach handelt. Martha Bringemeier, so viele Jahre hindurch Mittelpunkt der Volkskunde in Westfalen, beschäftigt sich seit Jahren mit Formen der Kleidung, die man nur bedingt als „Tracht“ ansprechen kann. Seit ihrer Neuausgabe des „Westfälischen Trachtenbuches“ hat sie immer wieder derartige Themen angeschnitten, etwa der „Wandel der Moden im Zeitalter der Aufklärung“ (1966) oder „Die Hosenmode der Frau“ (1963) oder „Die Amtstracht der Universitätsprofessoren“ (1969), — letzteres natürlich damals, als einige Vorwitzige von den Talaren und dem „Muff aus tausend Jahren“ scherzten.

Die letztere Arbeit war offenbar eine Vorstudie zu dem vorliegenden Buch, das nun die Entwicklung der Talare der Professoren und der Richter in den Zusammenhang mit der Entfaltung all dieser Standeskleider stellt. Nicht die liturgische Gewandung, sondern das Alltagskleid des Priesters, des katholischen Pfarrers wie des protestantischen Pastors findet sich hier also behandelt, mit der ganzen langen Entwicklung von der spätantik-mittelalterlichen Tunika her. Kapitelüberschriften wie „Die Schaub als Protestkleid der Reformation“ deuten an, daß hier wirklich Kleidungs-geschichte als Geistesgeschichte verstanden wird. Der Einfluß des dreißigjährigen Krieges einerseits, mit seiner Beendigung der alten Universitätstrachten, und der Französischen Revolution

andererseits mit der in ihrem Gefolge heraufkommenden neuen Professorenkleidung, aber auch kurzweiligere Einflüsse werden aus ihrer bisherigen Nichtbeachtung herausgehoben. Das Buch mag in mancher Hinsicht nur ein Anfang sein: Aber es erscheint mir als ein guter, ein wertvoller Anfang.

Leopold Schmidt

Adelhart Zippelius, Handbuch der europäischen Freilichtmuseen (= Führer und Schriften des Rheinischen Freilichtmuseums und Landesmuseums in Kommern, Bd. 7), 327 Seiten, mit 253 Abb. Rheinland-Verlag GmbH Köln in Kommission bei Rudolf Habelt-Verlag GmbH Bonn (1974).

Die Freilichtmuseen haben längst eine eigene Geltung erlangt. Ein eigener „Verband europäischer Freilichtmuseen“ sorgt für den inneren Zusammenhalt der so weit verstreuten und in ganz verschiedener Dichte vorhandenen Museen, von denen sehr viele, aber durchaus nicht alle dem alten Bauernhaus gewidmet sind. Um die Verhältnisse überblicken zu können, hat der genannte Verband dieses Handbuch in Auftrag gegeben, und der Landschaftsverband Rheinland hat die Verwirklichung ermöglicht. Adelhart Zippelius, Direktor des Museums in Kommern in der Eifel, hat das Handbuch an Hand von Fragebogen, die schon 1967/68 hinausgegangen sind, in vorbildlich schöner Weise zusammengestellt.

Das Handbuch zählt die Museen nach dem Alphabet der Staaten auf, in denen sie stehen. Also von Belgien bis Ungarn. Man mag manches aus der einfachen Reihung entnehmen, etwa daß Finnland, Norwegen und Schweden, aber auch Dänemark, weiters aber auch Rumänien sehr viele Freilichtmuseen aufzuweisen haben. Daß Frankreich praktisch nur eines besitzt, die Bundesrepublik Deutschland einige bedeutende in Norddeutschland, wogegen der Süden ziemlich leer davon ist. Österreich ist dem derzeitigen Stand nach erfaßt, und präsentiert sich durch Stübing, Maria Saal und die Pläne für Salzburg und Oberösterreich sehr stattlich. Da nicht nur die volkskundlichen Museen, sondern auch die archäologischen und urgeschichtlichen berücksichtigt sind, findet sich auch Asparn an der Zaya gut dokumentiert. Im kurzen geschichtlichen Abriss hätte aber wohl der einstmal von Walter Schmid durchgeführte Versuch von „Noreia“ erwähnt werden müssen¹⁾, schon um im Bewußtsein zu erhalten, daß die nichtvolkskundlichen Freilichtmuseen unter Umständen früher entstanden als die volkskundlichen, und manchmal wohl auch in einer gewissen Konkurrenz zu diesen. In dieser Hinsicht dürfte die Publikation übrigens auch für andere Länder nicht ganz vollständig sein.

Als erste umfangreiche Dokumentation nach dem früheren Ansatz von Robert Wildhaber (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1959) bietet das Buch von Zippelius aber wirklich sehr viel. Es ist einerseits als wichtiges Handbuch in alle Fachbibliotheken einzustellen, sollte aber auch der nachdenklichen Lektüre dienen.

Leopold Schmidt

Jürgen Ahrendts, Bibliographie zur alteuropäischen Religionsgeschichte. 2. Band 1965—1969. (= Arbeiten zur Frühmittelalterforschung. Schriftenreihe des Instituts für Frühmittelalterforschung der Universität Münster, hg. Karl Hauck, Bd. 5) XXVI und 591 Seiten. Berlin 1974, Verlag Walter de Gruyter & Co. DM 148,—.

Das nützliche und stattliche Werk, dessen 1. Band hier bereits angezeigt werden konnte, ist erfreulicherweise rasch zu seinem 2., wieder sehr stattlichen Band fortgeschritten. Der Gedanke einer „interdisziplinären Auswahl von Litera-

¹⁾ St. Margarethen am Silberberg, Steiermark.

tur zu den Rand- und Nachfolgekulturen der Antike in Europa unter besonderer Berücksichtigung der nichtchristlichen Religionen" ist zweifellos fruchtbar. Das Gebiet wird von vielen Ausgangspunkten her bestellt, läßt sich demgemäß schwer überblicken. Da ist eine derartige gewissenhaft gearbeitete Bibliographie also von wirklichem Nutzen. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft fördert hier ein gutes Werk.

Für uns ist diese Bibliographie auch deshalb besonders erfreulich, weil sie die „Volkskunde“ mit ihren fachlichen Veröffentlichungen voll zur Kenntnis nimmt, und die einzelnen Abschnitte sowohl bei dem Verzeichnis der Bibliographien wie beim Sachverzeichnis (unter Hauptkapitel „Geschichte“) mit dem guten Namen selbst zur Kenntnis nimmt. Man braucht sich bloß die Verwirrung vorzustellen, wenn die von meist recht unberufenen Mitsprechern vorgeschlagenen neuen Namen für das alte Fach sich eingebürgert hätten! Die alte, vorzüglich klingende deutsche Fachbezeichnung bewährt hier wie öfter ihre hohe sprachliche Qualität, und ist sachlich offenbar völlig zureichend, sonst würden gerade bibliographische Bearbeiter sie nicht so exakt verwenden, wie dies gerade bei Ahrendt wieder deutlich der Fall ist. Außerdem sind wir erfreut, daß die österreichischen Veröffentlichungen gut vermerkt sind. Künftighin wird unter I. A. 3. i. jedenfalls auch die „Österreichische Volkskundliche Bibliographie“ zu verzeichnen sein, die unser Verein herausgibt. Leopold Schmidt

Alois Senti, Sagen aus dem Sarganserland (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 56) 494 Seiten, mit 13 Zeichnungen von Heiner Bauer. Basel 1974, Verlag G. Krebs AG. Sfr. 38,—.

Alois Senti hat soeben den „Europa-Preis für Volkskunst 1974 der Stiftung F. V. S. zu Hamburg“ bekommen. Bei solchen Preisen weiß man kaum, warum sie überhaupt vorhanden sind, und wieso sie gerade an diesen oder jenen verliehen werden. Der „Europapreis für Volkskunst“ gehört der gar nicht kleinen Gruppe von Preisen an, die der Hamburger Großkaufmann Alfred C. Toepfer gestiftet hat; der „Herder-Preis“ ist am bekanntesten für uns, da er jährlich von der Universität Wien im Festsaal der Österreichischen Akademie der Wissenschaften verliehen wird. Von dem „Europapreis für Volkskunst“ war bisher nur bekannt, daß er an Volkstanzgruppen, Volksmusikensembles usw. verliehen wurde. Ein „Volksgutsammler“ wie der Schweizer Senti war heuer zum ersten Mal unter den Preisträgern. Kann sein, daß das Kuratorium sich mit seinen Preiszuteilungen nun allmählich dem Bereich der Sammlung und Aufzeichnung, und vielleicht noch später einmal auch dem inneren Kreis der Forschung nähert.

Alois Senti hat den Preis jedenfalls für sein soeben erschienenes Buch „Sagen aus dem Sarganserland“ bekommen. Von seinen früheren Veröffentlichungen sind die „Sarganserländer Stüggli“ bekannt, eine Sammlung von Anekdoten und Schwänken in einer nicht leicht lesbaren Mundart. Auch die Sagen sind in dieser Mundart aufgeschrieben, und ein Kenner wie Robert Wildhaber lobt in der Einleitung gerade diese sprachliche Fassung. Aber längere Erzählungen sind freundlicher Weise doch auch in Schriftdeutsch wiedergegeben, was der vergleichenden Forschung dienlich sein wird. Die Sagen sind nach den Sarganserländer Orten angeordnet, die weitere Aufschlüsselung besorgt ein Register. Anmerkungen und Worterklärungen sind dem schmucken Band beigegeben. Die Sagen sind in den letzten sieben Jahren aufgezeichnet worden, was für eine erstaunliche Lebendigkeit volkstümlicher Überlieferung in der Gegenwart ebenso wie für die starke Einfühlungskraft des Aufzeichners spricht.

Leopold Schmidt

P. Odilo Hajnšek OFM, Marijine bozje poti (Marienwallfahrten. Celovec (Klagenfurt), Verlag der Družba sv. Mohorja (St. Hermagoras-Gesellschaft) 1971. Geb. 652 Seiten.

Auch wenn es nicht gesondert vermerkt wird, handelt es sich fast ausschließlich um Marienwallfahrten auf slowenischem, zum Teil auch auf kajkawisch-kroatischem Boden (wie Bistrica im Zagorje nördlich Agram/Zagreb), nur sehr vereinzelt um weiter abgelegene, aber traditionell von Slowenen wallfahrtsmäßig aufgesuchter Marienheiligtümer wie Maria Zell in der Obersteiermark. Der Verfasser, Franziskaner-Seelsorger in der historischen Untersteiermark, Mitbegründer des Kärntner Sonderzweiges der katholisch-slowenischen Kulturorganisation „St. Hermagoras-Gesellschaft“ (daneben existieren, unter einander rechtlich unabhängig, noch Stelle in Cilli (Celje) und in Görz, war jahrzehntelang als Volksmissionar und Marien-Wanderprediger, auch durch die Niederlassungen slowenischer Auswanderer in Nord- wie in Südamerika gezogen und wollte mit diesem stattlichen Bande, der ihm 1971 zu seinem Goldenen Priesterjubiläum überreicht worden ist, nicht primär ein „wissenschaftliches“ Werk schaffen. Es wollte aus zunächst pastoraler Intention dem slowenischen Bedefahrer unserer Gegenwart Entstehung, Geschichte, Mirakelberichte und vor allem den Gegenwartszustand der Gnadenstätten schildern. Gelegentlich sind ältere, auch neue Wallfahrtslieder eingestreut, sehr oft Abbildungen der Anlagen, der Kultgegenstände, erfreulicherweise jeweils mit der ausführlichen Mitteilung der zugehörigen Legende(n). Erstmals wird in solchem Umfange vor allem das slowenische Wallfahrtswesen unter den Sonderbedingungen nach dem Zweiten Weltkriege erfaßt und damit auch Material für kommende wissenschaftliche Untersuchungen geboten, die ja in dem für uns Volkskundler sozusagen „fachlich zuständigen“ Handbücherwerk von G. Gugitz (Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Wien 1955—58, in 5 Bänden) noch nicht enthalten sein konnten. Es darf in der bei nahezu allen zahlenmäßig kleineren Slawenvölkern engen Verbindung zwischen Kirchentradition und Nationalbewußtsein nicht wundernehmen, wenn in solch einem aus Erbauung und Belehrung gerichteten Werke die Schilderung mancher Wallfahrtsstätten zu geschichtlichen Abhandlungen in volkstümlichem Stil anwachsen wie z. B. im Falle Maria Saal auf dem Kärntner Zollfelde (Gospa Sveta) (S. 32 ff.), wo die Frage der „Wiege des Slowenentums“, die Herzogseinsetzung, die christliche Slawenmission mit dem Wirken des hl. Modestus, das Aufsteigen des besonderen Marienkultes sich mit der Beschreibung von Baulichkeiten, Innenausstattung, Wallfahrtsgeschichte und Hymnik verbinden. Ähnliches gilt für den Heiligen Berg bei Görz (italien. Stadtteil), für Maria Luschari, für Reichenburg als das „slowenische Lourdes“ in der historischen Untersteiermark, für Maria Rast (Ruše) an der Drau, für das ehemals freisingische Crngrob bei Bischoflack (Škofja Loka) in Oberkain, für das Zisterzienserstift Sittich (Stična), für Trsat (Tersatto) ob Rijeka/Fiume, aber auch für Maria Zell in der Obersteiermark. Insgesamt sind es 51 Wallfahrten, die meist ziemlich ausführlich beschrieben werden einschließlich einiger Filiationen in Washington, in Argentinien usw. Knapp, aber immerhin weiterführend ist Literatur angeführt, auch solche, die in der Nachkriegszeit in den USA erschienen ist, wo der Verfasser jahrelang wirkte.

Leopold Kretzenbacher

Milko Matičetov, *Zverinice iz Rezije*. (Tiermärchen aus der Resia/Friaul). Mit 7 ganzseitigen Farbbildern und 20 Strichzeichnungen im Text von Ančka Gošnik-Godec. Ljubljana-Trst (Laibach-Triest) 1973. Gemeinsam hrsg. von „Mladinska knjiga“ (Jugendbuch-Verlag/Ljubljana und vom Institut za slovensko narodopisje pri Slovenski Akademiji znanosti in umetnosti (Volkskunde-Institut der Slowen. Akademie der Wissenschaften und Künste). 242 Seiten.

Die slowenische Sprachinsel Rezija (Resia) hoch in den Bergen Friauls auf italienischem Staatsgebiet erweist sich als geradezu typisches Reliktgebiet altartiger Kulturtraditionen so weit nach dem Westen vorgedrungener Südslawen. Einst hatte der polnische Sprachforscher Jan Baudouin de Courtenay mit seinen „Materialien zur südslawischen Dialektologie und Volkskunde“ (*Materialy dla juznoslovjanskoj dialektologii i etnografii*) zu Sanktpetersburg 1895 darauf hingewiesen. Seither riß das Interesse an der Forschung nicht ab, stieg aber durch die Sonderaufgabe des Volkskundeeinstitutes der Slowenischen Akademie der Wissenschaften noch steil an. M. Matičetov konnte als Volkskundler, Slawist und Italianist sehr viel an Materialien und Analysen bisher schon vorlegen. So z. B. über den Sagenriesen „Löl Kotlič-Krpan iz Rezije“ (*Zs. Sodobnost-Gegenwart*, XI, Ljubljana 1963/3, 249—256); „Il furto del fuoco a Resia, in Sardegna e nel mito prometeico“ (*FS Carmelina Naselli*, I, Catania 1968, 165—191); „Schichten und Strömungen im Erzählschatz der Resiatäler“ (*IV. Intern. Congres for folk-narrative research*, Athen 1965, 282—286). Vor kurzem erschienen seine „Rožice iz Rezije“ (Röslein aus d. Resia) Koper-Trst-Ljubljana 1973) als höchst eigenartige Frühformen slowenischer „Volks-Lyrik“ in altertümlichen Versgebilden mit Versuchen metrisch angeglichener Übersetzungen ins heutige Schriftslowenisch zur originalen Mundartaufnahme der letzten Jahre, dazu mit Exkursen über die schwierige Ursprungsfrage solcher Kleinlyrik. Nun sind es Tiermärchen, wiederum aus Eigenaufnahmen des Herausgebers und Kommentators zwischen 1962 und 1973. Die (slowenische) Einleitung gibt Rückblicke auf frühe Aufnahmen und Beurteilungen (seit Jan Baudouin de Courtenay) und der Fehlansatz, das volkläufige „Germanische Tierepos“, das M. Matičetov als eine „Fiktion des 19. Jahrhunderts“ bezeichnet und dessen literarische Gattung er den gebildeten Schichten, den Klöstern, Hofkreisen und allenfalls noch dem Bürgertum des Mittelalters zuweist, mit dem Tiermärchen als der „älteren Gattung, die jene (das Tier-Epos) auch überlebt hat“ (S. 11) in Zusammenhang zu bringen. Von den hier aus dem Volksmunde wiedergegebenen 60 resianischen Tiermärchen sind in der mittelalterlichen Literatur, der mittelhochdeutschen zumal, kaum ein Drittel stofflich vergleichbar. Die Entstehungsgeschichte wird in der Einleitung sehr breit in den gesamt-europäischen, vor allen in den baltisch-slawischen NO-Raum eingebettet, doch auch in den romanischen Westen und Süden. Die wissenschaftliche Nachprüfung wird durch eine eigene „Comparatio numerorum huius editionis cum indice internationali Aarne-Thompson 1961“ (S. 230), auch mit Dähnhardt (*Natursagen* II, III) und mit Bolte-Polívka, Anmerkungen zu d. KHM III, 417 ff.) erleichtert. Zudem durch einen Kommentar zu den Einzelnummern (S. 211—228) und durch ein italienisches Riassunto (S. 231—239), das Aufnahmegeschichte, Themen und Typisierung der 60 meist köstlichen, von Frau A. Gošnik-Godec reizvoll kindertümlich illustrierten Tiergeschichten westsprachlich vorstellt. Ein wissenschaftlich erschlossenes Quellenwerk in bibliophiler Kinderbuchaufmachung.

Leopold Kretzenbacher

Peter Nagybakáy, Zünfte und zunftgeschichtliche Denkmäler im Komitat Veszprém. Veröffentlichungen aus den Jahren 1963 bis 1973.

Die vielseitige ungarische Sammlung und Forschung, die immer wieder einerseits Arbeiten in den einzelnen Landschaften, andererseits Planungs- und Lenkungsansätze in Budapest aufweist, hat sich in den letzten Jahren auch mit dem alten Zunftwesen und seinen vielen erhaltenen Zeugnissen beschäftigt. Im Komitat Veszprém, also im Bereich des Plattensees und damit in unmittelbarer Nachbarschaft zu Ostösterreich, hat sich Peter Nagybakáy im ganzen letzten Jahrzehnt mit derartigen Gegenständen beschäftigt und sie in einzelnen Veröffentlichungen bekanntgemacht, deren Titel hier wenigstens aufgezählt sein sollen, und zwar gleich in der deutschen Fassung. Die Arbeiten selbst sind ungarisch geschrieben, weisen aber in der Regel kleine Auszüge sowohl in deutscher wie manchmal auch in französischer und in russischer Sprache auf.

Zunftpetschafte aus Veszprém und aus Komitat Veszprém (Mitteilungen der Museen des Komitates Veszprém, Bd. 1, 1963, S. 185—219, mit zahlreichen Abb.).

Einberufungstafeln der Zünfte aus Veszprém und Komitat Veszprém (Mitteilung der Museen des Komitates Veszprém, Bd. 2, 1964, S. 341—363, mit zahlr. Abb.).

Zunftkrüge aus Stadt und Komitat Veszprém (Mitteilungen der Museen des Komitates Veszprém, Bd. 4, 1965, S. 139—204, mit zahlr. Abb.).

Zunftladen von der Stadt und vom Komitat Veszprém (Mitteilungen der Museen des Komitates Veszprém, Bd. 5, 1966, S. 91—141, mit zahlr. Abb.).

Darstellung von Arbeitswerkzeugen an ungarischen Zunftinsignien (Különlényomat a Technikátörteneti Szemle, Bd. IV, 1967, S. 179—189, mit zahlr. Abb.).

Zunftfahnen, Zunftlampen und andere Zunftzeichen — Denkwürdigkeiten aus Stadt und Komitat Veszprém (Mitteilungen der Museen des Komitates Veszprém, Bd. 10, 1971, 127—187, mit zahlr. Abb.).

Neuerlich aufgefundene Zunftdenkmäler im Komitat Veszprém (Mitteilungen der Museen des Komitates Veszprém, Bd. 11, 1972, S. 401—416, mit zahlr. Abb.).

Zünfte und zunftgeschichtliche Denkmäler im Komitat Veszprém. Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Museum von Veszprém, 1971. 68 Seiten mit zahlr. Abb.

Diese stattliche Zahl von inhaltlich sehr reichen Abhandlungen und Katalogen enthält selbstverständlich viele Hinweise, die für die österreichischen Bestände von großer Bedeutung sind. Vor allem die burgenländischen Zunftladen und Zunftkrüge lassen sich auf diese Weise in ihre landschaftlichen Zusammenhänge stellen.

Der Großteil der Arbeiten von Peter Nagybakáy ist erschienen, als István Eri in Veszprém das Museum leitete und auch Redakteur der „Mitteilungen“ dieses Museums war. Nun ist Eri nach Budapest berufen worden, um dort eine zentrale Dokumentationsstelle der Museen aufzubauen. Er wird sich dabei wesentlich auf diese Vorarbeiten auf dem Gebiet der Zünfte stützen. Dabei soll erprobt werden, inwieweit sich diese Bestände bereits für die Dokumentation auf dem Wege der Datenverarbeitung eignen. Einen ersten Ansatz in dieser Hinsicht bietet das Heft von Lajos Nagy, Kézművesipari mesterségnévszotar. Veszprém 1973. Eine Aufschlüsselung der Zunftbezeichnungen also, und zwar in ungarischer, deutscher und lateinischer Sprache. Diese vorbildliche Publikation (65 Seiten, vervielfältigt) wird sicherlich der gesamten Mitforschung (Geschichte, Wirtschaftsgeschichte usw.) auch zugutekommen.

Leopold Schmidt

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1974



Abb. 1 Christophorusstatue in Christofberg/Kärnten. Der Heilige trägt in einer Tasche zwei Brote; Figur wohl 18. Jh. Siehe S. 257 f.



Abb. 2 Glocke von 1959 in Christofberg.
Siehe S. 258



Abb. 3 Votivbild aus Feistritz bei Knittelfeld/Steiermark. Wohl frühes 18. Jh. Die 14 Not-
helfer sind u-förmig um den hl. Christophorus
angeordnet. Siehe S. 262 f.

(Alle Aufnahmen Verf., 1970)